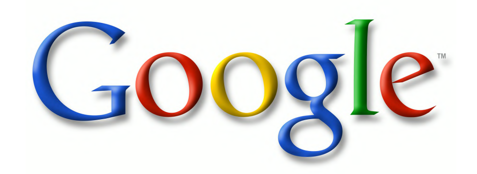
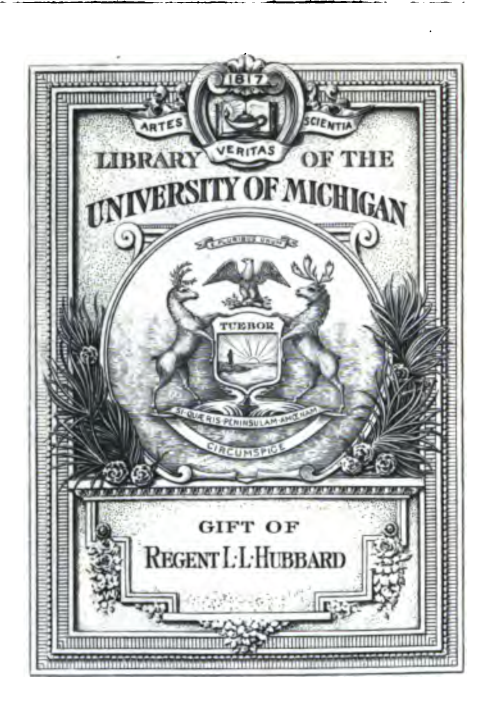
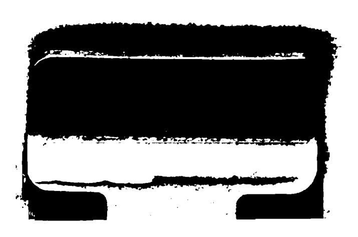
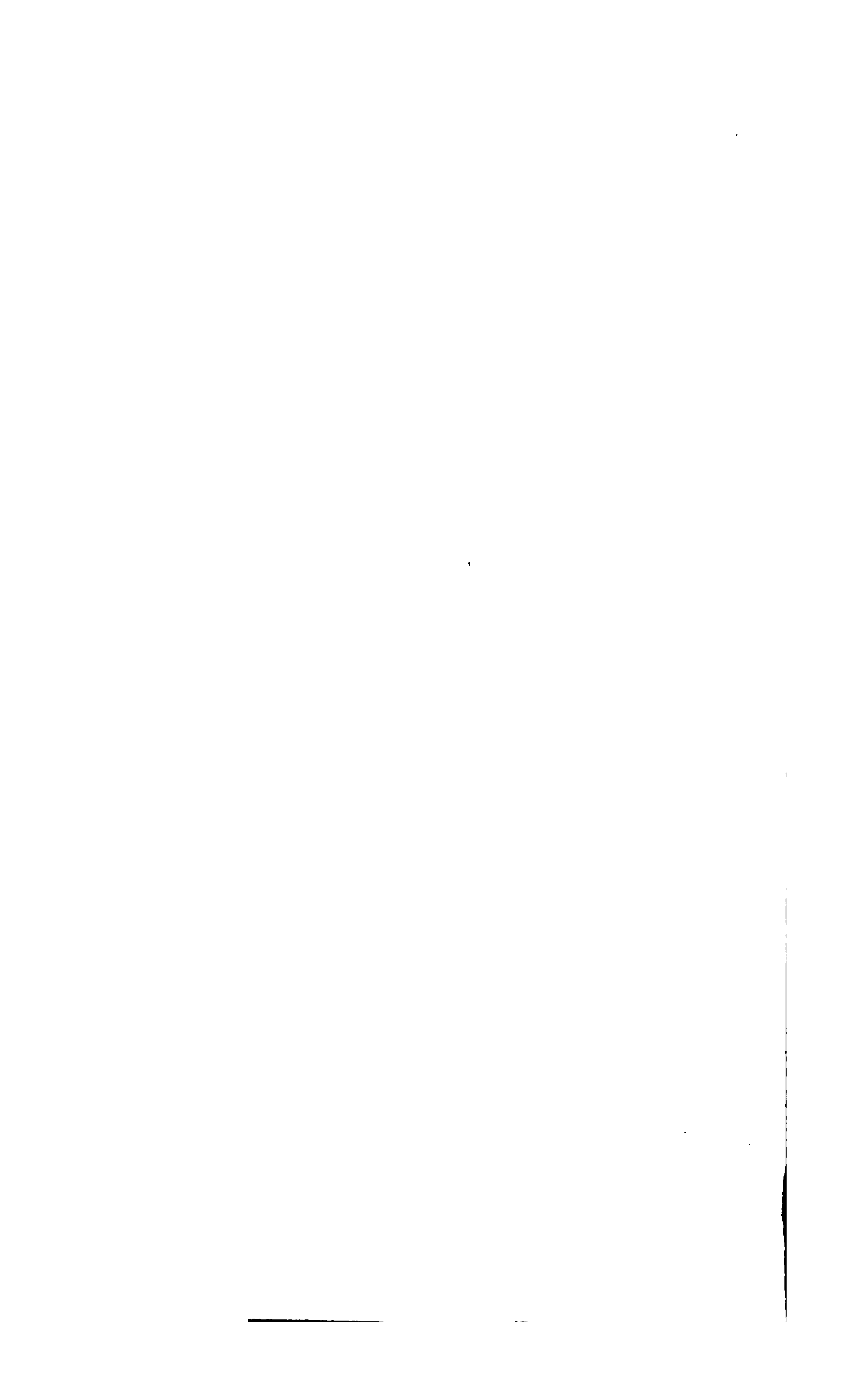






1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L·L·HUBBARD





Amerika,

seine

Entdeckung und seine Vorzeit.

Nach

Originalmemoiren und Berichten

herausgegeben

von

H. Ternaux-Compans.

Deutsch

von

L. v. Alvensleben.

Erster Band.

Meißen, bei F. W. Goedsche.
1839.

Grausamkeiten

der

Eroberer Mexicos.

Reisen,

Abenteuer und Schiffbrüche

des

Don Alvar Nuñez Cabeça de Vaca.

(1540.)

(Erster Abschnitt.)

Meißen, bei F. W. Goedsche.
1839.

Amerika,

seine

Entdeckung und seine Vorzeit.

Nach

Originalmemoiren und Berichten

herausgegeben

von

H. Ternaux-Compans.

Deutsch

von

L. v. Alvensleben.

Erster Band.

Meißen, bei F. W. Goedsche.
1839.

Vorrede

des französischen Herausgebers.

Vor der Entdeckung Mexicos bewahrten die Indianer dieses Landes das Andenken ihrer geschichtlichen Begebenheiten in Hieroglyphen-Schriften und Helden-Gesängen. Die ersten Eroberer wollten bis auf die Erinnerung die Nationalität ersticken, und zerstörten alle Denkmale dieser Art, deren sie sich bemächtigen konnten. Sie wurden dabei sehr von der Geistlichkeit unterstützt, welche in diesen fremdartigen Figuren, die sie nicht verstand, Hexenwerke sah. Einige, die dieser doppelten Verfolgung entgingen, wurden als Seltenheiten nach Europa geschickt, und in verschiedenen öffentlichen Bibliotheken aufgestellt. Lord Kingsborough hat kürzlich in England eine prachtvolle Edition von Allem, was er auffinden konnte, veranstaltet.

Den Indianern gelang es auch, eine Anzahl derselben zu verbergen, und als man später deren wahren Inhalt kennen lernte, suchten die Vicekönige und die Missionäre sich denselben erklären zu lassen. Sie nahmen ihre Zuflucht zu den vornehmen Indianern, welche der spanischen Sprache mächtig waren, und diese gaben die Annalen ihres Vaterlandes in dieser Sprache oder im Mexikanischen heraus.

Ehe ich von Ixtlilxôchitl, einem der Ausgezeichnetsten derselben spreche, den Herrn von Bustamente sich nicht scheut den mexicanischen Cicero zu nennen, wird es nicht überflüssig sein, in der Kürze seiner Landsleute zu erwähnen, die sich mit demselben Gegenstande beschäftigt haben. Fernando Pimentel Ixtlilxôchitl und Antonio de Tobar Cano Montezuma Ixtlilxôchitl, von den königlichen Häusern von Aculhuacan und Mexico abstammend, haben auf die Bitte des Vicekönigs, Grafen von Benavente, mehrere Memoiren über die Alterthümer ihres Vaterlandes geschrieben; man bewahrte sie in der Bibliothek der Jesuiten von Mexico.

Antonio Pimentel Ixtlilxôchitl, Sohn des Don Fernando Pimentel, hat über die Geschichte Culhuacans mehrere Memoiren verfaßt, deren sich Torquemada bedient hat. (Clavigero, p. 9.)

Tadeo de Niça, ein Indier von Tlaxcala, schrieb im Jahr 1548, auf Befehl des Vicekönigs von Mexico, eine Geschichte der Eroberung, die von dreißig edlen Tlaxcalteken unterschrieben wurde.

Gabriel d' Ayala, ein edler Indier von Tezcoco, ist der Verfasser einer Geschichte von Mexico in aztekischer Sprache vom Jahre 1243 bis 1562. (Clavigero, p. 10.)

Dona Maria Bartola, Prinzessin von Ixtapala-

pan, hat in mexicanischer Sprache mehrere Geschichten vom alten Mexico geschrieben.

Juan Ventura Zapata y Mendoza, ein edler Indier von Tlaxcala, hat in mexicanischer Sprache eine Geschichte der Tlaxcalteken, von ihrer Ankunft im Lande Anahuac bis zum Jahre 1589, verfaßt.

Pedro Ponce, ein edler Indianer von Tzompahuacan, hat eine Sammlung über die Götter und die Religionsgebräuche des mexicanischen Heidenthums im Spanischen herausgegeben. (Clavigero, p. 10.)

D. Fernando d'Alvarado Tezozomoc verfaßte 1598 eine mexicanische Chronik, von welcher ein Exemplar in der Bibliothek der geschichtlichen Akademie in Madrid befindlich ist. Man verspricht mir eine Abschrift derselben, die ich in deser Sammlung mittheilen werde.

Christoph del Castillo, ein mexicanischer Mestize, hat eine Geschichte von der Auswanderung der Azteken nach dem Lande Anahuac geschrieben. Das Manuscript ward in der Bibliothek des Klosters der Jesuiten von Tepozotlan bewahrt. (Clavigero, p. 10.)

D. Juan Bautista de S. Anton Muños Chimalpain hat, mexicanisch, mit Verbesserungen, die Geschichte der Eroberung von Mexico von Lopez de Gomara herausgegeben. Eine Auflage dieser Uebersetzung ist in Mexico durch Herrn Bustamente 1826 erschienen (2 V. in 4.). Chimalpain war ein geborner Amecaner und ein Abkömmling der alten Könige

von Tezcoco. Nach Herrn Bustamente beendete er das Werk gegen das Jahr 1616. Er hat über die alte Geschichte seines Landes mehrere andere Bücher geschrieben, die man jetzt verloren glaubt.

Diego Munoz Camargo, ein edler Mestize von Tlascalla, ist der Verfasser einer Geschichte dieser Republik.

Juan Bautista Tobar, von Tezcoco oder von Cholula, stammte von einem Bastard des königlichen Hauses von Tezcoco ab, er schrieb über dieses Königreich Memoiren, deren sich Torquemada bediente. (Clavigero, p. 11.)

Wie man aus der Vorrede des Herrn Bustamente ersieht, war Ixtlilxochitl ein Abkömmling der Könige von Tezcoco und hatte die Funktionen eines Dollmetschers des Vicekönigthums übernommen. Hier ist seine Genealogie, wie ich sie in den Auszügen des Muños gefunden habe.

D. Fernando Cortez Ixtlilxóchitl, der Held dieser Geschichte, war der Sohn von Nezahualpilzintli, und von Tenancazihuatzin, rechtmäßigen Tochter des Axacatzin, König von Mexico. Er heirathete Dona Beatrice Papantzin, seine Cousine, Tochter des Quitlahuatzin, Herrn von Iztapálapan, welcher später König von Mexico wurde. Er hatte zwei Töchter aus dieser Ehe, Anna und Luisa; diese letztere hatte keine Kinder aus ihrer Vereinigung mit dem Fürsten von Tepcapulco. Anna, die ältere

heirathete D Francisco Verdugo Quetzalmamalic-tzin, Fürst von Teotihuacan, und hatte nur eine Tochter von ihm, Francisca, die sich mit einem Spanier, Namens Juan Grande, verheirathete; sie hatte drei Kinder von ihm, zwei Töchter, Anna und Juanna, und einen Sohn, D. Luis genannt. Anna, die ältere, wurde mit D. Juan Perez de Peraleda y Navas verheirathet, und hatte unter mehreren Kindern D. Francisco de Navas Huetzin und D. Fernando de Alva Cortez Ixtlilxôchitl, Verfasser des Werkes, dessen Uebersetzung wir jetzt mittheilen. Sein älterer Bruder war ohne Kinder gestorben, er ward, durch ein königliches, in Aranjuez gegebenes Decret, am 16. Mai 1602, zum Erben der Titel und Güter seiner Familie erklärt.

D. Francisco Verdugo Quetzalmamalictzin stammte von den alten Fürsten von Teotihuacan ab, deren Genealogie hier folgt:

Xolotzin, König der Chichimeken, gab seiner Schwester Tomeyautzin den District von Teotihuacan, und verheirathete sie mit Tochintecuhtli. Dieser hatte zwei Söhne, Huetzin, der ohne Kinder starb, und Quetzalmamalictzin, der sein Nachfolger war. Er ward durch Netzahualcoyôtl, König von Tezcoco, seiner Staaten beraubt, welcher sie ihm später wieder gab, indem er ihn mit seiner Tochter Tzinquetzalt-pozteczin verheirathete.

Cotzatzitzin, sein ältester Sohn, folgte ihm nach. Er heirathete Quauhyuitzin, Tochter des Nezahualpilzintli. Er hatte zwei Söhne mit ihr, Amaxolotzin und Tehenzihuatzin.

Amaxolotzin, der Xiuhhiotozin geheirathet hatte, bekam einen Sohn, Namens Manahuatzin, von ihr. Als er seine erste Frau verloren hatte, heirathete er seine Schwägerin Teuhzihuatzin. Das war gegen den Zeitpunkt, wo die Spanier ankamen. Diese Prinzessin bekehrte sich zum Christenthum, und ward, unter dem Namen Magdalena, getauft. Amaxolotzin bekam von ihr einen Sohn, D. Francisco Verdugo Quetzalmamalictzin genannt, der von seinem Bruder, der ohne Kinder starb, erbte, und Dona Anna Cortez Ixtlilxôchitl heirathete, wie wir oben gesehen haben.

Das ganze Werk Ixtlilxôchitls umfaßt dreizehn Abhandlungen, und fängt in den ältesten Zeiten an.

Herr Bustamente glaubte nur die dreizehnte veröffentlichen zu dürfen, welche Bezug auf die Eroberung von Mexico hat. Man wird in dem Catalog, der am Anhang unter Numero IV beigefügt ist, den vollkommnen Titel des Werkes finden.

Die Erzählung, deren Uebersetzung wir jetzt liefern, ist höchst interessant; doch muß man sich wohl hüten, dem Autor in Allem, was er sagt, blinden Glauben zu schenken; er scheint nur damit beschäftigt zu

sein, seine Landsleute in jeder Beziehung herrlich erscheinen zu lassen, vorzüglich seinen Ahnherrn, und die Spanier zu erniedrigen. Cortes wäre nicht der Mann gewesen, das Hohnsprechen, welches Ixtlilxóchitl zu mehreren Malen seinem Helden in den Mund legt, zu dulden.

Herr Bustamente hat dessen ungeachtet keinen geringen Dienst geleistet, ein Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben, welches die Spanier so lange geheim gehalten hatten, nebst vielen andern merkwürdigen Documenten. Sie haben nicht erst seit Kurzem diese Gewohnheit, denn ein Autor des sechszehnten Jahrhunderts sagt schon, um die Schwierigkeit zu beweisen, welche man fand, sich Nachrichten über Amerika zu verschaffen:

In hispanicis bibliothecis multa supersunt manuscripta, sed ut dracones opibus suis incubant, neque tamen iis uti vel possunt vel volunt. *)

Morhofius Polyhistor, lib. I. Cap. VII, p. 66.

Ich habe noch zu bemerken, daß der Titel, welcher diesem Werke jetzt vorsteht, von Herrn Bustamente ist. Er hat geglaubt, ihn statt des Titels: dreizehnte Abhandlung, von der Ankunft der Spa-

*) In den spanischen Bibliotheken sind viele Handschriften aufbewahrt, aber sie liegen gleich Drachen auf ihren Schätzen, welche sie indeß weder benutzen können noch wollen.

nier und von dem Anfang des evangelischen Gesetzes unterlegen zu müssen.

Was die historisch-politischen Bemerkungen betrifft, welche Herr Bustamente seiner Erzählung beigefügt hat, so habe ich geglaubt dieselben beibehalten zu müssen, um ein vollständiges Werk zu liefern, indem ich jedoch dafür sorgte, sie von den meinigen durch die Worte: Anmerkung des mexicanischen Herausgebers zu unterscheiden. Auch seine Orthographie der Eigennamen habe ich beibehalten, obgleich er mit sich selbst nicht immer einig ist, aber meine geringe Kenntniß der mexicanischen Sprache erlaubt mir nicht, dieselben zu berichtigen.

Vorrede

des mexicanischen Herausgebers.

Sobald ich den Entschluß gefaßt hatte, dieses unbekannte Manuscript der Oeffentlichkeit zu übergeben, sah ich ein, daß es unumgänglich nöthig sei, meinen Lesern eine klare Ansicht des Autors und des alten Prinzen von Tezcoco zu geben, welcher der Held dieses Werkes ist; das Werk möchte ihn sonst unbefriedigt lassen, und er würde es nicht so würdigen können, wie es dasselbe verdient.

Der berühmte Don Francisco Xavier de Clavigero hat mir in dieser Hinsicht vorgearbeitet, in den Notizen, welche er über die mexicanischen Schriftsteller des fünfzehnten Jahrhunderts gegeben hat. Hier ist, was er über Ixtlilxöchitl sagt: „Fernando d' Alva Ixtlilxöchitl de Tezcoco stammt in grader Linie von den Königen von Aculhuacan ab. Dieser edle Indier, einer der unterrichtetsten über die Alterthümlichkeiten seiner Nation, schrieb, auf Verlangen des Vicekönigs von Mexico, eine große Anzahl ungedruckter und achtungswerther Werke, als: Eine Geschichte Neu-Spaniens, eine Ge-

schichte der chichimekischen Herrscher, eine Geschichte des Königreichs Tezcoco, historische Memoiren über die Tolteken und mehrere andere Nationen von Anahuac. Alle diese Werke, in spanischer Sprache geschrieben, werden in der Bibliothek der Jesuiten von Mexico bewahrt, und ich habe aus denselben zahlreiche Materialien für meine Geschichte gezogen."

„Der Autor war so vorsichtig bei seinem Schreiben, daß er, um den geringsten Schein von Falschheit zu vermeiden, die Uebereinstimmung seiner Erzählungen mit den geschichtlichen Malereien, welche er als Erbtheil von seinen Voraltern erhalten hatte, gesetzlich bestätigen ließ."

In der Galerie des Princes mexicains, welche ich in Puebla im Jahr 1821 durch die kaiserliche Gouvernementsdruckerei veröffentlichte, habe ich ein Bild von Ixtlilxòchitl gegeben, indem ich den kostbaren Manuscripten des Licentiaten Don Mariano Veytia beistimmte.

Ich habe gesagt, daß er seine Berichte eigenhändig im Jahre 1608 geschrieben hatte, und ich habe selbst einige Zeilen abgeschrieben, in welchen er sich über den bedauernswerthen Zustand beklagt, in welchem sich die Abkömmlinge der Könige von Tezcoco befanden. Hier seine eigenen Worte: „Sie graben und bearbeiten die Erde, um ihren Lebensunterhalt

zu gewinnen, und um seiner Majestät zehn Silber-Reale und eine halbe Fanega Mais zu zahlen, eine Abgabe, zu welcher Jeder von uns verpflichtet ist. Denn nachdem man uns gezählt hat, und die neue Taxe aufgelegt worden, sind nicht nur die Macehualen dieser Steuer unterworfen, sondern uns selbst, die wir von der königlichen Familie abstammen, hat man sie gegen alles Recht auferlegt, und uns mit einer unerträglichen Last beladen."

Ich habe ebenfalls erwähnt, daß zu dieser Zeit, das heißt unter der Regierung des Vicekönigs Don Diego Carrillo Mendoza y Pimentel, Marquis de Gelves, Ixtlitxóchitl das Amt eines Dollmetschers des Königsreichs bekleidete. Er verdankte dieses Amt seiner umfassenden Gelehrsamkeit und seinem Talent, die Gemälde und alten Figuren auszudeuten, seiner Belesenheit in den Denkwürdigkeiten, in den Sagen seiner Väter und in den Gesängen seiner Ahnen, die er noch als Kind gelernt hatte, und den Verbindungen, in welchen er mit vielen alten, gelehrten Indiern stand. Er war befreundet mit Don Lucas Cortès Calanca, ein Greis von hundert und acht Jahren, geboren in der Stadt Conzoquitlan, ein Sohn der Estatzin, Fürstin dieser Stadt. Diese Prinzessin theilte ihm mehrere Thatsachen in Bezug auf das Alterthum mit, welche sie von den Prinzen von Tezcoco, oder in den Archiven dieser Stadt aufbewahrt wußte. Er

kannte Don Jacob de Mendoza Tlatecaltzin, ein Cazike der Stadt Tepepulco, der neunzig Jahre alt war, und mehrere Geschichten und Erzählungen besaß. Dieser Letzte hatte Tezcoco zur Zeit seines Glanzes gesehen, so wie die Söhne der Könige von Netzahualpilli. Ixtlilxôchitl sah auch Don Gabriel de Ségovie Acapipiotzin, ein Enkel des Infanten gleichen Namens, und ein Neffe des Königs von Tezcoco; endlich noch einen Edelmann von Tlaltelolco, der ungefähr vier und achtzig Jahre alt war, und dessen Eltern in Mexico gewohnt hatten. Dieser besaß eine große Anzahl von Lienzos, *) die sehr alt und von merkwürdiger Schrift waren, und die später in's Spanische übersetzt wurden. Er theilte Ixtlilxôchitl viele Memoiren mit, welche er mit der Original-Geschichte, welche er besaß, übereinstimmend fand.

Don Franzisco Ximenez de Huexôtla, der achtzig Jahr alt sein konnte, versah ihn ebenfalls mit alten Denkschriften; man hielt ihn für sehr weise. Die Indianer kamen von weit her, um ihn zu bitten, Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten zu sein, und er unterrichtete sie über den Ursprung vieler Dinge. Ixtlilxôchitl stand im Verkehr mit Don Alfonso Itzhueztatocatzin, den man Ayacatzin nennt, der rechtmäßige Sohn eines

*) Lienzos nannte man die hieroglyphischen Malereien der Mexikaner.

alten Königs von Mexico, Cuitlahuatzin genannt, dem unmittelbaren Nachfolger von Moctheuzoma, und von Ixtapalapan. Don Alfonso stand in dem Rufe, sehr unterrichtet und geschickt zu sein. Als er Tezcoco verwaltete, versammelte er dort eine große Anzahl Geschichtsforscher, um eine Masse von Documenten zu deuten und in den Archiven zu ordnen. Diese Sachen waren gewiß ein Theil derjenigen, welche vor der mißtrauischen und hartnäckigen Unwissenheit des Erzbischofs Zumarraga gerettet wurden, und welche dieser Prälat nach Tlaltelolco schaffen ließ, wo er den Befehl gab, sie zu verbrennen, wie von der Inquisition Verurtheilte, weil er sie für ein Archiv der Necromantie hielt.

Eine gewisse Anzahl dieser Malereien und Papiere blieb in den Händen seiner Kinder und besonders der berühmten Dona Maria Bartola, Prinzessin von Ixtapalapan, die in mexicanischer und spanischer Sprache mehrere Begebenheiten jenes Landes zur Zeit der Tolteken und Chichimeken schrieb. — Die Werke dieser Frau, und besonders das mexicanische, welches das umfangreichste war, haben dem Don Fernando Ixtlilxóchitl angehört; er versichert, es mit der Original-Geschichte übereinstimmend gefunden zu haben. Dies berechtigt uns, diese Prinzessin in die Reihe der ausgezeichneten Schriftstellerinnen zu setzen; und wir sehen mit Bedauern, daß die grobe Unwissenheit der

vergangenen Jahrhunderte verhinderte, diese literarischen Arbeiten bis zu unserer Zeit zu bewahren.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Pater Sahagun unter diesen gelehrten Geschichtschreibern war, daß mehrere Schriftsteller auf Veranlassung dieses Religiösen in Tepopulco gegenwärtig waren, und daß sie ihm die Hauptdocumente zu seiner köstlichen allgemeinen Geschichte verschafften, die ich dem Publikum zu übergeben die Ehre hatte.

Wer könnte das Verdienst der Erzählung verkennen, die wir dem Publikum hier mittheilen, wenn man die Thatsachen und mehrere Gründe betrachtet, welche die Kenntnisse und Wahrhaftigkeit Jxtlilxôchitls mit so vieler Klarheit darthun? Wer wird nicht die Treue, die Freimüthigkeit, die Einfachheit und Offenheit bewundern, mit welcher er die gräßlichsten Thaten erzählt, die so interessant für die Geschichte des mexicanischen Volkes sind, wie den Tod des Kaisers Quauhtimotzin und der andern Könige, welche Cortez hängen ließ; Begebenheiten, welche beide Welten mit Schauder erfüllten.

Wen sollte nicht Staunen ergreifen, wenn man bedenkt, daß er auf Befehl und unter den Augen einer Regierung so schrieb, die Alles aufbot, den Ruhm des Eroberers von Mexico zu steigern, und die abscheulichsten Verbrechen als verdienstliche Handlungen darzustellen, wie der Cardinal von Lorenzana es that,

indem er seine Briefe an Karl V. veröffentlichte. Was konnte Ixtlilxóchitl so viele Energie einflößen, der ein armer Indianer, verfolgt und elend, einer Klasse angehörte, die besonders unterdrückt und verachtet wurde von der spanischen Verwaltung. Das konnte nur die Wahrheit, diese göttliche Tugend, die kühn hervortritt, selbst in Gegenwart und troß des Uebermuthes der Tyrannen. Dem Blitze gleich, der die starke Ceder spaltet, weicht Alles ihrer furchtbaren Stärke.

Unser Erstaunen wird noch vermehrt, wenn wir bemerken, daß diese ungedruckten Mittheilungen von den übermüthigen Herren nicht aufgezeichnet wurden, und daß sie dieselben endlich als wahrhaft und interessant anerkannten. Sie befahlen sogar durch ein königliches Decret vom 21. Februar 1790, dieselben zu Rathe zu ziehen. Das Gesetz befahl, die Manuscripte Ixtlilxóchitls wieder durchzusehen, um den Ereignissen nachzuforschen, deren die Geschichte seit einem Jahrhundert beraubt war. Ist es noch nöthig, einen überzeugenderen Beweis für die Achtung und das Verdienst des mexikanischen Schriftstellers zu suchen? Der Graf de Revilla Gigedo befahl dem Pater Manuel de la Vega, einem Franziskaner aus der Provinz des heil. Evangeliums dieser Hauptstadt, auf Kosten des königlichen Schatzes alle nur möglichen Materialien zu sammeln, um eine vollständige alte und neue Geschichte Amerikas zu verfassen. Der Pater Vega ver-

schaffte eine herrliche Sammlung von zweiunddreißig Bänden (Manuscripte) in Folio. Man machte zwei Abschriften davon, die nach Madrid an die erste Staatskanzlei gesendet wurden, deren Vorstand damals der Herzog de la Alcudia, der nachherige Friedensfürst, war. Ein anderes Exemplar dieses Werkes blieb in der Kanzlei des Vicekönigreichs, gegenwärtig das Haupt-Archiv. Man hat diese Erzählung aus dem 4. Bande Seite 273 entnommen, und man verdankt die gegenwärtige Ausgabe der Protection der höchsten Behörden, so wie der eifrigen Sorgfalt Sr. Excellenz des jetzigen Staatssecretairs José-Maria Bocanegra. Die Vorrede des Compilators ist sehr wichtig. Hier ist buchstäblich, wie er sich zu Anfang des oben erwähnten vierten Bandes ausdrückt: „Die Erzählungen des Don Fernando Alva Ixtlilxóchitl verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. Mit Glück aus den Quellen des Alterthums geschöpft, bieten sie abwechselnde, angenehme und belehrende Gegenstände; sie verschafften ihrem Verfasser den Beifall der Mexicaner, die begierig nach den Alterthümern ihres Vaterlandes und fähig waren, das Verdienst der Aufklärung zu schätzen, welches sein natürliches Talent und die Sorgfalt, die er auf seine Arbeiten verwendete, in die Geschichte brachte. Don Carlos de Siguenza y Gongora, Don Francisco Clavigero und Don Mariano Veytia haben vorzüglich die Arbeiten Ixtlilxó-

chitls gelobt, und mit Recht, denn sie lehren uns die alten Monarchien, ihr Anwachsen, ihren Verfall, ihre Politik und ihre Veränderungen kennen. Sie geben uns eine Vorstellung von den Wissenschaften, den Künsten, dem Ackerbau, den Manufacturen und dem Gewerbsfleiß der Bewohner. Ihr großes Verdienst ist die Auflösung der Ungewißheit und die Vernichtung der Irrthümer und Fabeln, die sich unmerklich mit den Erinnerungen an die durch unsere Väter erlangten Erfolge eingeschlichen haben. Man wird also diese Materien mit genauer Kenntniß behandeln können; frei von niedrigen Eindrücken, mit Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe. Gleichwohl behauptet man nicht, daß diese Arbeiten ohne Fehler seien; die Uebereinstimmung der Angaben zeigt mehrere Punkte, welche berichtigt zu werden verdienen."

Um eine Copie der Werke Ixtlilxóchitls ausführen zu lassen, haben wir zwei handschriftliche Exemplare vor Augen gehabt; das erste gehörte in die Archive des großen Klosters der regulären Franziskaner zu Mexico; das zweite war dasselbe, dessen sich Don Mariano Echeverria y Veytia bedient hat, und das wir der mächtigen Gunst seiner Excellenz des Grafen de Revilla Gigedo verdanken. Eifrig, die größte Genauigkeit beizubehalten, und die größtmöglichste Ordnung in diese Copie zu bringen, und ängstlich, daß sie nicht viel von der Vollkommenheit des Originals

[illegible] handschriftlichen Exemplare zu vergleichen, um demjenigen den Vorzug zu geben, welches das meiste Zutrauen verdiente. Nach einer strengen Untersuchung haben wir das des Don Mariano Veytia vorgezogen; wir haben bemerkt, daß man in diesem Exemplare die Orthographie der alten mexicanischen Namen, mit denen das Werk angefüllt ist, nicht verändert, und sie im Gegentheil ohne jede Veränderung bis auf die Schriftzüge, gleich denen des Originals, beibehalten hat. Ein Vortheil, der eine Menge Schwierigkeiten beseitigt, die sich der Einsicht in das Ganze der Erzählung entgegenstellen könnten.

Außerdem haben wir dieses Exemplar vorgezogen, weil wir erfahren haben, es sei dasselbe, welches Veytia y Echevarria viele Jahre hindurch bei Abfassung seiner Werke zu Rathe gezogen hat, er, der sich der alten Handschriften mit Auswahl und verständiger Kritik zu bedienen wußte, gegründet auf wichtige Arbeiten, die seinem unermüdlichen Geiste und beständigem Fleiße so sehr zur Ehre gereichen. Die Handschrift Ixtlilxôchitls war in der Leihbibliothek des großen Collegiums der Jesuiten aufbewahrt, wie Clavijero es sagt; der Ritter Boturini nahm eine Abschrift von diesem Original, und Veytia schrieb diese Copie ab; dies ist dieselbe, deren wir uns bedient haben. Man findet mehrere Radirungen in dieser

Arbeit; wir müssen auch sagen, daß man im Ganzen mehrere Sätze und Ausdrücke findet, die hart, gehässig und übelklingend sind. Der Autor, von den Begebenheiten, die sich zu seiner Zeit ereigneten, hingerissen, gestattet seiner Feder eine unbegränzte Freiheit.

Da wir jetzt eine Vorstellung von dem Verdienst des Don Fernand de Alva Ixtlilxôchitls, als Literat und Historiker gegeben haben, ist es Zeit, von seinem gleichnamigen Vorfahr, dem König von Tezcoco, zu reden, welcher so viel zum Umsturz des mexicanischen Reiches und zur Einführung der spanischen Tyrannei beitrug.

Sein Vater Netzahualpilli beging die Unvorsichtigkeit, nicht vor seinem Tode zu erklären, welcher seiner rechtmäßigen Söhne sein Nachfolger auf dem Thron von Acolhuacan sein solle. Dieser Fürst hatte sich der königlichen Familie von Mexico verbunden, indem er eine Nichte des Königs Tizoc geheirathet hatte, die Tzotzocatzin hieß, und die ihre Schwester Xocotzin ausnehmend liebte, ein Frauenzimmer von ungewöhnlicher Schönheit, weshalb sie sie mit nach Tezcoco nahm. Die häufigen Gelegenheiten, sich zu sehen, veranlaßten, daß Netzahualpilli sich in sie verliebte und sie heirathete, denn die Heirath unter Schwager und Schwägerin war bei den Mexikanern nicht verboten. Er hatte von der ersten Königin ei-

2*

nen Sohn, Namens Cacamatzin, und von Tocotzin Huerotzincatzin, einen jungen Mann, den sein Vater hängen ließ, weil er ein Gesetz des Palastes übertrat; dann Coanacotzin, Tecocoltzin und Ixtlilxóchitl.

Da man nun im Zweifel war, welcher herrschen solle, versammelten sich die Großen des Reiches, und entschieden sich für Cacamatzin, der zweiundzwanzig Jahr alt war. Ixtlilxóchitl fand sich durch diesen Vorzug beleidigt, widersetzte sich der Wahl, und sagte: wenn sein Vater wirklich gestorben wäre, so würde er einen Nachfolger ernannt haben; aber daß man diesen Entschluß fassen wolle, sei ein Beweis, daß er noch lebe. Die Mitglieder der Versammlung forderten Coanacotzin auf, zu stimmen; er erklärte sich für Cacamatzin, als Gründe das reifere Alter des Letzteren und die Nachtheile, welche ein Zwischenreich verursachen würde, angebend. Ixtlilxóchitl beharrte in seiner Widersetzlichkeit, und sagte ihm ins Gesicht, er sei ein leichtsinniger Mensch, unterstütze die Pläne Moctheuzomas, der durch ihn zu herrschen suche, und regiere nach seinen Launen; darauf hob er die Sitzung auf, indem er sagte: „Wenn diesmal die Tapferkeit den Vorzug verdient, so ist die Krone mein.“ Diese für Cacamatzin so gefährlichen Umstände vertrieben ihn von Tezcoco, und er eilte, Moctheuzoma von diesen Vorfällen zu unterrichten. Dieser Fürst erbot sich, sein Ansehn zu Auf-

rechthaltung der Wahl zu verwenden, und nöthigenfalls sogar die Waffen zu ergreifen. Indeß rieth er seinem Schützling, sich vor allen Dingen des väterlichen Schatzes zu bemächtigen, und ihn an einen sichern Ort zu bringen.

Ixtlilxôchitl sah die unausbleiblichen Folgen dieser Reise voraus; er marschirte ohne Verzug mit allen seinen Anhängern nach den Gebirgen von Mextitlán, wo er eine zahlreiche Armee unter dem Vorwand versammelte, daß der Kaiser von Mexico vorhabe, sich des Thrones von Aculhuacan zu bemächtigen. Sobald er zu Tepepulco ankam, muthete er dem Kaziken von Otompan zu, ihn als Oberherrn anzuerkennen, und als dieser es zu thun verweigerte, wurde er mit den Waffen in der Hand angegriffen, und starb als Opfer seines Muthes.

Cacamatzin sah bald ein, daß es besser sei, einen Theil seiner Staaten abzutreten, als sich in einen Bürgerkrieg zu verwickeln. Er unterhandelte mit Ixtlilxôchitl, und bewilligte ihm den Besitz der Herrschaft in dem Hochland, welches er besetzt hielt, er selbst begnügte sich mit der Hauptstadt und dem flachen Lande. Er beschwor Ixtlilxôchitl, den allgemeinen Frieden des Reiches nicht zu stören; der Letztere willigte ein, und empfahl Cacamatzin, sich wohl vor der Arglist Moctheuzomas zu hüten. Diese Warnung war mit Recht gegeben, wie die Erfahrung es nach-

her bestätigt hat, weil dieser Fürst, um sich die Gunst des Cortez zu bewahren, Cacamatzin verrätherisch hängen ließ, der den Abend vor der Noche-Triste (traurigen Nacht), in welcher ein Theil der spanischen Armee niedergemetzelt wurde, mit einem Dolch verwundet war. *)

In Folge des eben erwähnten Vertrages hielt Ixtlilxöchitl, nach Clavijero, seine Armee in beständiger Bewegung, und zeigte sich oft an der Spitze seiner Truppen in der Umgegend von Mexico. Er forderte Moctheuzoma zu einem Kampf, Mann gegen Mann, heraus, und dieser würde gewiß unterlegen sein, wenn er die Ausforderung angenommen hätte, denn er war durch Wollüste und Vergnügungen entnervt, dagegen Ixtlilxöchitl sich in den Jahren der Kraft befand. Er hatte durch seine geheimen Ränke einen großen Theil der mexicanischen Provinzen an sich gerissen. Während dessen fielen zwischen beiden Armeen mehrere Scharmützel vor, deren Ausgang verschieden war. In einem dieser Gefechte hatte ein mexicanischer General den festen Entschluß gefaßt, sich Ixtlilxöchitls zu bemächtigen, und ihn lebendig und in Fesseln an Moctheuzoma auszuliefern; er fiel aber selbst in die Hände des Feindes, und erduldete ein härteres Loos, als er seinem Gegner zugedacht hatte. Ixtlilxöchitl ließ eine große Masse Ge-

*) Den 10. Juni 1520.

ständig anhäufen, befahl, sie auf ihn zu werfen, und ließ ihn vor der ganzen Armee verbrennen.

Die Mexicaner und Acuihuaner befanden sich in diesem Zustande der Aufregung und Zwietracht, als Cortez landete; dieser wußte daraus großen Vortheil zu ziehen. Nachdem er sich Anfangs mit den Totonaken und Tlaxcalteken verbunden hatte, gelangte er zu Ixtlilxochitl, der sich den Spaniern zum Bundesgenossen anbot; diese rückten gegen Mexico vor, als sie eine Gesandtschaft von Cacamatzin erhielten. Sie waren auf einer Höhe, Cuauhtechoc genannt, gelagert. Plötzlich gewahrten sie eine zahlreiche Armee Indianer von Tezcoco. Gleichwohl beruhigte sich Cortez, als er den Zweck ihrer Ankunft erfuhr; er nahm ihre Anerbietungen an, empfing ihre Glückwünsche, und alle vereinigt zogen bis Ayotzinco, wo Cacamatzin sie begrüßte, und beide Feldherrn sich gegenseitige Höflichkeiten erwiesen. Diese Erklärung der Einwohner von Tezcoco trug sehr viel dazu bei, Moctheuzoma zu bestimmen, die Spanier an seinem Hofe aufzunehmen, denn er fürchtete, daß sie, von der Macht Ixtlilxochitls unterstützt, sich den Zugang mit den Waffen in der Hand eröffnen möchten. Diese Vorstellung muß denen gegenwärtig sein, welche Moctheuzoma der Schwäche und des Leichtsinnes zeihen, weil er eingewilligt habe, Menschen aufzunehmen, die ihre bösen Absichten schon verrathen hatten.

Nachdem diese Banditen vier bis sechs Tage in Mexico waren, nachdem sie den besten Empfang und Geschenke erhalten hatten, wagten sie Moctheuzoma festzunehmen, unter dem Vorwande, er habe Antheil an der Niederlage, welche einige Tage vorher Juan d' Esculante, der bei dieser Gelegenheit getödtet wurde, bei Nautla erlitten hatte. Wenn wir auf das Verfahren von Fernand Cortez zu sprechen kommen, werden wir der Grausamkeit dieses Ereignisses erwähnen, welches wohl das ärgste in seiner Art war; kehren wir zu Ixtlilxôchitls Geschichte zurück.

Als dieser Fürst nach Tezcoco kam, hatte er sich mit Cacamatzin aufs neue verbunden; er bewillkommte Cortez, mit der Absicht, ihn in seinem Vorhaben zu helfen. Sechs Tage nach ihrer Ankunft nahmen die Spanier Moctheuzoma gefangen: diese Handlung erfüllte die Mexicaner mit gerechtem Unwillen; sie weigerten sich bestimmt, so undankbaren Gästen irgend eine Art von Lebensmitteln zu geben, und zogen sich in ihre Wohnungen zurück. Der König Cacamatzin befahl jedoch seinem Bruder, dem Infant Nezahualquetzin, die größte Sorgfalt für die Spanier zu tragen, ihnen Alles, was sie brauchten, im Ueberfluß zu geben, bis auf das Gold, das sie so begierig wünschten; dies geschah: wenn er anders gehandelt hätte, wären alle vor Hunger gestorben. Cortez, der nicht aufhörte, dergleichen Geschenke zu verlangen, be-

nutzte eine so gute Gelegenheit: er schickte Spanier nach Tezcoco, um alles Gold, was der König dort hatte, in Empfang zu nehmen; er gab es gerne, denn er glaubte, für diesen Preis die Freiheit seines Onkels Moctheuzoma wieder zu erkaufen. Durch Cacamatzin bot diese Stadt den Gesandten von Cortez eine große Kiste von einer Klafter Länge, Höhe und Breite, die mit Gold und Kostbarkeiten angefüllt war. Er nahm sie mit Verachtung auf, so wie ein Herr das Ergebniß der Arbeit seiner Sklaven. Er sagte kalt, das sei wenig, er müsse mehr haben: man brachte ihm eine andere eben so gefüllte Kiste.

Ein Umstand machte dies abscheuliche Verfahren noch gehässiger; in dem Augenblick, wo Cortez Gefolge im Begriff war, abzureisen, und beauftragt, die erste Goldsendung in Empfang zu nehmen, kam ein vor Müdigkeit fast sterbender Diener in die königlichen Paläste von Tezcoco; er wünschte mit dem Prinzen Netzahualquetzin zu sprechen, der die Spanier begleitete, um ihm zu sagen, daß er sich sehr beeilen möchte, weil Moctheuzoma um so schneller in Freiheit gesetzt werden würde, je eher sie in Mexico ankämen, da Cortez gewiß mit dem Geschenke, das er noch erhalten sollte, zufrieden sein würde. Ein Spanier, der nicht verstand, was der Indier sagte, glaubte, daß man seine Landsleute tödten wolle; er überhäufte den Prinzen mit Stockschlägen, ließ ihn

festnehmen, knebeln, und zu Cortez führen, der befahl, ihn öffentlich zu hängen. Moctheuzoma und viele andere Fürsten baten zu Gunsten des unschuldigen Prinzen; sie erhielten, daß man ihm das Leben schenken würde; aber Cortez schickte nach einer größern Menge Gold.

Diese Reihenfolge des Verfahrens gegen Civilisation und Moral öffnete ohne Zweifel Cacamatzins Augen, und ließen ihn ernstlich bedenken, daß nicht nur die Freiheit seines Onkels, sondern auch die seines Vaterlandes gefährdet sei, welche diese Abentheurer alle Tage mehr unterdrückten, indem sie keine Gelegenheit entschlüpfen ließen, ihn seiner Schätze zu berauben, und die Mexicaner zur schmählichsten Sclaverei zu führen. Die Geschenke, welche Moctheuzoma dem Cortez gemacht hatte, waren das Köstlichste, was er besaß; noch mehr, er hatte die Absicht, ihm eine seiner Töchter zu geben, die sehr schön war, und er bot sie ihm sogar in dem Augenblicke an, wo man ihm ankündigte, daß er ein Gefangener sei, und sich seiner Person in seinem eigenen Palaste bemächtigte. Doch konnte dieses Uebermaaß von Güte Cortez Wuth nicht entwaffnen, die sich so ohne Entschuldigung und ohne Vorwand äußerte, denn er hatte Gewährleistungen, daß Moctheuzoma nicht gegen ihn handeln konnte. In der That, welch kostbarere Geißeln konnte er wünschen, als die Tochter eines so großen Fürsten, der mit religiösem Eifer die Verfassung des Landes und die Kriegsgesetze ehrte.

Als Cortez den Entschluß Cacamatzins erfahren hatte, entschloß er sich, diesen Fürsten in Mitten seines Hofes gefangen zu nehmen; Moctheuzoma kam ihm zuvor, und machte sich der größten Niederträchtigkeit schuldig, die ein Fürst begehen kann. In der Garde des Königs von Tezcoco waren mehrere edle Mexicaner. Man bediente sich dieses Corps, verführte die Befehlshaber, und in einer Nacht ward der Fürst in seinem eigenen Palaste festgenommen; ohne Geräusch schiffte man ihn ein, und führte ihn nach Mexico. *) Moctheuzoma sandte ihn sogleich an Cortez, der ihn gefesselt in seinem Zimmer hielt. Er befahl, daß man ihm mehrere Frauen der ersten Familien von Tezcoco zuführte, und die Töchter der größten Fürsten des Landes; er ließ noch andere von Tacuba und von Mexico kommen. Er zwang Cacamatzin, den Befehl zu geben, daß ihm vier seiner Schwestern ausgeliefert würden; diese jungen Mädchen dienten als Geißeln, und zugleich der rohen Leidenschaft der Spanier. Diese Damen und erlauchten Fürsten starben alle, kurze Zeit nach Cacamatzin, in der noche-triste (Traurigen Nacht); aber die Umstände des Todes dieses Letzteren verdienen wohl, zur Schmach und Schande deren Urheber berichtet zu werden.

---

*) Diese Begebenheit hat einige Aehnlichkeit mit jener des Vice-Königs Iturrigaray; diese beiden Verräthereien sind doch zuletzt den Spaniern theuer zu stehen gekommen.

Don Fernando de Alvaro Tezozomoc, dessen Werk die Haupt-Basis der Geschichte der Azteken ist, was ihm das Verdienst erwarb, aus dem Mexicanischen von Carlos Siguenza y Gongora in das Spanische übersetzt zu werden, spricht darüber wie folgt:

Gleich nach dem Tode Moctheuzomas leisteten die Mexicaner dessen Neffen Cacamatzin den Eid, in der Absicht, ihn wieder in Freiheit zu setzen, und alle waren entschlossen, irgend ein Mittel anzuwenden, um ihn, seine Ehre und seinen Ruhm zu vertheidigen. Allein sie konnten dieses Vorhaben nicht ausführen, denn ehe die Spanier Mexico verließen, und in der Nacht die Flucht ergriffen, ward dieser unglückliche Fürst mit sieben und vierzig Dolchstichen durchbohrt. Cacamatzin war tapfer und wollte sich, obgleich er ein Gefangener war, doch vertheidigen; er bewies so viel Muth, ihnen Trotz zu bieten, und es bedurfte aller dieser Wunden, um ihm das Leben zu rauben. Bald nach seinem Tode ward Cuitlahuatzin zum König erwählt (siehe Chimalpain B. 1. S. 291.) Das war das Schicksal dieses Fürsten, dessen Thron während seiner Gefangenschaft durch seinen Bruder Coanacotzin besetzt war.

Cortez kehrte nach Mexico zurück, um es zu belagern. Als Coanacotzin hörte, daß er käme, um den Tod einiger Spanier zu rächen, die von einem Detachement Indier getödtet worden waren, als sie eine Goldsen-

dung nach Vera-Cruz escortirten, fürchtete er dasselbe Schicksal wie sein Bruder zu haben. In der That hatte der spanische Feldherr noch keine friedliche Absicht verrathen, und verlangte nur eine Goldkiste wegzunehmen, welche dieser Fürst mit allen kriegsgebräuchlichen Maßregeln versandte, und ließ ihn wissen, daß er ihn als Freund empfangen wolle. Coanacotzin verließ also Tezcoco und begab sich nach Mexico, wo er sich mit Cuautimotzin verband, um die allgemeine Sache zu vertheidigen.

Durch die Abwesenheit dieses Fürsten war der Thron von Tezcoco erledigt, und Cortez erfuhr, daß er mit Recht dem Tecocoltzin, Bruder des Cacamatzin, zukäme, der mit andern Fürsten sich in Tlaxcalan empört hatte. Er befahl, denselben unter dem Schutze Gonzalo de Sandovals nach Tezcoco zu bringen, ließ ihn taufen und gab ihm den Namen Fernando. Dieser Fürst erkrankte bald und starb fünf Monate nachher. Er wurde durch Ixtlilxôchitl ersetzt, der Cortez während des übrigen Feldzugs begleitete, alle Hülfsleistungen, deren er bedurfte, herbeischaffte, und er war ihm nicht nur während der achtzig Tage der Belagerung von Mexico sehr nützlich, sondern auch in mehreren höchst gefährlichen Treffen, wo er sein Leben für den spanischen General wagte, und verhinderte, daß er nicht in die Hände der Mexicaner fiel, in den Schlachten bei Xichimilco, bei Ixtapala-

pan und bei Alacopan (oder Zacuba). Dies geht aus der Acte hervor, die in Madrid 1551 verzeichnet ist, von Juan Rodriguez de Tonseca, Präsident des Rathes der Indier, unterschrieben, einer Acte über einen Bericht des Cortez an den Hof Carl des V. Trotz dieser Dienstleistungen Ixtlilxochitls behielt Cortez nicht weniger dasselbe Verfahren bei, was er bei seinen treuesten Dienern beobachtete; wir werden aus den Memoiren, die wir mittheilen, ersehen, daß er mit Cuauhtimotzin zugleich seinen Bruder Coanacochin hängen ließ, und daß dieser Letztere gestorben wäre, wenn Ixtlilxochitl nicht in dem Augenblick kam, wo er, an einen Baum geknüpft, sich noch bewegte, rasch den Strick durchschnitten hätte, der ihn hielt, das einzige Mittel, welches ihm übrig blieb, um ihm das Leben zu retten.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß Ixtlilxochitl, einer der tapfersten Generale Aculhuas, nur ein Ehrsüchtiger war, deshalb griff er die Integrität der Monarchie an. Er unterhielt den Krieg in diesem reichbegabten Königreiche, und schwächte die Kräfte, die vereinigt sich dem Eindringen der Spanier in Mexico widersetzen konnten. Um den Ruin des Landes zu vollenden, entvölkerte er das Königreich Aculhuacan, indem er zahlreiche Armeen hinsandte, um diese ganze Gegend unter die Oberherrschaft der Spanier zu unterjochen. Wer wird nicht in Ixtlilxo-

chitl einen der größten Feinde des Vaterlandes sehen? Wer wird jetzt, wo so Viele es beunruhigen und verderben, nicht vermeiden, dem Beispiele dieses Menschen zu folgen, dessen Leben seinem Lande so unglückbringend war? Und Ihr, meine theuren Landsleute, für die ich diese Zeilen schrieb, laßt sie in Eurem Gedächtniß gegenwärtig sein; die Lehren der Vergangenheit sind die Schule der Gegenwart, wehe dem, der sie nicht benutzt.

Es fehlt nicht an Menschen, welche das Betragen Jxtlilxóchitls preisen, indem sie sagen, daß er Cortez Leben schützte, wo er es ihm rauben konnte, in der Furcht, das Evangelium wieder verschwinden zu sehen, das sich schon im Lande zu verbreiten anfing. Aber war denn Cortez das einzige Mittel, durch welches die Indier einer so großen Wohlthat theilhaftig werden konnten? Hat Jesus Christus sich der Kanonen und Lanzen bedient, um seine Lehre über die ganze Welt zu verbreiten? Hat er nicht die Gewaltthätigkeit verabscheut? Hat er nicht verboten, sie jemals anzuwenden, um seine Lehren zu verkünden? Hat er seinen Aposteln nicht vorgeschrieben, der Verfolgung der Tyrannen christliche Liebe, Geduld und Ergebung entgegenzusetzen? Hat er ihnen nicht gesagt, wenn man ihren Lehren widerstrebte, und sie verfolgte, den Staub von ihren Füßen zu schütteln und einen andern Weg zu gehen? Solche Lehren verdammen die

Grausamkeiten der Eroberer Mexicos, und zu jeder Zeit werden sie für räuberisch und gottlos gelten, die, unter dem Vorwand, uns den Himmel zu geben, uns die Erde geraubt haben, und die die Quelle aller Arten des Uebels waren. Lebt wohl.

Carlos-Maria Bustamente.

Wichtige Anmerkung.

Man sieht pag. 386 des vierten Bandes Manuscript des Haupt-Archivs, woraus man diese Geschichte von zehn Büchern gezogen hat, daß die Personen, welche sie bestätigen, und ihre Wahrhaftigkeit vor dem Notarius Diego Ortiz am 18. November 1608 verbürgten, sind: Don Martin Suero, Gouverneur der Stadt St. Salvator, Quatlacinco, in der Provinz Otumba, und die andern Beamten der Republik, als: Don Francisco Pimentel, Don Silvestre de Soto, Don Gaspare Gusmann; José Maria de Santa Maria; Balthasar Ximenez; Francisco de S. Pablo, Alcalde; Balthasar de S. Francisco; Francisco Juarek, Alcalde; Don Luis Soto.

Ankunft der Spanier
und
Einführung der christlichen Religion.

Man erfuhr die Ankunft der Christen durch Kaufleute, die auf den Messen von Xilanco, Ulua und Champoton gewesen waren, die auf diesen Küsten gehalten wurden *), besonders wenn sie mit Grijalva **) handelten. Man sah also die Prophezeihung der Alten in Erfüllung gehen, die vorausgesagt hatten, daß dieses Land den Söhnen der Sonne gehö-

*) Die Kaufleute von Mexico brachten auf die Messe von Xilanco Goldarbeitersachen, Schmuck und Sklaven. Sie wurden für Smaragden, Muscheln und Federn eingetauscht. Die Handelsleute waren in Mexico sehr angesehen, und standen im Range der Caziken. Pater Sahagun hat alle Ceremonien, welche beim Handel gebräuchlich waren, sorgfältig gesammelt. (Siehe Bernadino de Sahagun, historia de las Cosas de la Nueva Espana Mexico. 1829, 3 vol. 4., lib. IX. cap. 1 y sig.)

**) Franzisco Hernandez de Cordua war der Erste, der das mexicanische Amerika entdeckte im Jahre 1517; das folgende Jahr landete Grijalva dort, doch kehrte er nach Havanna zurück. Die von Fernand Cortez befehligte Unternehmung fand 1519 statt. (Notiz des mexicanischen Verfassers.)

ren würde. Die Zeichen, welche man am Himmel wahrgenommen hatte, erfüllten die Einwohner auch mit Schrecken, weil sie erkannten, daß die Zeit des Unglücks und der Verfolgung nahte. Sie dachten an die grausamen Kriege, und an die ansteckenden Krankheiten, welche die Tolteken, ihre Vorahnen, erlitten hatten, und sie vermutheten dieselben Unglücksfälle.

Moctheсuzoma beunruhigte sich indeß wenig darüber: er besaß die größte Macht, die man je gesehen hatte, und das ganze Reich unter seiner Oberherrschaft. Er beherrschte Tezcoco und die dazu gehörigen Königreiche, denn der König Cacama, sein Neffe, war von ihm abhängig, und der Fürst Tacuba, sein Schwiegervater, war in so vorgerücktem Alter, daß es ihm an Kraft zu regieren fehlte.

Mocthecuzoma übersah seine Macht und fürchtete also nicht, daß irgend ein König, und sei es auch der mächtigste der Welt, ihm Gesetze vorschreiben könne.

Im Jahre 1519 unserer Zeitrechnung, welches genau dasselbe ist, welches Netzahualcoyotzin *) als den Zeitpunkt der Zerstörung des Reiches der Chichimeken bezeichnet hatte, sandte Teopili oder Teuchtlile, Gouverneur von Cotatzlatl oder Cuetlachtlan, — für Mocthecuzoma — Boten an seinen Herrn, denen er die größte Eile anbefahl. Vier und zwanzig Stunden nachher brachten sie eine Malerei, durch welche die Nachricht von der Ankunft der Spanier gegeben

---

*) Die Endung tzin bezeichnet den Stand des Hochadligen. Netzahualcoyotzin, bedeutet also Fürst Netzahualcoyotl.

wurde *). Diese Fremden wünschten Moctheсuzoma zu sehen und ließen sich als Gesandte des Kaisers Don Carlos, unsers Herrn, anmelden. Die Malerei stellte die Kleidungen, die Züge der Männer, ihre Anzahl, ihre Waffen, ihre Pferde, ihre Schiffe, und Alles dar, was sie um und an sich hatten.

Als Moctheсuzoma die Nachricht von Teopili erhalten hatte, sandte er an Cortez ein Geschenk **) und ließ ihm viel Empfehlungen und Dienstanerbietungen machen; indeß war er weit entfernt damit zufrieden zu sein, daß die Söhne der Sonne ihn in Mexico besuchen wollten; deshalb ließ er ihnen sagen, daß der Weg beschwerlich und mit tausend Unannehmlichkeiten verbunden sei, doch vermehrte das nur die Lust der Spanier, ihn aufzusuchen, besonders da sie vom Für-

*) Als die spanischen Schiffe zum ersten Male an den mexicanischen Küsten erschienen, beeilten sich zwei Hauptleute oder Calpixken des Moctheсuzoma, zu sehen, was das sei: sie hießen Pinotl und Yaotzin. Sie stiegen in ein Boot, um an Bord zu kommen, und so wie sie bei den Schiffen ankamen, küßten sie dieselben, in der Meinung, es sei ihr Gott Quetzalcoatl, der wiederkehre. Sie boten den Spaniern Geschenke, wurden gut von ihnen aufgenommen, und kaum zurückgekehrt, begaben sie sich nach der Hauptstadt, um ihren Herrn von dem, was sie gesehen, Rechenschaft abzulegen. Dieser verbot ihnen, nachdem er ihre Berichte angehört, gegen irgend Jemand von dem Gesehenen zu sprechen. Er ertheilte den Befehl, daß Schildwachen die Küsten entlang aufgestellt werden sollten, damit er sogleich benachrichtigt würde, wenn sich die Schiffe wieder sehen ließen; er wurde also augenblicklich von Cortez Ankunft unterrichtet. Sahagun, lib. XII. cap. II. y. III.

**) Bei den Geschenken, welche Moctheсuzoma an Cortez sandte, befand sich auch ein vollständiger Oberpriester-Anzug, weil er ihn immer noch für den Gott Quetzalcoatl hielt. (Sahagun, lib. XII. cap. IV.)

sten Zempoala vernommen hatten, daß das Land durch innere Unruhen zertheilt sei Dieser Fürst bot ihnen sogar seine Hülfe und Truppen an.

Von Zempoala gingen die Spanier nach Quiahuitzlan und andern Orten, bis sie nach Tlaxcalan gelangten. Ueberall wo sie durchkamen, empfingen sie die Eingebornen mit der größten Freude, und veranstalteten Lustbarkeiten, ohne daß es irgend einen Streit oder Mißhelligkeit gab, diejenigen ausgenommen, welche die Spanier veranlaßten. Nachdem mehrere Vorfälle stattgefunden, begaben sich die Unsrigen nach Ayutzinco, wo der König Cacama sie empfing. Er bot ihnen seine Stadt Tezcoco an, und schlug ihnen vor, sich dorthin zu begeben. Die Spanier waren damit sehr zufrieden, besonders Cortez ihr Anführer; er antwortete ihm, daß er in diesem Augenblicke sein Anerbieten nicht annehmen könne, weil er sich beeilen müsse, Mocthezuma zu sehen, daß er aber später ihm seine Erkenntlichkeit dafür beweisen werde. Cacama kehrte also nach Tezcoco zurück, wo er sich nach Mexico einschiffte. Gleich nach seiner Ankunft legte er über Alles, was er gesehen, Rechenschaft ab, und meldete, daß die Spanier sehr nahe wären; sie befanden sich in der That schon in Iztapalapan.

Mocthecuzoma hielt mehrmals Rath, um zu erfahren, ob es rathsam sei, die Christen aufzunehmen. Cuitlahna, sein Bruder, und andere Fürsten waren der Meinung, er solle es auf keinen Fall; aber Cacama äußerte die entgegengesetzte Meinung. Er sagte, es sei eines Fürsten unwürdig, die Gesandten eines andern Souverains nicht zu empfangen, und vorzüglich die Gesandten des Königs der Christen, der, nach ihrer

Aussage, der Mächtigste der Welt sei; wie das auch vom Kaiser, unserm Herrn, die Wahrheit war.

Am andern Tage, den 8. November 1519, ging Moctheсuzoma mit seinem Neffen Cacama, seinem Bruder Cuitlahua und seinem ganzen Hofe Cortez entgegen, der schon in der Gegend angekommen war, wo jetzt Sanct Antonio ist.

Moctheсuzoma bewillkommte ihn, führte ihn in seinen Palast, und ging in die Residenz seines Vaters, des Königs Axayaca, um ihn dort zu erwarten. Er bereitete ihm den herrlichsten Empfang, erbot sich zu einem Bündniß mit dem Kaiser und nahm den christlichen Glauben an. Eine große Anzahl Einwohner von Tezcoco, von Mexico und von Tlacopan wurden bestimmt, seine Soldaten zu bedienen.

Als die Spanier vier Tage sehr zufrieden und gut behandelt in Mexico waren, ließ Cortez, ich weiß nicht unter welchem Vorwand, Moctheсuzoma festnehmen. Hier sah man die Wahrheit dessen ein, was man von ihm sagte: daß es jedem grausamen Menschen an Muth fehlt. Doch der Wille Gottes war schon erfüllt, sonst wäre es auch unmöglich gewesen, daß einige Spanier eine neue Welt erobern konnten, die so groß war und von so viel tausend Seelen bewohnt, wie sie es damals war. Der Adel und alle Befehlshaber des Militairs zogen sich, bestürzt über diese Kühnheit, zurück. Der König Cacama gab seinem Bruder, dem Infant Nezahualquentzin, und den andern Fürsten den Befehl, die größte Sorgfalt für die Christen zu tragen, sie mit allem zu ihrem Unterhalt Nöthigen zu versehen, und wenn sie Gold, oder was es sonst sein möge, verlangten, es ihnen zu ver-

schaffen; denn als die Mexicaner ihren König gefangen sahen, wollten sie den Spaniern nicht mehr dienen.

Sechs und vierzig Tage nach seiner Ankunft in Mexico sagte Cortez zu Cacama, daß er wünsche, Spanier nach Tezcoco zu senden, um die Stadt zu besuchen, und bat ihn, einige Adelige, die er in seinem Dienste hatte, mitzugeben, um die Seinigen vor den Einwohnern jener Stadt zu schützen. Cacama zeigte sich mit diesem Vorhaben sehr zufrieden; er befahl zweien seiner Brüder, Namens Nezahualquentzin und Tetlahuezhuezquatitzin, die Spanier zu begleiten. Er empfahl ihnen, diese Fremden auf das Beste zu behandeln, alle Unannehmlichkeiten für sie zu vermeiden, und ihnen einen Koffer oder eine große Kiste von zwei Klaftern Länge und einer Klafter Breite, und über eine Klafter Höhe, die mit Gold und Kostbarkeiten angefüllt, und für die Christen und ihre Befehlshaber bestimmt war, zu übergeben. Als diese Letzteren bei einer einschließenden Mauer angekommen und auf dem Punkt waren, sich einzuschiffen, ohnweit der Paläste Nezahualcoyotzins, kam ein von Moctheeuzoma gesendeter Diener, den edeln Indiern zu sagen, daß sie die Spanier so schnell als möglich fortschaffen und ihnen alles Gold, was sie verlangen würden, geben möchten, in der Hoffnung, ihrem Oberhaupt so zu genügen, und daß die Fremden in ihre Heimath zurückkehren würden. Ein Spanier, der es sah, wie Nezahualquentzin mit dem Abgesandten Moctheeuzomas sprach, bildete sich ein, daß man seine Landsleute tödten wolle; er schlug diesen Fürst mit dem Stock, ließ ihn festnehmen, und schickte ihn zu Cortez. Dieser gab Befehl, ihn öffentlich zu hängen,

obgleich er sich keines Fehlers schuldig gemacht hatte. Der König Cacama war darüber bis auf das Aeußerste betrübt, und ohne Mocthecuzoma, der mit Thränen in den Augen Cortez beschwor, es nicht zu thun, wäre ein Unglück geschehen. Cacama verbarg seinen Verdruß, so viel er konnte, und schickte mit den Spaniern, die in Allem zwanzig an der Zahl waren, einen seiner Brüder, Tocpacxuchitzin, um ihnen das verlangte Geschenk zu überbringen. Sie nahmen die volle Kiste, und kamen nach Mexico zurück. Cortez sagte, das sei sehr wenig, es müsse mehr sein. Er schickte also Cacamatzin zurück, und man brachte eine zweite Kiste mit Gold.

Als Cortez die Schätze betrachtet hatte, die ihm den Reichthum und die Macht des Königs von Tezcoco bewiesen, ließ er den König Cacamatzin auf Befehl seines Onkels Mocthecuzoma verrätherisch festnehmen. Als man sich seiner bemächtigt hatte, ließ er ihn wohl bewahren, und sagte ihm, man wolle ihm die Freiheit wieder geben, wenn er seine Brüder und andere Mitglieder seiner Familie als Geißeln auslieferte; Cacamatzin willigte ein. Er gab vier Infanten, seine Schwestern, einige seiner Brüder und mehrere Adelige, seine Verwandten. Die Bewohner von Mexico und Tlacopan machten es ebenso, hoffend, den Frieden um diesen Preis zu erkaufen.

Nachdem Cortez einige Monate in Mexico zugebracht hatte, vernahm er, daß Schiffe im Hafen eingelaufen wären; er theilte diese Nachricht den Königen Mocthecuzoma und Cacamatzin mit, und sagte ihnen, daß er sie selbst zu sehen wünsche. Er verlangte von ihnen Kriegsleute und andere zu dieser Reise nothwendige Gegenstände. Die Fürsten antworteten, daß,

da es sich darum handele, gegen die Christen zu marschiren, sie ihm auf keine Weise geben könnten, was er verlange; gegen andere Fremde wollten sie ihn mit Allem versehen, dessen er benöthigt sein könnte; daß sie befürchteten, die Neuangekommenen möchten ihre Waffen gegen sie kehren, daß sie ihm übrigens gern so nützlich als möglich sein würden. Sie versprachen, ihren Statthaltern in der Provinz Befehle zu ertheilen, daß sie ihm alle nöthigen Hülfsleistungen angedeihen ließen, doch sagten sie, man könne ihm nur Leute zur Bedienung und Träger mitgeben. Cortez nahm die Diener und Träger an, und ließ einen Theil der erhaltenen Schätze mitnehmen *).

Cortez reiste ab, und ließ an seiner Stelle den Hauptmann Alvarado. Vor seiner Abreise hatte ihm Mocthecuzoma gesagt, daß das berühmte Fest des Toxcatl**) herannahe, und hatte ihn um die Erlaubniß gebeten, es feiern zu dürfen. Cortez hatte ihm

*) Mit Hülfe dieser Schätze gelang es Cortez, die Officiere des Narvaez geschickt auf seine Seite zu bringen. (Notiz des mexicanischen Verfassers.)

**) Dieses Fest ward zu Ehren des Gottes Tezcatlipoca gefeiert; man opferte ihm einen jungen Mann, der so vollkommen als möglich sein mußte, und den man ein Jahr in Wonne verleben ließ. Gleich nach seinem Tode wählte man einen Anderen, um seine Stelle zu ersetzen. Man lehrte ihn die Flöte blasen, und während der letzten zwanzig Tage, die dem Feste vorangingen, ward er genöthigt, auf diesem Instrument zu spielen, indem man ihn mit Blumen bekränzt und mit reichen Kleidern geschmückt durch die Stadt führte. Am letzten Tage ward er in Procession zu einem Tempel in der Umgegend von Mexico geführt. Er zerbrach auf jeder Stufe, die er hinaufging, eine seiner Flöten, und oben angelangt, ergriffen ihn vier Opferpriester und legten ihn auf einen breiten Stein. Der

geantwortet, daß er in seinem Reiche thun könne, was er wolle; daß die Eingebornen sich belustigen dürften, und daß er selbst sich darauf freue. Moctheuzoma hatte mit Cortez über dies Fest gesprochen, weil er einige Tage zuvor die mexicanischen Götzen hatte zerstören lassen, und er verboten hatte, neue Opfer zu bringen. Cortez versprach, den Spaniern zu sagen, daß sie sich nicht darüber aufhalten sollten; er erlaube, das Fest zu feiern, um den Eingebornen Vergnügen zu gestatten, denn alle waren betrübt, ihren König von einigen Spaniern gefangen gehalten zu sehen.

Das Fest fiel auf den 19. Mai zu Anfang des vierten Monats der Indier, eigens Toxcatl genannt. Am Vorabend machten die Indier große Illuminationen. Sie spielten nach ihrem Gebrauch auf ihren Instrumenten, und am Tage des Festes überließen sie sich den Tänzen, Mazehualiztli genannt. Mehr als tausend edle Indier waren im Vorhof des Haupttempels. Jeder derselben trug seinen schönsten Schmuck und seine reichsten Kostbarkeiten; sie waren ohne Waffen und ohne Vertheidigung. Die Tlaxcalteken, welche in der Stadt wohnten, erinnerten sich, daß bei den alten Festen es gebräuchlich war, Tausende ihrer Mitbürger zu opfern, begaben sich zum Hauptmann Alvarado, und klagten die Mexicaner fälschlich an, indem sie aussagten, daß sie sich vereinigt hätten, um sie zu ermorden. Alvarado glaubte es, und ging in den Tempel, um sich zu überzeugen und um zu sehen,

---

Oberpriester öffnete ihm die Brust mit einem Messer von Basalt, nahm das Herz heraus, und opferte es, ganz blutig, der Sonne.

ob sie Waffen hätten; er bemerkte, daß sie keine hatten, und daß sie weit entfernt wären, die Absichten zu hegen, deren man sie verdächtig gemacht hatte. Die Begierde jedoch, sich des Goldes zu bemächtigen, das diese Leute an sich trugen, bewirkte, daß Alvarado an jede Thür zehn bewaffnete Spanier stellte. Er selbst drang mit mehreren Anderen in den Vorhof des Tempels. Er ermordete fast Alle, die zugegen waren, und nahm ihnen Alles, was sie hatten. Als die Einwohner ihre Oberhäupter so unschuldig tödten sahen, versammelten sie sich, warfen sich auf die Spanier, und zwangen sie, sich in ihren Palast zurückzuziehen. Ohne Zweifel wären diesmal Alle getödtet worden, ohne daß auch nur Einer entgangen wäre, wenn Mocthecuzoma nicht den Zorn der Seinigen beruhigt hätte. Cortez kehrte nach Mexico zurück; er kam durch Tezcoco, wo mehrere Edle ihn zu empfangen eilten, da die rechtmäßigen Söhne des Königs Nezahualpiltzintli sich bei ihren Unterthanen verborgen hielten und die andern als Geißeln in Mexico waren. In diese Stadt rückte Cortez am Tage St. Johannis des Täufers mit der ganzen spanischen Armee und seinen Verbündeten von Tlaxcala und den andern Ländern ein, ohne irgend einen Widerstand zu finden.

Die Mexicaner und alle Eingebornen gaben den Spaniern, was sie brauchten; als sie aber sahen, daß sie weder die Stadt verlassen noch ihren König freigeben wollten, versammelten sie ihre Truppen und griffen Cortez an. Die Feindseligkeiten dauerten sieben Tage; als Mocthecuzoma am dritten Tage den Entschluß seiner Unterthanen wahrnahm, stieg er auf eine Anhöhe, und machte ihnen Vorwürfe. Sie miß-

handelten ihn mit Worten, nannten ihn feig, einen Feind des Vaterlandes, und drohten ihm sogar mit ihren Waffen. Man sagt, daß Einer mit einem Steine nach ihm geworfen hätte, der ihn tödtete; aber seine Unterthanen behaupteten, daß ihm die Spanier selbst den Tod durch einen Degenstich in den Unterleib gegeben hätten. Als die sieben Tage verstrichen waren, verließen die Spanier, die Tlexcalteken, die Huexotzincas und die andern ihrer verbündeten Völker die Stadt, und flohen auf der Straße, die nach Tlacopan führt. Ehe sie Mexico räumten, tödteten sie Cacamatzin, drei seiner Schwestern und zwei seiner Brüder. Nach Don Alonzo Axayacatl*) und mehreren Berichten der Eingebornen, welche zugegen waren, kamen viele Spanier bei dem Rückzuge um, bei einer Anhöhe vor Tlacopan; von da kehrten sie nach Tlaxcala zurück.

Die Mexicaner wählten, nachdem die Spanier Tlaxcala**) verlassen hatten, — Ciutlahuatzin zu ihrem König. Dieser Fürst befahl den Großen des Königreiches Tezcoco, den eingebornen Erben als rechtmäßigen Herrscher anzuerkennen. Diese antworteten, daß die Umstände dazu nicht günstig wären, und daß Yoyontzin noch zu jung sei; er war der jüngste Sohn

*) Dieser edle Indier, einer der Gelehrtesten seines Jahrhunderts, war Archivar von Tezcoco; er stammte von den Königen vor Acolhuacan ab.

**) Cortez traf in Tlaxcala Francisco Hernandez, der ihm 300 Spanier, viele Pferde, Waffen und Munitionen zuführte. Er hatte so viel Leute verloren, daß er ohne diese Hülfe nicht aufs Neue gegen Mexico hätte ziehen können.

ihres Königs Nezahualpiltzintli. Er übergab Cohuanacochitzin die Statthalterschaft, und man versammelte Truppen für den Fall, daß die Spanier wieder kämen. Der König Cuitlahuatzin herrschte nur vierzig Tage; er starb an den Blattern *), die ein Neger mitgebracht hatte. Die Mexicaner ernannten hierauf Cuauhtemoctzin, einen Sohn des Königs Ahuitzotzin.

Cortez hielt sich lange im Lande Tlaxcala auf, und ersetzte die Verluste, die er erlitten, durch die Hülfe der Dörfer von Tlaxcala, von Huexotzinco und Cholula. Er unternahm einige Streifereien gegen die Einwohner von Tepeaca, von Itzotcan, von Quauhquecholan und gegen andere, den Städten Tezcoco und Mexico untergebene Völker; er besiegte sie leicht und zog sie zu seiner Partei.

Als er sah, daß er eine beträchtliche Anzahl Verbündeter hatte, und daß fast das ganze Land für ihn sei, entschloß er sich, wieder gegen Mexico zu ziehen. Am Tage der unschuldigen Kindlein zog er von Tlaxcala ab; er führte vierzig Reiter, fünfhundert vierzig Infanteristen, fünf und zwanzig tausend Tlaxcalteken, Huexotzincas, Chololteken, Tepeacanensen, Quauthquechololteken, Chalken und andere Eingeborne mit sich; er hatte nicht mehr versammeln wollen.

Tecocoltzin, ein Sohn des Königs Nezahualpiltzintli, den er als Geißel vom König Cacamatzin erhalten hatte, sagte ihm, daß er in Tezcoco alles Nöthige bekommen würde. Außerdem hatten ihn noch

*) Die Blattern wütheten sechzig Tage lang in Mexico, und eine unzählige Menge Indier kamen um. Die Verzweiflung war so groß, daß eine Menge Kranke vor Hunger starben, weil Niemand war, der ihnen zu essen bringen wollte.

Andere, besonders Quiquitzcatzin, Gesandter von Tezcoco, von Seiten der Infanten Ixtlilxochitzin, Tetlahuezhuezquitzin, Yoyotzin und deren Brüder die Hülfsleistungen dieser Fürsten angeboten, obgleich Cohuanacoxtzin, einer derselben, Fürst von Tezcoco und ein Freund der Mexicaner war. Als Quiquizca von seiner Gesandtschaft zurückkam, ließ ihn Cocuhanacoxtzin umbringen.

In Cohuatepec, drei Meilen von Tezcoco, angekommen, ward Cortez von vier Oberhäuptern der Partei Cohuanacoxtzins empfangen; sie überreichten ihm als Unterpfand ihrer Freundschaft eine kleine goldene Standarte und andere Kostbarkeiten. Sie sagten, daß ihr Herr sie sende, um ihn zu bewillkommen, und ihn und seine Armee zu bitten, ihre Quartiere in der Stadt zu nehmen, wo sie wohl empfangen und bedient werden würden. Nach Don Alonzo Axayacatzin und Chichiquatzin, berühmter Krieger, antwortete Cortez sehr verdrießlich, er wolle von einem Bündnisse mit ihnen nichts wissen, wenn sie ihm nicht erst das wiedergäben, was sie den fünf und vierzig Spaniern und den dreihundert Tlaxcalteken abgenommen, die sie getödtet hätten. Die Gesandten antworteten, daß ihr Herr, Cohuanacoxtzin, ihre Stadt, wie ihr Königreich unschuldig wären, und daß die Mörder Leute im Dienste des Königs Cacamatzin wären; sie hätten so gehandelt, um ihren gefangenen König zu rächen; und sie boten Cortez an, ihm dieselben als Gefangene zu überliefern. Dieser antwortete, er wisse wohl, daß Cohuanacoxtzin zur Partei des Königs Quauhtemoc gehöre, daß er seinen Bruder Quiquizca umbringen lassen, weil er sich nach Tlaxcalan begeben, um ihm

seine und seiner Brüder Freundschaft anzubieten. Die Gesandten kehrten nach Tezcoco zurück und berichteten Alles ihrem Herrn. Dieser, die Absicht Cortez errathend, schiffte mit so viel Leuten, als er auftreiben konnte, ein, und begab sich zu Quauhtemocs Hülfe nach Mexico.

Als Cortez in die Umgend von Tezcoco kam, empfingen ihn mehrere Edle, unter andern der Infant Ixtlilxóchitl und seine Brüder, die sich in jener Stadt befanden. Er bezeigte ihnen große Freude, sie zu sehen, sie gaben ihm Auskunft über Alles, was vorgefallen war, und sagten ihm, daß ihr Bruder Cohuanacoxtzin in Mexico sei Als man in die Stadt gekommen war, wurden die Truppen auf das Beste in die Paläste des Königs Nezahualcoyotzin einquartiert.

Noch am Tage seiner Ankunft erfuhr Cortez jedoch, daß die Einwohner die Stadt verließen, und sich auf Schiffen nach Mexico begeben wollten. Er gab den edeln Indiern Befehle, sie zurückkommen zu lassen, und Cohuanacoxtzins Partei aufzugeben, weil die andern Infanten sich mit ihm vereinigt hätten. Er versprach, denjenigen als König und rechtmäßigen Herrn anerkennen zu lassen, der das meiste Recht dazu hätte, oder der allgemein vorgezogen würde. Dieser Vorschlag wurde sogleich von Allen gern angenommen, und sie kehrten alsbald in ihre Wohnungen zurück. Tecocoltzin ward durch allgemeine Uebereinkunft zum König ernannt, obgleich er nur ein natürlicher Sohn des Königs Nezahualpiltzintli war; denn man wagte die legitimen Kinder nicht zu nennen, bevor man gesehen hatte, welche Wendung die Sachen nehmen würden. Tecocoltzin begann seine Herrschaft mit vie-

ler Klugheit; er schickte Gesandte nach allen Königreichen und Provinzen, die der Krone von Tezcoco untergeben waren, und vor allen nach denjenigen, die man zur mexicanischen Partei gehörig wußte. Acht Tage nachher befestigte er die Stadt gegen feindliche Angriffe. Cortez suchte sich der Stadt Ixtapalapan zu bemächtigen, die für die Ausführung seiner Pläne von der größten Wichtigkeit war. Er zog mit fünfzehn Reitern, zweihundert Spaniern und sechstausend Aculhuas und Tlaxcalteken aus.

Kaum war Cortez vor Ixtapalapan angelangt, als die Mexicaner, die davon unterrichtet wurden, gegen ihn marschirten, und das Gefecht wurde sehr lebhaft. Da indeß die Wohnplätze von Ixtapalapan vereinzelt im Wasser standen, konnte man sich weder der Stadt bemächtigen, noch großen Schaden thun. Die Spanier wollten ihre Stellung während der Nacht behaupten, aber die Mexicaner verhinderten sie daran; sie brachen einen Hochweg ab, der als Damm für eine Wassermasse diente, und wenn die Unsrigen nicht schleunig die Flucht ergriffen hätten, wären alle ertrunken. Man verfolgte sie während ihres Rückzugs, und eine große Anzahl der Verbündeten, welche ihre Flanken deckten, wurden getödtet. Ein einziger Spanier, der mehr als die Andern vorgegangen war, verlor das Leben.

Ixtlilxochitl, der General der Aculhuas war, zeichnete sich bei diesem Treffen aus; er tödtete mehrere Hauptleute mit eigner Hand. Als der König Quauhtemoc dies erfuhr, bedauerte er herzlich, einen rechtmäßigen Infant des Königreiches also handeln zu sehen. Er sah voraus, daß er für die Spanier eine mächtige

Stütze und für die Mexicaner höchst verderblich sein würde. Die Mexicaner hatten versucht, sich der Städte Otumba, Atenco und Cohuatlichan zu bemächtigen, um sie zur Strafe, weil sie die Christen begünstigt hatten, zu zerstören; aber Ixtlilxóchitl hatte sie tapfer vertheidigt.

Quauhtemoc und Cohuanacoxtzin befahlen demnach ihren muthigsten Hauptleuten, sich seiner Person zu bemächtigen oder ihn zu tödten, und versprachen reichen Lohn. Ein sehr tapferer Fürst, vom Hause Ixtapalapan, entschloß sich, dies Unternehmen auszuführen, und gab den Königen sein Wort, ihnen Ixtlilxóchitl gefangen nach Mexico zu bringen.

Tecocoltzin ließ eine Menge Brustharnische,*) Schilde, Pfeile, Keulen (Macañas) und andere Waffen sowohl für die Seinigen, als auch für die Spanier verfertigen, schaffte so viel Lebensmittel als möglich für den Unterhalt der Truppen, und ließ all seinen Unterthanen sagen, sich zum Abmarsch bereit zu halten.

Während alles dies vorbereitet wurde, hatte Ixtlilxóchitl erfahren, daß der tapfere Fürst von Ixtapalapan seinen Herren das Wort gegeben, ihn gefangen nach Mexico zu bringen. Er war sehr erzürnt darüber, und schickte ihm eine Herausforderung. Beide

*) Diese Brustharnische wurden von Zeuch gemacht und mit Baumwolle ausgestopft. Die Spanier hatten nehmlich bemerkt, daß die Pfeile der Indier von den Metall-Harnischen oft abprallten, und auf andere unbedeckte Theile fielen, was häufige Verwundungen verursachte, und hatten deshalb die indischen Brustharnische bei sich eingeführt.

trafen sich in den Ebenen von Ixtapalapan. Sie waren allein, und kein Soldat beider Armeen nahm Theil an dem Gefecht. Ixtlilxôchitl war so geschickt, seinen Gegner zu besiegen. Er band ihm Hände und Füße, ließ eine Menge trocknes Geröhrig herbeibringen, auf ihn werfen, und ihn lebendig verbrennen; dann sagte er zu den Mexicanern, sie sollten ihren Herrschern melden, ehe er sich zum Gefangenen machen ließe, würde er mit ihren Personen es eben so machen, wie mit diesem Häuptling.

Mittlerweile starb Tetocolzin; er war unter dem Namen Fernando getauft worden. Er war der Erste, der das Sacrament in Tezcoco erhielt; sein Tod wurde von den Spaniern sehr bedauert, denn er war edel, und liebte sie herzlich. Don Fernando Tecocolzin, war ein Mann von liebenswürdigem Wesen, sehr weiß, seine Hautfarbe war sehr schön, wie die eines Spaniers. Man sah es seiner Person und seiner Sprache an, daß er von edler Herkunft war; er sprach Spanisch, und fast jeden Abend nach dem Essen sprach er mit Cortez über Alles, was den Krieg betraf. Gleich nach seinem Tode ward Ahuaxpitzactzin von den Aculhuas zum König erwählt, der später den Namen Don Carlos annahm; er war ein natürlicher Sohn Nezahualpilzintlis; herrschte aber nur wenige Tage, weil Cortez und mehrere Andere verlangten, daß die Krone Ixtlilxôchitl gegeben werde, weil er so tapfer und ein rechtmäßiger Erbe sei. Er ward von den Eingebornen seiner persönlichen Eigenschaften wegen sehr geehrt; ich habe schon gesagt, daß man nicht wagte, ihn zu ernennen, weil er rechtmäßig war.

Ixtlilxôchitl vollendete, was sein Bruder Teco-

colhzin unternommen hatte; mit seinen Unterthanen grub er den Canal für die Brigantinen, und beendete die, welche man von Tlaxcalan mit zwanzigtausend Kriegern herbeigeführt hatte. Vier Tage nach der Ankunft der vierzig tausend Tlaxcalteken, Huecohzincas und Yololteken, und des Bauholzes, welches nach Tezcoco gebracht wurde, um die Brigantinen zu machen, beschlossen Cortez, Ixtlilxöchitl und die vornehmsten indischen Häuptlinge, während man beschäftigt sei, den Canal zu graben, um Mexico eine Recognoscirung zu veranstalten, und zu sehen, ob Quauhtemoc, Cohuanacoxhzin und die andern Oberhäupter geneigt wären, Frieden zu machen.

Ixtlilxöchitl ging an der Spitze von sechzig tausend Mann seiner Unterthanen, Cortez hatte dreihundert Spanier und zwanzigtausend Tlaxcalteken; so begaben sie sich nach Xaltocan, einem Ort, der zur Stadt Tezcoco gehörte, wo man sich zu Gunsten Cohuanacoxhzins erhoben hatte. Sie bemächtigten sich dessen im Fluge, und zogen durch Tultitlan, Tenayuca und Azcapozalco, wo sie wenig Widerstand fanden. Drei Tage nach ihrer Abreise von Tlacopan kamen sie nach Tezcoco. Die Einwohner kamen ihnen entgegen, und lieferten eine blutige Schlacht; aber die Unsrigen siegten, bemächtigten sich Tezcocos, und tödteten Alles, was in ihre Hände fiel. Als sie die Nacht hereinbrechen sahen, zogen sie sich zur rechten Zeit in die Paläste des Königs Totoquihuaztli zurück. Mit Tagesanbruch plünderten sie die Stadt, und verbrannten die schönsten Häuser und Tempel. Sie blieben sechs Tage dort, kämpften unaufhörlich gegen die Mexicaner, und suchten immer den König

Quauthemoc zu Gesicht zu bekommen, um mit ihm zu unterhandeln, wenn er Frieden schließen wollte. Als sie sich aber überzeugt hatten, daß es ihnen nicht gelingen würde, kehrten sie fast auf demselben Wege, den sie gekommen waren, nach Tlacopan zurück.

Zwei Meilen von Tlacopan, als sie in einer Ebene waren, glaubten die Mexicaner, daß sie vor ihnen die Flucht ergriffen, fielen über sie her, und lieferten ihnen eine sehr ernste Schlacht; doch die Angreifer wurden besiegt und gezwungen, in aller Eile nach Mexico zurückzukehren. Cortez und die Seinigen begaben sich hierauf nach Aculma, wo sie die Nacht zubrachten. Am Tage nach ihrer Zurückkunft baten die zwanzig tausend Mann von Tlaxcalan und andern Orten Cortez, sie zu beurlauben, und sie kehrten beladen mit der dem Feinde abgenommenen Beute zu den Ihrigen zurück.

Leute von Chalco hinterbrachten Ixtlilxóchitl, daß die Mexicaner ihre Stadt zerstören wollten, weil sie für die Spanier sehr wichtig sei. Sie baten diesen Fürsten, ihnen indische Häuptlinge und Truppen zu ihrer Hülfe zu senden, weil ihre Stadt zu seinen Staaten gehöre; auch Cortez baten sie um einige Spanier. Dieser, durch Ixtlilxóchitl benachrichtigt, sandte unverzüglich Gonzalo de Sandoval an der Spitze von drei hundert spanischen Infanteristen, und fünfzehn Reiter nebst acht tausend Aculhuas, Unterthanen Ixtlilxóchitls unter dem Oberbefehl Chichiquatzins. Als diese Armee in Chalco ankam, war die Provinz schon unter den Waffen; die Einwohner von Huezotzinco und von Quauhquecholan, die zu ihrer Hülfe herbeigeeilt waren, schlossen sich den Spaniern und Acul-

huas an, und rückten nach Huaxtepec vor, wo die Mexicaner waren. Ehe sie jedoch in diese Stadt kamen, warfen diese sich auf die Verbündeten, und griffen sie muthig an; aber die Unsrigen besiegten sie alsbald, drangen in die Stadt, metzelten Alles nieder, und bemächtigten sich derselben. Während sie nichts besorgten, folgten ihnen die Mexicaner auf dem Fuße nach, um sie ihnen wieder zu entreißen; die Einwohner von Huaxtepec besonders drangen bis auf den großen Platz vor, um die Spanier und Aculhuas zu verjagen. Diese gingen ihnen entgegen und blieben zuletzt Sieger; sie verfolgten den Feind über eine Stunde weit und tödteten eine große Anzahl. Die Verbündeten verweilten zwei Tage zu Huaxtepec, dann zogen sie gegen Acapachitlan, eine sehr feste Stadt, wo sich eine sehr zahlreiche Armee befand. Sie forderten den Feind auf, sich zu ergeben; worauf eine für die Spanier und ihre Verbündeten mörderische Schlacht begann. Gleichwohl blieben die Letzteren Sieger, eroberten die Stadt, und richteten ein großes Blutbad an. Viele Feinde stürzten sich in den Fluß, der Acapachitlan durchschneidet. Nach Einnahme dieser Stadt gingen Alle nach Hause. Sandoval, die Spanier und einige Aculhuas kehrten nach Tezcoco zurück, die Uebrigen blieben zu Chalco.

Als Quauhtemoc sah, daß er die Einwohner von Chalco nicht unterjochen könne, beschloß er, eine große Armee zu versammeln, um die Chalcaner anzugreifen und zu schlagen, ehe sie Hülfe bekämen. Diese, wie die Aculhuas und ihre Nachbarn, erfuhren erst spät den Anzug der Mexicaner. Gleichwohl vereinigten sie sich, gingen ihnen entgegen, und fochten, bis daß

sie dieselben in Stücken hieben; sie nahmen vierzig Häuptlinge und einen General gefangen.

Alle Städte, Schlösser und Dörfer von Xochimilco, Cuitlahuac, Mizquic, Coyohuacan, Culhuacan, Ixtapalapan, Mexicatzinco und die Uebrigen von der mexicanischen Partei boten über sechzig tausend Krieger auf, und stürzten sich von neuem auf Chalco, um es zu zerstören. Sobald die Einwohner dies erfuhren, versahen sie sich mit allem Nothwendigen, und benachrichtigten Ixtlilxôchitl und die Spanier, um Hülfe zu bekommen. Cortez wurde also veranlaßt, sich mit drei hundert Infanteristen und dreißig Pferden dahin zu begeben. Ixtlilxôchitl zog an der Spitze von zwanzig tausend seiner Unterthanen und einigen Tlaxcalteken aus. Sie verbrachten die Nacht zusammen in Tlalmanalco, auf der Grenze, wo die Armee der Chalcas stand. Tags darauf stießen ungefähr fünftausend Mann Unterthanen des Königreichs Tezcoco hinzu, die Ixtlilxôchitl in den nächsten Provinzen aufgeboten hatte. Am folgenden Tage, nachdem man der Messe beigewohnt, brach man auf, und zog gegen den Feind, der eine sehr steile und unzugängliche Höhe besetzt hielt; Weiber und Kinder an der Spitze, die Krieger auf den Seiten. Der Angriff geschah auf drei verschiedenen Punkten, die Vorhut war bloßgestellt wegen der großen Felsstücke, welche die Feinde von der Höhe herab auf die Anklimmenden rollen ließen. Dies brachte vielen der Unsrigen den Tod. Zwei Spanier starben, und mehr als zwanzig wurden verwundet. Als sie sich des Vortheils bemächtigen wollten, sahen sie sich von einer großen Menge Krieger umgeben, die das Feld

bedeckten, um den Bedrängten Beistand zu leisten. Unsere Truppen waren also gezwungen, ihre Waffen gegen die Ebene zu kehren, es begann eine furchtbare Schlacht, und die Verbündeten blieben endlich Sieger. Sie eilten, eine Stelle auf einer benachbarten Anhöhe zu nehmen, wo einige Dörfer lagen; sie fanden Widerstand, schlugen aber die sich Widersetzenden ohne Verzug in die Flucht. Hier blieb Cortez Armee die Nacht und den folgenden Tag, dann drangen sie aufs Neue gegen die Anhöhen vor, wo die Hauptstärke des Feindes stand. Bald bemächtigten sie sich des Zugangs, und gelangten bis auf den Gipfel. Da ergaben sich die Feinde und baten um Schonung. Man nahm ihre Unterwerfung an, ohne ihnen ein Leids zu thun, Cortez und seine Verbündeten weilten zwei Tage in dieser Gegend, schickten die Verwundeten nach Tezcoco, und brachen dann gegen Huastepec auf, wo eine zahlreiche Armee stand.

Die Unsrigen gelangten nach Xilotepec, und tödteten eine große Anzahl Feinde, die nicht auf ihrer Huth waren. Die Einwohner von Yautepec ergaben sich ohne Schwertstreich. Von Xilotepec gingen die Verbündeten nach Quauhnahuac, einem sehr festen und wichtigen Orte. Da die Einwohner ihrem Herrn gehorchten, so waren sie gegen Ixtlilxóchitl, und unterstützten die Partei seines Bruders Cohuanacotzin und der Mexicaner. Ixtlilxóchitl ließ sie auffordern, die Waffen niederzulegen, und da sie es verweigerten, war man gezwungen, sie zu bekämpfen. Man mußte sie in einer bergigen und schwierigen Stellung angreifen. In kurzer Zeit jedoch waren sie zerstreut. Diejenigen, welche sich retten konnten, flohen in die be-

nachbarten Gebirge, ihre Hauptdörfer verbrannte man. Da der Gouverneur und der größte Theil der Einwohner der Provinz das Vergebliche ihres Widerstandes einsahen, so flehten sie bei Ixtlilxochitl um Gnade, und baten ihn, sich für sie bei den Christen zu verwenden, indem sie, ihre Dankbarkeit zu beweisen, versprachen, sich mit ihnen gegen die Mexicaner zu vereinigen. Ixtlilxochitl war über diesen Vorschlag sehr erfreut; er verzieh ihnen und führte sie vor Cortez, um sie als Freunde vorzustellen, indem sie bereuten, was sie gethan.

Hierauf wurde nach Xochimilco aufgebrochen, und in zwei Tagen gelangten sie an diese Stadt, welche sehr groß, wohlbefestigt, und von Wasser umgeben war. Die Einwohner und die Mexicaner nahmen die Brücken weg, öffneten die Dämme und bereiteten sich, den Feind zu empfangen, indem sie ihrer Anzahl und vortheilhaften Stellung wegen es für leicht hielten, den Angriff zurückzuschlagen. Die Unsrigen begannen die Schlacht mit so gutem Erfolge, daß sie Meister über die erste Mauer wurden, bis zu der Hauptbrücke, welches die stärkste der Stadt war. Die Xochimilcanen bestiegen Boote, und schlugen sich den ganzen Tag. Als die Nacht herannahte, brachten sie die Weiber und Greise, und was sie besaßen, in Sicherheit, und am andern Morgen brachen sie die Brücke ab; doch wurden sie bald verfolgt, und man verjagte sie aus der Stadt. Sie versammelten sich wieder in einer Ebene, schlugen sich tapfer, und brachten unsere Truppen in große Gefahr. Beinahe hätten sie sich Cortez bemächtigt, der von seinem entkräfteten Rosse fiel. Die Spanier und ihre Verbündeten kamen au-

genblicklich dazu, und fochten, daß die Feinde die Flucht ergriffen. Man verfolgte sie jedoch nicht: man kehrte nach der Stadt zurück, um die Brücken wieder herzustellen. Als man dahin kam, fand man die Leichname zweier Spanier, welche die Armee verlassen hatten, um zu plündern.

Als Quauhtemoc das Vorgefallene erfuhr, sandte er über fünfzehn tausend Mann zu Wasser und zu Lande dorthin. Die Unsrigen empfingen sie muthvoll, besiegten sie, und verbrannten die Häuser und Tempel der Stadt. Diese Begebenheiten, und mehrere andere, die man mit Stillschweigen übergeht, fanden vier Tage nach ihrem Einzuge dort statt. Cortez und die Verbündeten verließen diesen Ort, um sich nach Culhuacan, zwei Meilen von Mexico, zu begeben; die Xochimilcanen griffen sie unterweges an, wurden aber sogleich geschlagen.

In Culhuacan angekommen, fand man die Stadt verlassen; man ruhte dort zwei Tage aus. Nachdem man den Platz zur Belagerung von Mexico ausgespäht hatte, verbrannte man die Tempel und Hauptgebäude, und brach nach der Hauptstadt auf.

Die Verbündeten griffen den ersten Umkreis an, und mit vieler Mühe bemeisterten sich sich desselben; eine große Menge Indier kamen dabei um, und viele Spanier wurden verwundet. Man kehrte nach Tezcoco zurück, nachdem man sich die Gegend gemerkt, von welcher aus man die Stadt einnehmen konnte, und wo die Brigantinen den See beschiffen konnten.

Als man in Tezcoco ankam, war der Canal beinahe fertig; er hatte mehr als eine halbe Meile

Länge, dreizehn Fuß Breite, und zwei Klaftern Tiefe. Die Ufer waren mit starken Mauern besetzt. Man brauchte fünfzig Tage zu dieser Arbeit, und vierzig tausend Menschen waren dabei geschäftig. Ixtlilxöchitl hatte die Bewohner des Königreichs Tezcoco eignes dazu kommen lassen; acht bis zehn tausend arbeiteten alle Tage.

Am Tage nach Pfingsten, wo die ganze Armee in Tezcoco versammelt war, ließ Cortez die Spanier die Revue passiren und Ixtlilxöchitl besichtigte seine Truppen. Es waren im Ganzen zweimalhunderttausend Kriegsleute, und fünfzigtausend Arbeiter, um die Brücken zu bauen und andere Arbeiten auszuführen. Man zählte fünfzigtausend Mann von Chalco, Itzocan, Cuauhnacuac und anderen von Mexico abhängigen Provinzen, die gegen Mittag lagen. Die Stadt selbst und ihre Umgebung hatte fünfzigtausend Mann geliefert, ohne die achttausend Häuptlinge, Bürger oder Einwohner von Texcoco zu rechnen. Die Provinzen Otumba, Tolantzinco, Xilotepec und einige andere, die Acolhuas sind und ebenfalls zu Texcoco gehörig, hatten fünfzigtausend Mann geliefert. Eben so viel waren das Contingent der Tziuhcohuacas, der Tialahuhquitepeken und anderer Eingebornen, welche den Norden bewohnten; kurz, es waren in Allem, so wie ich gesagt habe, zweimalhunderttausend Mann. Ixtlilxöchitl ließ alle Fahrzeuge zusammenbringen. Ein Theil ging mit den Brigantinen, die übrigen trugen Lebensmittel und andere der Armee nothwendige Gegenstände. An demselben Tage ließ jeder Befehlshaber seine Untergebenen die Revue passiren; man

fand, daß es nicht weniger als dreimalhunderttausend Kriegsleute waren.

Als Cortez die Massen von Anhängern sah, theilte er sie also ab: Nach einer Uebereinkunft mit Ixtlilxóchitl und den meisten der andern Hauptleute, befahl er Pedro Alvazado, sich nach Tlacopan mit dreißig Reitern, hundertsechzig Infanteristen und fünfzigtausend Eingebornen von Otumba, Tolantzinco u. s. w. zu begeben; Ixtlilxóchitl gab seinem Bruder Quauhtliztactzin den Befehl, ihn zu begleiten. Die Befehlshaber Chiautla und Chichiquatzin gingen als Generale und er selbst an der Spitze der ganzen Armee der Tlaxcalteken

Christoph de Olid, der ebenfalls ein Hauptmann war, erhielt das Commando über drei und dreißig Reiter, hundertvierzig Mann spanischer Infanterie und zwei Kanonen, wie die anderen, deren man erwähnte*); er hatte auch fünfzigtausend Mann Tziuhcohuacs aus den nördlichen Provinzen unter dem Oberbefehl Tetlahuezhuezquititzins, eines Bruders Ixtlilxóchitls, und anderer befreundeter Häuptlinge: er sollte sich nach Coyoacan begeben. Der Hauptmann Gonzalo de Sandoval zog mit dreiundzwanzig Reitern, hundertsechzig Infanteristen und zwei Kanonen aus; er wurde von den Einwohnern Chalcos und den meisten von den mittägigen Provinzen unterstützt, die so zahlreich als die ersteren waren. Die Tolteken und Huexotzincas gehörten zu demselben Armee-Corps, und hatten Befehl, sich nach Ixtapalapan zu begeben,

*) Der Autor hat nichts davon gesagt.

diese Stadt zu zerstören, und wo sie es für gut fänden, dann ihre Stellung einzunehmen. Die fünfzig tausend Arbeiter wurden unter alle diese Corps vertheilt, damit sie Brücken schlagen, und andere, dem Unternehmen nützliche Arbeiten vollbringen konnten. Cortez übernahm den Oberbefehl über die Flotte und die Brigantinen. Ixtlilxôchitl begleitete ihn mit sechzehn tausend kleinen Fahrzeugen — embarcations — welche fünfzehn tausend Tezcocoaner, seine Unterthanen, und acht tausend auserlesene Häuptlinge trugen: sie sollten die Anwohner der Seen und Gebirge bekämpfen.

Die Bewohner Mexicos gönnten sich keine Ruhe: die Könige Quauhtemoc, Cohuanacotzin und Tetlepanquezatzin bereiteten sich zur Vertheidigung vor, sie verrichteten alle nöthigen Arbeiten, befestigten ihre Städte, und versammelten mehr als dreimalhunderttausend Mann. Sie ließen Ixtlilxôchitl Vorwürfe über sein Verfahren machen, daß er die Söhne der Sonne unterstütze, sein Vaterland und seine Blutsverwandten verrathend. *) Dieser unterließ nicht, ihnen zu antworten, daß er der Freund der Christen sein wolle, die ihm das Licht des Glaubens brachten; daß sein Verfahren ihm das Heil seiner Seele erwerben werde; daß er es vorziehe, so zu handeln, als seinem Vaterlande und den Seinen zu dienen, weil sie ihm nicht gehorchen wollten; daß er also nicht nur den Christen in Allem helfen werde, sondern auch für sie

---

*) Ixtlilxôchitl war die Hauptursache des Verderbens der Mexicaner; verflucht sei sein Andenken. (Anmerk. d. mex. Verf.)

sterben würde. Er fügte noch andere Gründe hinzu, welche den Zorn der Mexicaner gegen ihn entflammten. Quauhtemoc und beide andere Herrscher wurden aufgefordert, ihre Waffen niederzulegen; man theilte ihnen Ixtlilxochitls Entschluß mit, man zeigte ihnen die Uebermacht der Christen, und man bewies ihnen aus mehreren Gründen, daß sie besiegt werden würden; aber sie antworteten fest, daß sie es vorzögen, sterbend ihr Vaterland zu vertheidigen, und nur nicht die Sclaven der Söhne der Sonne, eines so grausamen und habsüchtigen Geschlechtes, sein wollten. Das waren die Gründe, welche Quauhtemoc und seine Verbündeten bewegten, ihren Vorsatz durchzuführen; aber umsonst, denn Tezcoco, die Königreiche und Provinzen, die zu ihm gehörten, Tlaxcolan Huezotzinco und Golula unterstützten die Christen. Die Geschichte beweist es deutlich, daß die durch Ixtlilxochitl und dessen Bruder geleistete Hülfe, nächst Gott, die Ursache der Einführung des christlichen Glaubens war. Diese Vereinigung machte, daß man sich Mexicos und der anderen Städte mit weniger Schwierigkeit bemächtigen konnte, als wenn Tezcoco und dessen Provinzen sich nicht zu Gunsten der Christen erklärt hätte.

Alvarado und Christoph de Olid begaben sich nach Aculma, wo sie die Nacht zubrachten; dann begaben sie sich nach Tlacopar, wo sie nur geringen Widerstand fanden; drei Tage nach ihrer Abreise kamen sie nach Tezcoco. Am andern Tag begaben sich Christoph de Olid und Tetlahuezhuezquititzin nach Chapultepec, wo sie die Wasserleitungen zerstörten. Sie beraubten, trotz der tapfersten Vertheidigung, die Mexicaner des Wassers; ihr Widerstand war ver-

gebens, sie konnten der Wuth der Unsrigen nicht entgehen, die sich hierauf mit Aloarado wieder vereinten. Dieser Officier bahnte den Weg für die Cavallerie, ließ Brücken schlagen und Canäle graben, eine Arbeit von drei Tagen, die den Eingebornen viele Leiden verursachten. Viele büßten fechtend, oder indem sie das vom Feind Zerstörte wiederherstellten, ihr Leben ein. Auch einige Spanier wurden verwundet; sie bemächtigten sich mehrerer Brücken und Vertheidigungs-Werke. Hierauf gingen Alvarado, Ixtocquatzin und mehrere Häuptlinge nach Tlacopan. Olid begab sich mit Andern nach Coyoacan; er bemeisterte sich mehrerer, auf jener Seite gelegener Dörfer, befestigte sich in den fürstlichen Besitzungen, und hörte in acht Tagen nicht auf, sich gegen die Mexicaner zu schlagen.

Gonzalo de Sandoval marschirte an der Spitze der Chalcoaner und anderer Eingebornen auf Ixtapalapan. Dort angekommen, griff er die Stadt an; die Einwohner vertheidigten sich, so gut sie konnten; aber als sie sich so hart bedrängt sahen, flüchteten sie sich mit ihren Weibern und Kindern nach Mexico. Als Sandoval und die andern Häuplinge wahrnahmen, daß Ixtapalapan geräumt sei, zogen sie ein, und verbrannten eine bedeutende Anzahl Häuser und Tempel, damit die Feinde keine Wohnungen fänden.

Cortez und Ixtlilxöchitl näherten sich Mexico mit den Brigantinen und den sechzehntausend Barken. Sie begannen ihren Angriff auf den großen Felsen, wo sich bedeutende Truppen, und Weiber und Kinder versammelt hatten. Man bemächtigte sich desselben, stieg mit vieler Mühe bis auf den Gipfel, er war sehr hoch und steil, und die größte Macht des Feindes war dort

zusammengezogen. Alle, die Weiber und Kinder ausgenommen, wurden getödtet; doch auch die Unsrigen erlitten große Verluste: fünfundzwanzig Spanier waren verwundet.

Die Mexicaner erfuhren durch diejenigen, die auf dem Felsen waren, daß sich die Christen in ihren Brigantinen und Kähnen näherten, und zogen ihnen entgegen. Ehe sie den Felsen hinabgestiegen waren, erkannten fünfundzwanzig mexicanische Fahrzeuge, die am besten für den Krieg geeignet waren, den Feind. So wie sie in die Nähe der Verbündeten kamen, machten sie eine Reihe, um den Rest der Ihrigen zu erwarten, indem sie sich von zu geringer Anzahl glaubten, um eine Schlacht liefern zu können. In wenig Augenblicken versammelte sich eine solche Anzahl von Kähnen, daß der ganze See davon bedeckt war. In dem Augenblick, wo wir den Angriff beginnen wollten, erhob sich ein sehr günstiger Wind, der bedeutenden Einfluß auf den Erfolg des Gefechtes hatte. Cortez und Ixtlilxöchitl gaben Befehle, die Schlacht von allen Punkten aus zu gleicher Zeit zu beginnen, und den Feind nach Mexico zurückzudrängen. Die Mexicaner fochten tapfer, bis sie, den widrigen Wind bemerkend, die Flucht ergriffen, wobei sie so hastig zu Werke gingen, daß ihre Fahrzeuge aneinander stießen, zerbrachen und zu Grunde gingen. Alle, die man erreichen konnte, wurden getödtet, trotz ihres Widerstandes. Die Mexicaner, welche entkommen konnten, flüchteten sich in die Stadt; doch eine große Anzahl der Hauptleute und Edlen wurde gefangen. Die Anzahl der Todten war so beträchtlich, daß der ganze See mit Blut gefärbt war, und in der That man

hätte nicht geglaubt, daß es Wasser sei: Wir blieben Herr des Sees.

Während dessen drangen Alvarado, Olid und deren Truppen auf den Landwegen ein, bemächtigten sich, trotz des Widerstandes der Mexicaner, einiger Brücken und mehrerer festen Plätze. Cortez und Ixtlilxöchitl leisteten ihnen Hülfe und drangen mehr vor; auf dem Wasser fanden sie keine Feinde mehr, denn ihr erstes Unglück hatte sie eingeschüchtert, also nahmen sie ihre Richtung nach Ixtapalapan, griffen zwei Thürme und zwei Tempel an, die mit Mauern, von Kalk und Stein gebaut, umgeben waren, sie bemeisterten sich ihrer nach großen Schwierigkeiten, denn eine große Anzahl Feinde vertheidigte sie. Um diejenigen, die uns den Weg versperrten, zu verjagen, that man drei Kanonenschüsse, welche vielen Schaden anrichteten; doch war es das letzte Pulver, was wir hatten, und man hörte auf zu fechten, weil es zu spät war. Man brachte die Nacht in jener Gegend zu. Ixtlilxöchitl fertigte einen Boten ab, um die Hälfte der Armee der Chalcäner kommen zu lassen, und Cortez ließ fünfzig Spanier und Pulver kommen.

Die Feindseligkeiten fingen mit dem Tage wieder an, man bemächtigte sich der Brücke, und der Feind wurde bis zu den ersten Häusern Mexicos verfolgt; viele Indianer fielen von beiden Seiten. Die Arbeiter, welche Ixtlilxöchitl zu diesem Endzweck mitgenommen hatte, warfen Gräben auf, in der Nähe unsers Lagers, um vier Brigantinen und fünftausend Kähne einlassen zu können, mit der Absicht, in die Laguna dulce (die See des süßen Wassers) zu dringen. Dort angekommen, zerstörte man in wenig Stunden alle

Kähne, die sich da befanden, und richtete ein großes Blutbad an. Am folgenden Tage mit Sonnenaufgang wurde mit mehr Eifer als jemals gefochten. Der Hauptmann Sandoval stellte sich mit einigen Spaniern ein. In dem Augenblick, wo dieser Officier Cortez zu Hülfe eilte, ward ihm mit einem Pfeil der Fuß durchschossen; viele Andere wurden verwundet und einige Eingeborne getödtet, denn sie waren bei der Vorhuth. Nichts destoweniger schlugen sie sich so tapfer, daß sie eine große Anzahl Feinde in Stücken hieben; Ixtlilxôchitl selbst brachte viele um; durch einen einzigen Streich schnitt er mit einem Schwert, das Cortez ihm gegeben hatte, einem sehr tapfern mexicanischen Befehlshaber die Beine ab.

Alle Dörfer in der Umgegend Mexicos waren genommen und verwüstet, Cortez und Ixtlilxôchitl befahlen ihren Truppen, in den Gegenden zu campiren, wo sie es für gut fänden, und sich mit Lebensmitteln und anderen nöthigen Dingen zu versehen. Sechs Tage wurden dazu verwendet. Man entdeckte mehrere Zugänge, durch welche die Brigantinen in die Stadt gelangen konnten.

Die Feindseligkeiten wurden heftig fortgesetzt. Die Tezcocoaner und deren Verbündete drangen in das Innere det Stadt, und bemächtigten sich mehrerer Häuser, andere verbrannten sie und umgaben den Platz von vier Seiten. Cortez und sein theurer Ixtlilxôchitl stellten sich an der Seite des Weges auf, wo der See war und die beiden Thürme von Tlacopan, welche einige Tage zuvor Pedro de Alvarado mit den Seinen genommen hatte. Christoph de Olid nahm die Straße von Coyohuacan ein, und Gonzalo de

Sandoval die Nordseite. Er war unablässig darauf bedacht, den Feind zu verhindern, sich aufs neue zu verproviantiren, und Waffen und Truppen einzuführen.

Als Alles bereit war, kam man dahin überein die Stadt anzugreifen und Alles aufzubieten, sich ihrer zu bemeistern. Des Morgens in aller Frühe ging Cortez mit zweihundert Spaniern und Ixtlilxôchitl an der Spitze von achttausend Kriegern vorwärts; aber die Belagerten waren schon auf ihrer Huth, wohl bewaffnet, und zu einem tapfern Widerstand gerüstet. Sie hatten den Weg quer durchschnitten, und tief genug ausgehöhlt, daß es unmöglich war, hinüber zu kommen.

Ixtlilxôchitl, der zwanzigtausend Mann rbeiter bei sich hatte, befahl, die Vertiefung mit Steinen und Faschinen auszufüllen, was sehr schnell, doch mit Schwierigkeit geschah; denn die Feinde schleuderten von der andern Seite einen Hagel von Pfeilen und Steinen. Als diese Arbeit vollendet war, gingen unsere Truppen hinüber; das Gefecht begann, und nach wenigen Stunden waren die Mexicaner besiegt: man verfolgte sie bis zum Eingang der Stadt. Sie verschanzten sich so gut in einem großen Thurm, daß die Unsrigen sie nicht heraus treiben konnten. Die Brigantinen und Kähne griffen den Thurm zu Wasser an, und einige Stunden später war der Sieg erkämpft. Dann kam auf den Brigantinen und Kähnen die ganze Armee von der andern Seite. Die Meisten der Eingebornen kamen schwimmend hinüber. Ixtlilxôchitl befahl Arbeitern, eine Brücke wieder zu errichten; Cortez und die Seinen drangen bis zu einer Mauer vor, wo eine der Hauptstraßen anfing,

welche sehr breit war; sie bemächtigten sich derselben und verfolgten die Mexicaner bis zu einer andern Brücke, die so wie die übrigen abgerissen war. Feinde drangen über einen einzigen Balken; eine große Anzahl setzte schwimmend hinüber. So wie sie am jenseitigen Ufer waren, zogen sie den Balken zu sich. Als die Unsrigen ankamen, ließ Ixtlilxôchitl die Hälfte seiner Leute holen, welche die andere Brücke beendeten. Sie begannen mit dieser sogleich dieselbe Arbeit; eine Menge Soldaten halfen ihnen, trotz der schrecklichen Gefahr; denn die Feinde tödteten eine bedeutende Anzahl mit Pfeilen und Steinwürfen, welche sie von den Terrassen und Häusern herab schleuderten. Die Spanier suchten die Arbeiter durch Musketen- und Büchsenschüsse zu schützen. Auch feuerte man zwei Kanonen ab, welche den Belagerten beträchtlichen Schaden zufügten. Ein Theil der Armee ging auf die andere Seite hinüber, um die Mexicaner anzugreifen, worauf sie bald die Flucht ergriffen. In dem Augenblick war auch die Brücke fertig, der Rest der Armee ging hinüber, und verfolgte den Feind bis zu einer Brücke, die nahe bei einem der großen Plätze der Stadt liegt. Die Unsrigen drangen, ohne erhebliche Verluste zu erleiden, in die Häuser ein, obwohl die Anzahl der Feinde sehr groß war. Doch hörte man nicht auf zu fechten, bis man sie in die Flucht geschlagen hatte. Die Belagerer verfolgten sie bis zu einem großen Tempel des Huitzilopoxtli, drangen in den Vorhof, tödteten, was Widerstand leistete, stiegen in den Thurm, und warfen eine Menge Götzenbilder um, vorzüglich in dem innern Heiligthum, wo Huitzilopoxtli war.

Cortez und Ixtlilxôchitl kamen beide zu gleicher Zeit, sich des Götzen zu bemächtigen. Cortez nahm die goldene Maske, die er vor dem Gesicht hatte, und die kostbaren Steine, mit welchen sie eingefaßt war. Ixtlilxôchitl schlug der Statur den Kopf ab, die er, wenige Jahre vorher als einen Gott verehrt hatte. Alles das konnte nicht ohne Gefahr geschehen; die Feinde schleuderten ihnen unablässig einen Pfeil- und Stein - Regen zu, und eine Menge mexicanischer Häuptlinge vertheidigten ihre Gottheiten muthig, bis man sie aus dem Innern der Tempel verjagt hatte; denn Quauhtemoc hatte seinen Unterthanen heftige Vorwürfe gemacht, daß sie vor den Söhnen der Sonne flohen und ihre Götter Preis gaben. Die Belagerten versammelten sich aufs neue, waren so zahlreich, daß sie die Unsrigen angreifen konnten, und schlugen sich so tapfer, daß sie sie in die Flucht schlugen. Cortez und Ixtlilxôchitl hielten sie eine Weile zurück, indem sie an ihrer Spitze fochten. Ixtlilxôchitl tödtete sogar den mexicanischen General, der mit einer spanischen Lanze bewaffnet war, die er einige Tage zuvor einem Christen, den er getödtet hatte, abgenommen. Ixtlilxôchitl verwundete ihn mit drei Schwertstreichen, spaltete ihm mit einer Axt den Kopf, und schnitt ihm ein Ohr ab.

Als die Feinde ihren General fallen sahen, kamen sie so in Wuth, daß sie unsere Krieger mit der größten Heftigkeit zurückdrängend, auf den Platz zurückwarfen. Diese gingen wieder in den Tempel, und da sie sahen, daß es spät war, kehrten sie in ihr Lager zurück. Ixtlilxôchitl ließ in den Straßen, durch welche er kam, die Häuser verbrennen. Bei dem

5*

Rückzug bedrängte man die Mexicaner so heftig, daß kaum Einige entkamen. Die Brücken waren bewacht geblieben, also war der Rückzug der Unsrigen leicht bewerkstelligt. Alvarado, Sandoval und die befreundeten Hauptleute fochten an diesem Tage mit der größten Tapferkeit, sie bemeisterten sich mehrerer Brücken und Mauern.

Am andern Tag erhielt Ixtlilxôchitl eine Verstärkung von fünfzigtausend Mann, lauter Aculhuaner, welche ihm sein Bruder Ahuexpitzactzin geschickt hatte. Dreißigtausend behielt er für sich und zehntausend sendete er zu Alvarado, der unter dem Oberbefehl Quahutliztactzins stand. Gonzalo de Sandoval erhielt die andern zehntausend Mann. Denn alle befanden sich in schwieriger Lage. Ixtlilxôchitl befahl den Verwundeten und denjenigen, die zum Gefecht untauglich waren, sich nach Tezcoco zu begeben, um sich heilen zu lassen; es waren in Allem fünftausend.

Einige Geschichtschreiber, besonders die Spanier, haben geschrieben, daß Ixtlilxôchitl sich auf den Befehl seines Bruders Tecocoltzin sich an die Spitze dieser Armee von fünfzigtausend Mann gestellt hätte; das ist aber gänzlich falsch. Don Alonzo Axayaca, die Malereien, die Berichte der Eingebornen und vorzüglich eine Erzählung in toltekischer — oder wie man jetzt sagt — in mexicanischer Sprache, die ich besitze, beweisen das Gegentheil. Tecocoltzin existirte schon nicht mehr. Ich folge diesen Autoritäten bei Abfassung dieser Geschichte, weil es die wahrhaftesten sind und weil die Verfasser jener Schriften und Malereien bei den Begebenheiten zugegen waren.

Mehrere derselben, die ich in ihrem hohen Alter kennen lernte, und welche erst vor kurzem gestorben sind, haben mir selbst den Hergang der Sache so erzählt, wie ich ihn berichtet habe. Als Cortez von Tezcoco aufbrach, zog Ixtlilxôchitl mit ihm, und blieb, während der achtzigtägigen Dauer des mexicanischen Feldzuges bei ihm, ohne sich einen Tag zu entfernen. Er war als tapferer Anführer stets voran, und wagte oft sein Leben, um die Spanier gegen ihre Feinde zu schützen. Ohne ihn, ohne seine Brüder, Verwandten und Anhänger, würden die Christen bei mehrern Gelegenheiten alle ihren Untergang gefunden haben; und ich staune, daß Cortez, dessen größter Freund und eifrigster Anhänger dieser Fürst war, ohne dessen Beistand und Hülfe er nichts eroberte, nie seiner Heldenthaten gegen die Geschichtschreiber erwähnt hat, um zu verhindern, daß das Andenken dessen verschwände, der nie eine Belohnung von ihm erhielt.*) Nicht allein hat er ihm das ganze Erbe seiner Väter entrissen, sondern man beraubte noch seine Nachkommen der wenigen Häuser und Güter, die sie besaßen. Ich bin überzeugt, daß wenn der Kaiser, unser Herr, davon unterrichtet worden wäre, er würde Ixtlilxôchitl im Besitz des Erbes seiner Väter bestätigt, und ihm außerdem die ansehnlichste Belohnung zuerkannt haben.

Zwei Tage nach Ankunft der funfzigtausend Mann

---

*) So vergilt der Teufel seinen treuen Dienern. Obgleich diese Abschweifung langweilig sein mag, muß man sie dem Autor verzeihen, weil sie wesentliche Wahrheiten enthält, die wir den Freunden der Spanier nicht vorenthalten durften.

(Anmerk. d. mex. Verf.)

von Tezcoco, eilten die Bewohner von Xochimilco und den anderen Städten der Nation der Otomier, dem Cortez ihren Beistand und für den Krieg nöthige Gegenstände anzubieten. Sie baten Ixtlilxôchitl, den spanischen Feldherrn zu bewegen, daß er das Vergangene vergesse. Dieser Fürst sprach mit Cortez in diesem Sinne, und machte ihn darauf aufmerksam, daß dieses Volk sich mit ihm verbinden wolle, und ihm große Dienste leisten könne, da es, an den Seen wohnend, viele Barken besitze. Cortez nahm den Antrag mit Freuden an. Er sagte ihnen, sie sollten nach Hause gehen, und in drei Tagen mit so viel Mannschaft als möglich zu seinem Lager stoßen, und alle ihre Fahrzeuge mitbringen, weil man auf den Brigantinen und den Kähnen von Tezcoco und Ixtapalapan kämpfen würde. Die Indianer kamen dem Befehl Cortez nach, und am bestimmten Tage war Alles im Lager vereinigt. Nach diesem stachen sie jeden Abend in See und streiften um die Stadt, um zu erspähen, ob man Lebensmittel hinein bringe. Auf diesen Streifereien tödteten oder fingen sie diejenigen, welche Zufuhren brachten, und bemächtigten sich derselben.

Fünf Tage ruhten die Waffen. Der Feind benutzte dies, die Zugänge, welche die Unsern verschüttet hatten, zu öffnen, er errichtete festere Wälle wie die ersteren, die Stadt war mit Truppen und Vorräthen angefüllt, und die Mexicaner erwarteten uns stehenden Fußes. Cortez und Ixtlilxôchitl brachen nach dem Gottesdienst mit der ganzen Armee aus dem Lager, und rückten zu Wasser und zu Lande gegen die Stadt, eben so die andern Generale ihrerseits. Als man an

die erste Brücke kam, bestiegen die Verbündeten die Brigantinen und Kähne, sie griffen an, nahmen die Brücke und eine Mauer ein, und trieben die Mexicaner bis an eine andere Brücke zurück, wo diese sich festsetzten. Unsere Truppen nahmen auch diese, aber mit vieler Mühe, und verfolgten die Belagerten von Brücke zu Brücke bis an die Stadt. Ixtlilxôchitl befahl seinen zweitausend Arbeitern, die Wege zu öffnen. Der ganze Tag fast wurde von Cortez, Ixtlilxôchitl und seinen Soldaten dazu verwendet. Eine Menge Indianer wurden auf unserer Seite getödtet, und mehrere Spanier kamen in den Hinterhalten um; indeß wurde während einiger Stunden so tapfer gefochten, daß man die Belagerten zwang, sich in die Häuser und Tempel zurückzuziehen.

Unter der Zahl der von Ixtlilxôchitl an diesem Tage Besiegten war ein ihm verwandter Häuptling, ein tapferer Mann, der an der Thür des Haupttempels starb. Ixtlilxôchitl entriß dem Besiegten ein spanisches Schwert, welches der Letztere einem Christen, den er gefangen und getödtet hatte, genommen.

Am andern Tage, nach Sonnenaufgang, wohnten die Unsrigen dem Gottesdienste bei, und marschirten dann gegen die Stadt. Obgleich es noch sehr früh war, waren doch die Brücken der Faschinen schon entledigt, die sie ausfüllten, und der Weg an vielen Stellen durchschnitten, wie es die Gewohnheit der Mexicaner war. Sie hatten die Nacht nicht geruht, und der König Quauhtemoc hatte persönlich der Arbeit beigewohnt. Auch konnten sich unsere Truppen mit der größten Mühe nur zweier Brücken bemeistern, denn alle ihre Munition war verbraucht. Die Mexi-

caner verfolgten die Verbündeten, so wie sie merkten, daß diese sich zurückzogen, und fügten ihnen bedeutenden Schaden zu. An diesem Tage nahmen Alvarado und Quauhtliztactzin zwei Brücken, verbrannten viele Häuser und brachten eine Menge Feinde um.

Die Einwohner von Cuitlahuac, Mizquic, Culhuacan, Mexicaltzinco und Huitzilopocco kamen denselben Tag, Cortez ihre Alliance anzubieten, und baten Ixtlilxôchitl, seinen Truppen, und besonders den Chalcoanern zu verbieten, sie zu mißhandeln, denn diese plünderten sie alle Tage. Ixtlilxôchitl ließ den Befehlshabern von Chalco sagen, sie möchten ihren Kriegsleuten anempfehlen, diese Eingebornen zu schonen, weil sie Freunde und Verbündete der Söhne der Sonne wären. Er befahl den Neuangekommenen, Häuser zur Wohnung für die Armen und besonders für die Spanier auf dem ganzen Wege hin zu bauen, denn die Zeit des großen Wassers nahte heran, Lebensmittel und Geschenke für Cortez zu bringen und so viel Kähne als möglich herbeizuschaffen.

Cortez gab den Brigantinen und den Fahrzeugen von Tezcoco Befehl, Mexico zu blokiren, Alles einzuäschern, und was ihnen begegnete, gefangen zu nehmen oder zu tödten; dann ging er mit Ixtlilxôchitl und der Armee in die Stadt. Er versuchte, sich der Straße von Tlacopan zu bemächtigen, um sich mit Alvarado vereinigen zu können, was gewiß von großem Vortheil sein mußte; er befahl diesem Offizier und Sandoval, in Uebereinstimmung mit ihm zu handeln, um so viel Terrain als möglich zu gewinnen. Cortez konnte den ganzen Tag nur drei Brücken gewinnen, und nahm bald seine Stellung wieder ein.

Am andern Tage richtete er sich gegen Mexico und gegen dieselbe Straße, bemächtigte sich eines bedeutenden Raumes, aber mit vieler Mühe.

Alvarado beschloß, an diesem Tage nach Tlaltelulco zu dringen. Er führte sein Vorhaben an der Spitze von funfzig Spaniern aus. Die Belagerten griffen ihn bei seiner Ankunft an, und wenn Quauhtlizcatzin mit den Seinen nicht dazugekommen wäre, würde keiner derselben entronnen sein. Trotz der größten Anstrengung wurden vier Spanier vom Feinde gefangen; man opferte sie vor den Augen ihrer Landsleute; die andern zogen sich zurück, wie sie konnten; dies Gefecht kostete vielen unserer Verbündeten das Leben. Am andern Tage ließ Cortez seine Armee gegen den Ort marschiren, ohne bedeutenden Erfolg zu erlangen; er gab allen Hauptleuten, den Brigantinen und Kähnen den Befehl, jedes von seiner Seite anzugreifen.

Als der Tag anbrach, theilte er seine Armee in drei Abtheilungen, damit sie von drei verschiedenen Straßen, welche nach dem Ort führten, eindringen konnten. Der Schatzmeister an der Spitze von sechzig Spaniern, acht Reitern, zwanzigtausend Unterthanen Ixtlilxôchitls und einer großen Anzahl Arbeiter drang durch die eine Straße. Jeorge de Alvarado drang durch eine andere mit André de Tapia, achtzig Spaniern und mehr als zwölftausend Verbündeten, welche Ixtlilxôchitl herbeigeschafft hatte. Man ließ am Eingang dieser Straße zwei Kanonen, acht Reiter und einige unserer Verbündeten. Cortez, Ixtlilxôchitl, hundert Spanier und achttausend Mann Hülfstruppen, alle wohl bewaffnet, rückten durch die

dritte Straße heran. Man griff den Feind zu gleicher Zeit an und erhielt einen glänzenden Erfolg. Bei dieser Gelegenheit versetzte Jxtlilxöchitl einem mexicanischen Hauptmann einen so heftigen Schwertstreich, daß er ihm beide Schenkel zugleich abhieb. Man tödtete eine große Anzahl Feinde, bemeisterte sich der Brücken und Häuser bis zu dem großen Platz, und verschonte Niemand, so daß man an diesem Tage glaubte, Mexico sei eingenommen. Das Corps, welches unter dem Oberbefehl des Schatzmeisters war, drang bis Tlaltelulco; doch ließ es eine Brücke außer Acht, ehe es sie verschüttet hatte; sie lag da, wo jetzt Saint-Martin gelegen ist, im Stadtviertel Tlaltelulco. Cortez kam nach ihm mit den Seinigen herbei, während Jxtlilxöchitl bei der Nachhut blieb, um den Mexicanern die Spitze zu bieten. Der spanische Feldherr fand den Schatzmeister bei seinem Rückzuge. Eine große Menge seiner Truppen waren niedergemetzelt, und die Verbündeten hatten beträchtliche Verluste erlitten. Dem Fahnenträger war der Arm abgeschlagen, und die königliche Standarte fiel in die Hände der Feinde. Vierzig Spanier ungefähr waren getödtet oder zu Gefangenen gemacht worden.

Als Cortez die Hartnäckigkeit der Feinde sah, fand er für gut, gleichfalls die Flucht zu ergreifen; als man aber an eine gefährliche Stelle kam, konnte man nur schwimmend, oder einer des Andern Hand haltend, hinüber kommen. Jxtlilxöchitl kam dazu, befahl den Seinen, sich dem Feinde zu stellen, und beeilte sich, dem Cortez die Hand zu reichen, um ihn aus dem Wasser zu ziehen; einem Mexicaner, der es auf Cortez Kopf abgesehen hatte, hieb er den Arm

ab. Es ist falsch, wenn einige Spanier diesen Vorfall anders erzählt haben. Ein Mönch und Anverwandter Oleas ließ diese Thatsache anders malen, als sie sich ereignete. Man sieht auf dem Bilde Olea dem Mexicaner, der Cortez gefangen nehmen oder tödten will, den Arm abhauen und diesen Feldherrn aus dem Wasser ziehen. Man möge aber sagen, was man wolle, die Wahrheit ist, daß Jxtlilxöchitl dem Cortez das Leben rettete, und ihm die lebhaftesten Vorwürfe darüber machte, sein Leben so ausgesetzt zu haben. Er sagte ihm, daß er in Zukunft nie ohne eine zahlreiche Bedeckung der Verbündeten gehen solle, daß sie immer die Spanier beschützen wollten, und daß der Verlust nur eines Spaniers schmerzlicher wäre, als der von fünfhundert seiner Unterthanen.

In dem Augenblick, wo Jxtlilxóchitl Cortez aus dem Wasser zog, flog ihm ein Stein so gewaltig an das linke Ohr, daß er ihm beinahe den Kopf zerschmettert hätte. Er legte ein wenig Erde in die Wunde, legte die Waffen ab, die er gewöhnlich zu tragen pflegte, und stellte sich mit weniger Bekleidung, fast nackt, einem runden Schild und einer Keule hin; dann stürzte er sich mit dem ihm eigenen Muth auf den Feind, kämpfte wüthend, und Alles vor sich niederschlagend, drang er bis zu einem mexicanischen General, der ebenfalls sehr tapfer war. Ueber eine Viertelstunde kämpften Beide mit einander. Ein feindlicher Pfeil drang in Jxtlilxöchitls rechten Arm, er erhielt einen Steinwurf, der ihn nicht schwer verletzte, aber seine Wuth steigerte. Seine Wunde verdoppelte seinen Muth, er drängte heftig auf seinen Gegner, entriß ihm das Schwert und verwundete ihn an meh-

reren Stellen. In diesem Zustande mußte der Besiegte die Flucht ergreifen; Ixtlilxóchitl verfolgte ihn bis zu dem Tempel der Göttin Maquilxuchitl, in welchem Jener sich mit den Seinen verschanzte, und es war unmöglich, sich seiner Person zu bemächtigen.

Ixtlilxôchitl zu Cortez zurückkehrend, gewahrte einen mexicanischen Anführer, der auf ihn zukam. Als dieser sah, daß Ixtlilxôchitl sich wegen seiner Wunden mit Mühe fortschleppte, glaubte er nicht, von ihm angegriffen zu werden, und überhäufte ihn mit Schmähungen. Der Letztere antwortete nicht, befahl den Seinigen, ihn, so lange er sich vertheidigen könne, allein kämpfen zu lassen, und obgleich im Arm verwundet, spaltete er ihn auf einen Hieb mit dem Schwert, das er dem Vorigen entrissen hatte. Hierauf vom Schmerz überwältigt, riß er den Pfeil, der ihm noch immer im Arm stak, heraus, ließ seine Wunde verbinden und war in wenig Tagen geheilt.

Auf der Straße von Tlacopan vereinigte er sich wieder mit Cortez, der sich mühsam den Rückzug erkämpfte, denn die Feinde drangen heftig nach; Beide zogen sich, so gut sie konnten, in ihr Lager zurück, nachdem sie zweitausend der Verbündeten verloren hatten. Vierzig Spanier, die zu Gefangenen gemacht waren, wurden denselben Tag im Tempel des Tlaltelulco geopfert; drei andere wurden verbrannt, und mehr als dreißig waren zum Kampf unfähig. Eine bedeutende Anzahl Kähne waren verloren, und es fehlte wenig, so wurden auch die Brigantinen zerstört. Alvarado verlor vier Spanier und mehrere Verbündete; es war ein unglücklicher Tag.

Cortez, Ixtlilxôchitl und die Seinen brachten eine

traurige Nacht zu; auch Cortez selbst war im Schenkel verwundet. Die Mexicaner waren über den erfochtenen Sieg so erfreut, daß sie die Nacht nicht schliefen. Sie tanzten und vergnügten sich, illuminirten die Terrassen ihrer Häuser und ihrer Tempel, sie musicirten und gaben alle Zeichen ihrer Freude. Sie arbeiteten aufs neue an Canälen und Brücken. Quauhtemoc schickte Gesandte in die ganze Umgegend, die seinen Sieg verkündeten, und ließ Alles zur Hülfe aufrufen, um den Krieg zu beenden und die Spanier auszurotten.

Am folgenden Tage wollten Cortez und Ixtlilxôchitl ihre Schwäche nicht merken lassen und marschirten an der Spitze ihrer Armee gegen die Stadt, fochten ein wenig, und als sie bis zu der ersten Brücke gekommen waren, kehrten sie wieder zurück.

Am zweiten Tage nach dieser Niederlage kamen Gesandte von Quauhnahuac, Ixtlilxôchitl zu sagen, daß die Einwohner von Malinalco und Cuixco sie bekriegten, und baten, Hülfstruppen in ihre nächsten Städte zu senden, und suchten von Cortez einige Spanier zu ihrer Vertheidigung zu erhalten. Dieser gab André de Tapia Befehl, mit achtzig Infanteristen und zehn Reitern sogleich dorthin zu gehen, sich dieser Provinzen in zehn Tagen — diesen Zeitpunkt setzte er fest — zu bemächtigen und dann nach Mexico zurückzukommen. Ixtlilxôchitl ließ die benachbarten Orte ersuchen, ihm Hülfe zu senden. Die Gesandten von Quauhnahuac versammelten vierzigtausend Mann und gingen mit André de Tapia auf Malinalco los; doch ehe sie dort ankamen, wurden sie von der feindlichen Armee angegriffen, die verfolgt

und zerstreut wurde; die Unsrigen kehrten nach Mexico zurück.

Zwei Tage darauf kamen andere Boten von Toluca und beklagten sich heftig über die Matlalzincaner, ihre Nachbarn, welche ihnen bedeutenden Schaden zufügten, und sie verhindert hatten, den Unsrigen Hülfstruppen zu senden. Cortez glaubte es leicht, denn die Mexicaner hatten ihm sagen lassen, daß die Matlalzincaner, die sehr tapfere Männer waren, kommen würden und die Spanier in Stücken zerhauen. Cortez gab also Sandoval Befehl, gegen sie zu ziehen mit achtzehn Reitern, hundert Infanteristen und einer großen Anzahl von Ixtlilxôchitl beigegebenen Verbündeten, welche mit den Kriegern von Toluco zusammen sechzigtausend Mann ausmachten.

Sandoval nahm die sich Anfangs widersetzenden Städte ein und kehrte in das Lager von Mexico zurück. Der indianische Befehlshaber brachte Cortez die Caziken von Matlalzinco und Malinalco, welche ihn um Verzeihung baten, und ihre Hülfsleistungen zu der Belagerung Mexicos anboten. Cortez bezeigte sich damit zufrieden, und ermahnte sie, ihre Versprechungen zu halten; das thaten sie auch, indem sie Hülfstruppen, Lebensmittel und andere Gegenstände lieferten.

Während Matlalzinco, Malinalco und andere Provinzen erobert wurden, hatten die Unsrigen die Feindseligkeiten eingestellt; kein bedeutender Vorfall hatte Statt gefunden, indeß hatten die Eingebornen mit den Mexicanern doch kleine Scharmützel gehabt. Cortez befahl, nach gemeinschaftlicher Berathung mit Ixtlilxôchitl und den vornehmsten Hauptleuten, daß

alle Häuser, deren man sich bemächtigen konnte, niedergerissen werden sollten. Ixtlilxöchitl schickte also nach Tezcoco und besonders nach den umliegenden Gegenden, daß alle Arbeiter mit ihren Werkzeugen gleich kommen sollten, um diesen Plan so schnell als möglich auszuführen.

Vier Tage nach Sandovals Rückkunft kamen mehr als hunderttausend Arbeiter; als Alles versammelt war, forderte man die Mexicaner auf, sich zu ergeben; diese verweigerten es bestimmt. Sie hatten alle nöthigen Vorkehrungen getroffen. Steinhaufen waren auf den Plätzen und Straßen aufgeworfen, um das Fortschreiten der Pferde zu verhindern, und andere Vertheidigungsmittel waren angewendet worden. Cortez, Ixtlilxöchitl und ihr Armeecorps schlugen die Hauptstraße ein, welche nach dem großen Platze führte, rissen die Häuser nieder und füllten die Brücken aus. Die Belagerten verlangten zu capituliren, doch war dies eine List; man stellte die Feindseligkeiten ein und fragte, wo der König sei. Sie gaben zur Antwort, daß sie ihn holen wollten; die Unsrigen hatten ihn eine Zeit lang erwartet, als plötzlich ein Hagel von Pfeilen, Steinen und Wurfspießen von den Feinden auf sie geschleudert wurde; darauf bedrängten sie unsere Truppen, bemeisterten sich einer wichtigen Mauer, gelangten bis zu dem Platz, verstopften die Canäle und Wässerleitungen so gut, daß die Feinde sie nicht wieder öffnen konnten. Man zerstörte so viel Häuser als man konnte. Als die Zeit zum Rückzug gekommen war, kehrte man ins Lager zurück; die folgenden Tage wurden zu ähnlichen Operationen benutzt, während Ixtlilxöchitl gegen den Feind kämpfte. Er be-

mächtigte sich seines Bruders Cohuanacoxtzin, der damals ein General der Mexicaner war, und lieferte ihn dem Cortez aus *). Dieser ließ ihn fesseln und mit Wachen umgeben. Quauhtemoc und die Mexicaner waren äußerst betrübt darüber, denn mit diesem Befehlshaber verloren sie alle Hoffnung auf Glück.

Cortez ließ indeß einen Hinterhalt stellen, dabei wurden sechs hundert Mexicaner getödtet, und zwei tausend Gefangene gemacht. Die Belagerten wurden hierauf von der größten Furcht vor den Unsrigen ergriffen, die sich einer großen Anzahl Häuser und Tempel bemächtigten. Als die Arbeiter beschäftigt waren, eines dieser Gebäude niederzureißen, fand man in einem Grabe eine beträchtliche Menge Gold. Ixtlilxóchitl, die Hauptleute und Tapfern seiner Armee trugen an jenem Tage bedeutende Siege davon, die ich nicht einzeln erzählen werde, um Längen zu vermeiden.

In der folgenden Nacht kamen zu Ixtlilxóchitl zwei fast vor Hunger sterbende Mexicaner, welche er freudig aufnahm. Er erfuhr Alles von ihnen, was in der Stadt vorging; die Einwohner waren vom Unglück, von der Hungersnoth und der Pest gequält. Während der Nacht gingen sie aus, um zu fischen und Kräuter und Baumrinden zu ihrer Nahrung zu suchen. Sobald Ixtlilxóchitl die Orte erfahren hatte, wo die Mexicaner herauskamen, zeigte er es Cortez an. Die Brigantinen und Kähne erhielten Befehl, die Stelle zu blokiren, die Spione wurden auf die

---

*) Eine verabscheuungswerthe Handlung, aber Ixtlilxóchitl's würdig, dessen ganzes Betragen nur ein Gewebe von Verbrechen gegen sein Vaterland ist. (Anmerk. d. mex. Verf.)

Lauer gestellt, um zu erspähen, wann die Belagerten herauskämen. Cortez nahm hundert Spanier, fünfzehn Pferde, und Ixtlilxóchitl vierzig tausend Mann, und als die Spione sie benachrichtigten, fielen sie über die unglücklichen Mexicaner her. Die Brigantinen und Kähne machten es eben so, und da die Feinde nicht bewaffnet waren, tödtete man beinahe tausend und nahm eine beträchtliche Anzahl gefangen. Diejenigen, welche die Stadt hüteten, schrien und machten Miene, gegen uns ziehen zu wollen, aber sie wagten es nicht.

Am andern Tage, dem zweiten in der Woche, die Omexmalinalli genannt wird, den 10. des Monats Hueytecuylhuitl, bei uns am ein und zwanzigsten Juli, vor dem Tage St. Jacob, dem Schutzpatron der Spanier, griffen Cortez und Ixtlilxóchitl die Stadt an der Spitze ihrer Armee an; sie bemeisterten sich völlig der Straße von Tlacopan; zerstörten und verbrannten die Paläste des Königs Quauhtemoc und viele andere Besitzungen; drei Theile der Stadt wurden eingenommen, und die Unsrigen konnten ohne Gefahr zusammenstoßen. Das Armee-Corps von Cortez und Ixtlilxóchitl kam mit Alvarado und Tetlahuezhuezquitzin zusammen. Vier Tage später, nachdem eine große Anzahl Häuser verbrannt und deren Mauern abgerissen waren, bemeisterten sich die Verbündeten der zwei Haupttempel des Tlaltelulco. Dies waren die beiden wichtigsten Punkte, nichts desto weniger aber wurden sie ohne Schwierigkeit genommen.

Ixtlilxóchitl sah, daß die Belagerten sich nach diesem Verlust nicht mehr vertheidigen konnten, und forderten sie auf, sich den Christen unter gewissen vor-

theilhaften Bedingungen zu ergeben; sie antworteten, daß sie in keiner freundlichen Beziehung mit ihnen sein wollten, daß die Spanier auf keine Leute rechnen könnten, weil sie Alles, was sie besäßen, verbrennen, oder in's Wasser werfen würden — (sie haben es wirklich gethan) — und wenn nur ein einziger Mann von ihnen übrig bliebe, so würde er bei der Vertheidigung seines Vaterlandes sterben. Noch andere Gründe fügten sie hinzu. Als Irtlilxôchitl ihre Absicht erkannte, theilte er Cortez mit, daß keine Uebereinkunft zu hoffen sei, und daß man seinen Zweck verfolgen müsse.

Vier Tage wurden ohne zu fechten zugebracht, obgleich man erfahren hatte, daß die Einwohner sich mit dem Bau einer Wurfmaschine beschäftigten; nach Verlauf derselben drang man in die Stadt, man fand die Straßen von Weibern, Kindern, Greisen und Kranken vor Hunger sterbend angefüllt. Cortez und Irtlilxôchitl verboten, ihnen irgend ein Leid zuzufügen. Die Adligen und die Krieger waren auf den Terrassen der Häuser; sie hatten keine Waffen, denn es war zu Anfang des Monats Micailhuitzintli, zur Zeit eines streng religösen Festes, welches gewöhnlich auf den 7. August fällt; man forderte sie auf, sich zu ergeben; sie antworteten, daß an diesem Tage nicht von Geschäften die Rede sein könne, weil sie das Andenken der Kinder, welche sie verloren hatten, feierten. Als Cortez und Irtlilxôchitl dies erfuhren, gaben sie Alvarado und Tetlahuezhuezquitzin Befehl, einen sehr starken Theil der Stadt anzugreifen, der aus mehr denn tausend Häusern bestand, und dessen man Herr zu werden wenig fehlte; sie versprachen,

sie zu unterstützen, und man fing den Angriff an. Die Einwohner vertheidigten sich lange mit vieler Tapferkeit; aber die Uebermacht der Belagerer zwang sie, ihre Häuser Preis zu geben, nachdem sie zwölf bis dreizehn tausend Mann getödtet hatten. Die Spanier waren nur zu Anfang bei diesem Gefecht, sie zogen sich zurück, und ließen nur ihre Verbündeten streiten. Ixtlilxôchitl machte mit eigner Hand mehr als hundert Gefangene, und tödtete eine große Anzahl, unter andern zwanzig Häuptlinge, welche man an ihren Waffen erkannte. Als man sich des Stadtviertels bemeistert hatte, wo Quauhtemoc war, das einzige, welches von der Stadt übrig blieb, waren da so viele zerstörte Häuser, daß man keinen Platz hatte, den Fuß zu setzen. Die Straßen waren so mit Todten und Kranken angefüllt, daß man nur auf Körpern ging. Am folgenden Tage wurde der Angriff erneuert. Die Einwohner riefen Cortez und Ixtlilxôchitl, und machten ihnen die heftigsten Vorwürfe, indem sie ihnen sagten, sie möchten der Zerstörung ein Ziel setzen. Sie richteten an Cortez diese, von den spanischen Geschichtschreibern wiederholte Worte: Ach Cortez! wenn Du ein Sohn der Sonne bist, warum setzt dein Vater unserm Unglück nicht ein Ziel? An diesem Tage tödtete man nur einige Personen, die sich wehren wollten.

Am andern Tage ließ Cortez und Ixtlilxôchitl einen Infant rufen, welcher ein Onkel mütterlicher Seite des Letzteren war, und baten ihn, mit Quauhtemoc zu unterhandeln. Dieser Mann war einige Tage vorher von Ixtlilxôchitl verwundet und gefangen genommen worden; anfangs weigerte er sich, den

Auftrag anzunehmen, und erklärte seinem Neffen den Willen des Königs; doch gab er endlich nach und begab sich zu Quauhtemoc. Die Wachen ließen ihn als einen ihrer Anführer herein; doch wie er sich seines Auftrags entledigt hatte, ward er geopfert. Die Belagerten empfingen die ihn begleitenden Spanier mit Stein- und Lanzenwürfen, und versicherten, daß sie lieber sterben, als den Frieden annehmen würden. An diesem Tage wurde heftig gefochten, und viele Leute von beiden Seiten getödtet.

Am andern Tage kehrten die Unsrigen an den Ort zurück, wo die Feinde sich festgesetzt hatten; doch wartete man mit dem Angriff, um erst zu sehen, ob sie sich ergeben würden. Ixtlilxöchitl ging mit Cortez an einen Ort, wo viele seiner Verwandten waren, und ließ sich mit ihnen in eine Unterredung ein. Sie antworteten, daß ihnen die Verluste, welche sie erlitten, nicht unbekannt wären, daß sie aber ihrem Herrscher gehorchen wollten. Das Gespräch wurde fortgesetzt, bis die Mexicaner in Thränen ausbrechend versprachen, zum König zu gehen und ihn zu fragen, ob er sich ergeben wolle. Der Vorschlag wurde diesem Fürsten mehrmals wiederholt, aber er antwortete beständig, daß man diesen Entschluß früher hätte fassen müssen, jetzt sei Alles verloren.

Die Gesandten kehrten zu Ixtlilxöchitl zurück und sagten, daß der König, weil es spät sei, nicht zu Cortez kommen könne, aber den folgenden Tag um die Mittagsstunde würde er sich sicher auf dem Platze einstellen, um mit ihnen zu unterhandeln. Die Verbündeten kehrten in's Lager zurück, sehr zufrieden, zu wissen, daß man diesmal ein Abkommen treffen

können würde. Am Morgen sehr früh errichtete man auf dem Platze eine Estrade, stellte einen Thron darauf, und richtete ein großes Mahl zu; aber zur bestimmten Stunde kam der König nicht; statt seiner kamen fünf Fürsten, unter welchen der erste Minister des Königreichs, entschuldigten ihren Herrn mit Krankheit, und wollten über den Frieden unterhandeln. Cortez nahm sie sehr freundlich auf, reichte ihnen Geschenke, weigerte sich aber, mit ihnen zu unterhandeln, indem er sagte, ohne den König könne keine Uebereinkunft geschlossen werden. Sie kehrten zu ihrem Herrn zurück, der ihnen sagte, daß es die größte Schande für einen König sein würde, auf diese Weise vor dem Feinde zu erscheinen, und daß ihm nichts übrig bleibe, als mit den Waffen in der Hand zu sterben. Er sandte sie auf's Neue zu Jxtlilxöchitl, ihm zu sagen, Cortez könne versichert sein, daß er alle Bedingungen halten würde, zu welchen sich seine Gesandten verpflichteten, denn es wären die ersten Männer des Reichs; daß er auf keinen Fall vor Cortez erscheinen wolle, und daß, wenn sie seine Vorschläge nicht annähmen, sie nur nach ihrer Willkühr verfahren sollten, denn es wäre nur wenig noch zu verderben. Jxtlilxöchitl unterrichtete Cortez von Allem, was sich zutrug, und von der Botschaft des Königs Quauhtemoc. Cortez ließ abermals sagen, daß er sich am folgenden Tage auf den Platz begeben, und den König zum letzten Male erwarten wolle, und daß, wenn er sich nicht einstelle, er Alles dem Feuer und Schwert übergeben würde, ohne Eines Lebens, wessen es auch sei, zu schonen. Diese Antwort des Cortez brachten die Gesandten ihrem Herrn zurück.

Den folgenden Tag, am 12. August, begab sich Cortez mit Ixtlilxôchitl und den andern Hauptleuten auf den Platz, um den König Quauhtemoc zu erwarten, und verweilte daselbst bis gegen Mittag. Als er jedoch die Hoffnung aufgeben mußte, daß dieser Fürst vor ihm erscheine, gab er Sandoval und allen Hauptleuten, die ihn begleiteten, Befehl, den Feind in den Canälen und auf dem See anzugreifen. Er und Ixtlilxôchitl kämpften auf den Straßen und Mauern. Kurze Zeit nach Beginn des Gefechts drangen die Verbündeten fast ohne Widerstand in die festeste Verschanzung der Mexicaner. Fünfzigtausend Männer wurden erschlagen oder gefangen, man verübte die schrecklichsten Grausamkeiten gegen die Mexicaner. Das Geschrei der Weiber und Kinder war herzzerreißend. Die Tlaxcalteken und die andern den Mexicanern feindlichen Stämme büßten ihren verjährten Haß an ihnen auf die barbarischste Weise und plünderten Alles, was sie konnten. Endlich hatten Ixtlilxôchitl und die Seinen Mitleid mit ihrem Vaterland und ihren Verwandten; sie verhinderten, daß man Barbareien gegen Weiber und Kinder ausübte, Cortez und die Spanier thaten dasselbe. Mit Einbruch der Nacht zogen sich die Verbündeten in ihr Lager zurück.

Sie hielten Rath und beschlossen am folgenden Tage, dem Feste des heiligen Hippolyt, den Rest der Stadt einzunehmen. Man bedrängte die letzte Zuflucht des Feindes, Cortez und Ixtlilxôchitl zogen durch die Straßen, Sandoval, der die Brigantinen befehligte, griff von einer kleinen Lagune aus an, wohin sich, wie Ixtlilxôchitl erfahren, der König auf

Kähnen mit vielen Truppen zurückgezogen hatte. Die Krieger auf den Terrassen der Häuser erwarteten traurig und niedergeschlagen ihr letztes Schicksal. Weiber, Greise und Kinder zerflossen in Thränen. Die ersten Beamten und der Adel befanden sich um den König, Alle in der größten Verwirrung. Das Zeichen wurde gegeben, die Unsrigen griffen zu gleicher Zeit die letzten Verschanzungen der Mexicaner an, und kämpften so heftig, daß sie sich ihrer in wenig Stunden bemächtigten, so daß dem Feind kein Fußbreit Erde blieb.

Unsere Brigantinen und Kähne bestürmten die Eingeschifften, welche, den Angriff unserer Soldaten nicht aushaltend, von ihnen verfolgt flohen, so gut sie konnten. Garcia de Olguin, Kapitain einer Brigantine, hatte von einem Mexicaner, den er zum Gefangenen gemacht, erfahren, daß sich der König in einem der Kähne befände; er verfolgte das bezeichnete Fahrzeug, bis er es erreichte. Als Quauhtemoc sich so verfolgt sah, gab er seinen Ruderern den Befehl, umzukehren, um sich mit Garcia zu schlagen. Dann nahm er seinen Schild und seine Waffen, und machte sich bereit, sein Leben zu vertheidigen; als er aber sah, daß die Feinde sich mehrten, und als er Schießgewehre auf sich gerichtet sah, ergab er sich. Garcia de Olguin führte ihn zu Cortez, welcher ihn mit vieler Höflichkeit, kurz wie einen König empfing. Quauhtemoc sagte zu Cortez: „Ich habe Alles aufgeboten, mein Königreich zu vertheidigen, um zu verhindern, daß es in Eure Hände falle; doch weil mir das Glück ungünstig war, nehmt mir dieses Leben, und Ihr werdet wohl thun, nachdem Ihr meine Hauptstadt zer-

ſtört und meine Unterthanen umgebracht habt.“ Alle, die zugegen waren, ſahen mit Beſtürzung dieſen Fürſten in einer ſolchen Lage. Cortez ſagte ihm einige Worte des Troſtes, und bat ihn, den Seinigen zu befehlen, daß ſie ſich ergeben ſollten. Der Fürſt ſtieg auf einen Thurm und ſagte ihnen, ſie möchten die Waffen niederlegen, weil er in der Macht des Feindes ſei. Von den dreimalhundert tauſend Mann, welche Mexico vertheidigt hatten, waren gegen ſechzig tauſend übrig geblieben; als ſie ihren König in dieſer Lage ſahen, legten ſie die Waffen nieder, und die Vornehmſten kamen, ihren Fürſten zu tröſten.

Ixtlilxóchitl, der Alles aufgeboten hatte, ſelbſt den König Quauhtemoc gefangen zu nehmen, was ihm jedoch nicht glückte, hatte ſich zweier Fahrzeuge bemächtigt, worin einige Prinzen und Edle waren; nehmlich Tetlapanquetzatzin, der Erbe des Königreichs Tlacopan, Tlacahuepantzin, ein Sohn und Erbe Moctheuzomas, und viele andere. Die Königin Papantzin Oxómoc, Witwe des Königs Cuitlahua, und viele andere Damen waren in demſelben Kahne. Ixtlilxóchitl hatte ſich deſſelben bemächtigt, und führte die edlen Mexicaner zu Cortez. Er ließ die Königin und die anderen Damen mit zahlreichen Wachen nach Tezcoco führen.

Der Geſchichte, den Malereien und Berichten zufolge, und beſonders nach Alonſo Axayaca, dauerte die Belagerung von Mexico achtzig Tage. Von den zweimal hundert tauſend Mann von Ixtlilxóchitls Partei und dem Königreich Tezcoco, welche die Spanier, ſo wie wir es geſagt haben, unterſtützten, waren mehr als dreißig tauſend umgekommen. Die Mexi-

caner hätten mehr als zweimal hundert vierzig tausend verloren, unter welchen der ganze mexicanische Adel war, denn wenn auch einige Fürsten und Edle davon kamen, so waren doch die Meisten derselben noch in zartem Alter.

An diesem Tage wurde die Stadt der Plünderung Preis gegeben. Die Spanier nahmen das Gold und Silber für sich, die edlen Indianer die Steine und Federn, die Soldaten die Mäntel und andere Gegenstände. Vier Tage brachte man damit zu, die Todten zu beerdigen; man feierte alle Arten von Festen; eine große Anzahl Weiber und Kinder wurden als Sclaven fortgeführt, und die ganze Armee begab sich nach Coyoacan, wo alle Hauptleute von Ixtlilxóchitl Abschied nahmen. Sie kehrten alle an ihre Wohnorte zurück, und versprachen Cortez, ihm in all seinen Unternehmungen beizustehen, was ihm sehr angenehm war. Ixtlilxóchitl machte den Häuptlingen und Soldaten zahlreiche Geschenke, besonders denjenigen, welche sich während des Krieges ausgezeichnet hatten. Er befahl, Gebäude und Paläste von den Mexicanern, welche er selbst gefangengenommen hatte, aufbauen zu lassen. Zwei tausend Menschen waren bei den Bauten, welche in der Gegend von Tecpilpac aufgeführt wurden, beschäftigt. Sein Vater hatte ihm jenen Ort, wo er erzogen worden war, gegeben. Er empfahl all seinen Unterthanen, sich beständig mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen versorgt zu erhalten, für den Fall, daß man dessen benöthigt wäre.

Cortez, der in Coyoacan geblieben war, gab, als er sah, daß man den Schatz der drei Königreiche,

welchen er in Mexico gesehen hatte, nicht auffinden konnte, den Befehl, einen Edelmann von dem Hause Quauhtemoc lebendig zu verbrennen. Er fing damit an, ihm die Füße in's Feuer halten zu lassen, obgleich die Mexicaner gesagt hatten, daß, wenn man sie auch alle tödtete, man nicht hoffen dürfte, diesen Schatz zu finden, weil man ihn in das Wasser geworfen hätte. Ixtlilxôchitl konnte die Grausamkeit Cortez nicht ertragen, und bat ihn, den Unglücklichen zu befreien; es sei eine zu empörend grausame Handlung, und dieselbe könne vielleicht einen Aufstand erregen. Cortez sah seine Grausamkeit und die ernste Gefahr, der er sich aussetzte, ein, und befahl, den Edelmann in Freiheit zu setzen.

Cohuanacoxtzins Beine waren von den Ketten, die er von dem Tage an tragen mußte, wo sein Bruder ihn gefangen genommen, ganz zerquetscht; er bat, man möge ihn in Freiheit setzen. Ixtlilxôchitl redete Cortez zu, er möge es zugestehen, indem er sagte, da sein Bruder nun verkrüppelte Füße hätte, sei er gestraft genug. Cortez antwortete, er könne das nicht erlauben, ehe er nicht Nachrichten aus Spanien vom Kaiser erhalten hätte; er habe Sr. Majestät über Alles Bericht erstattet, indem er den fünften Theil der Beute übersendet, und er erwarte die Antwort. Er fügte hinzu, daß, wenn er dessen Freilassung schleunig bewirken wolle, er nur von Tezcoco eine bedeutende Menge Gold kommen lassen, und das dem Kaiser als Lösegeld senden solle. Ixtlilxôchitl antwortete, daß, wenn man Cohuanacoxtzin nur des Goldes wegen gefangen hielte, er das Wohl seines Bruders allen Schätzen der Welt vorzöge. Er ließ sogleich von Tezcoco

alles Gold holen, was in dem Palast seiner Vorfahren verwahrt wurde; auch aus seinen Häusern ließ er Alles herbeischaffen, und gab es Cortez, der ihm antwortete, dies sei sehr wenig, um einen so bedeutenden Fürsten zurückzukaufen, und er müsse mehr haben. Ixtlilxôchitl schickte zum zweiten Male nach Tezcoco zu seinen Brüdern und Anverwandten. Diese gaben Alles, was sie an Gold, Silber und Kostbarkeiten in vierhundert Häusern besaßen, her, Ixtlilxôchitl übergab es Cortez, kaufte seinen Bruder los und schickte ihn nach Tezcoco, wo seine Unterthanen ihn mit Thränen empfingen, als sie ihn so krank, schwach und mißhandelt sahen. Cohuanacoxtzin ward durch ihre Sorgfalt wiederhergestellt.

Während dieser Zeit hatte der König von Michuacan,*) Catzontzi genannt, die Zerstörung von Mexico erfahren, und in der Furcht, daß die Christen und deren Verbündete auch gegen sein Königreich ziehen möchten, schickte er Gesandte, um sich mit Cortez zu verbinden, bot seine Hilfsleistungen an, und machte es eben so mit Ixtlilxôchitl, die Dienste, welche er dem Cortez geleistet, in Erwägung ziehend. Ein Bruder des Königs, welcher bei der Gesandtschaft war, kam, von tausend Mann begleitet; seine Vorschläge und die von Michuacan gemachten Friedensbedingungen wurden sehr freudig aufgenommen.

---

*) Die Provinz Michuacan führt diesen Namen von einer Art Fische, welche Michi genannt werden, und die man dort im Ueberfluß findet. (Torquemada, lib. 3, cap. 42 y lib. 19, cap. 12.)

Cortez sandte Christoph de Olid mit hundert Spaniern und vierzig Pferden, und Ixtlilxóchitl mehr als fünftausend Mann, welche ihnen dienen und sie beschützen sollten. Als sie nach Michuacan und nach Chiuzizilan kamen, nahm sie Catzontzin sehr gut auf, und war erfreut, daß sie sich in seiner Stadt niederließen. Er gab sein Wort, der Verbündete der Spanier und Aculhuaner zu sein, und versicherte, daß alle die Seinen sie als Freunde behandeln würden.

Die Provinzen und Königreiche, welche von Tezcoco abhängig sind und auf dem südlichen und nördlichen Meeresufer liegen, hatten den Tod des Königs Cacama vernommen, empörten sich gegen die Spanier, und tödteten diejenigen, welche das Land durchstreiften, um Gold zu suchen oder mit den Indianern zu handeln. Tecocoltzin und Ixtlilxóchitl hatten sie aufgefordert, sich den Christen zu ergeben und ihnen in den Kriegen gegen Mexico Hülfe zu leisten; doch hatten sie das nicht erzwecken können. Cortez und Ixtlilxóchitl schickten also Truppen hin, um sie zu unterjochen. Beinahe zwei Monate war das Armeecorps in Coyoacan, als Cortez Gonzala de Sandoval nach Guatzacoalco, Tortepec, Huatorco und andere Orte sandte. Er war begleitet von zweihundert spanischen Infanteristen und fünfunddreißig Reitern. Ixtlilxóchitl lieferte zu diesem Unternehmen dreißigtausend Krieger unter dem Oberbefehl mehrerer seiner Brüder und einiger vornehmen, alten Soldaten, seine Unterthanen. In Huartoco — auch Huatorco genannt — angekommen, forderte der General der Aculhuaner die Einwohner auf, sich zu ergeben, worein sie willigten.

Die Spanier gründeten dort Besitzungen, welche sie Medellin nannten. *)

Von da begaben sie sich nach Cohuatzacoalco, wo sie einigen Widerstand fanden, denn die Unterthanen verweigerten es, sich zu ergeben. In einer Nacht jedoch bemächtigte man sich einer Stadt dieser Provinz, und die Eingebornen streckten die Waffen. Die Dörfer waren zahlreich, und vier Stunden vom Meere, an den Ufern des Flusses Cohuatzacoalco gelegen. Sandoval begründete dort die Stadt Espiritu-Santo, und einige Alculhuaner blieben mit spanischen Colonisten zurück, wie sie es auch an anderen Orten gemacht hatten.

Die Hauptleute und Aculhuaner von Ixtlilxóchitls Truppen wurden in die Provinzen Quecholan, Zihuatlan, Quetzaltepec, Tabaxo und mehrere andere geschickt, welche von Tezcoco, von Mexico und Tlacopan abhängig waren, um die Einwohner aufzufordern, sich zu unterwerfen und mit den Spaniern zu verbinden. Sie gehorchten und kamen nach der Stadt Espiritu-Santo, wo die Friedensbedingungen mit den Generalen von Tezcoco und Sandoval festgesetzt wurden. Sie zahlten die Tribute, denn seit beinahe zwei Jahren waren sie nicht in Tezcoco gewesen, um sie zu entrichten. Ixtlilxóchitl sandte zu gleicher Zeit Truppen, um die Einwohner von Tepeaca, Itzocan und mehrerer anderer von Tezcoco abhängiger Städte gegen die Königreiche Mixteca, Tzapoteca, Huaxacac, deren benachbarte Einwohner ihnen vielen Schaden

*) Cortez war aus der Stadt desselben Namens, welche in Estremadura liegt.

zufügten, zu schützen. Da sie sehr tapfer waren, wurden drei Schlachten geliefert. Eine große Anzahl der Streiter fielen von beiden Seiten, aber Huaxacac und ein großer Theil der Provinz Mixteca wurden bald erobert.

Ixtlilxôchitl sandte Boten nach Tehuantepec, Tzacatecan und in andere Provinzen, die sich gegen Tezcoco und die Spanier empört hatten; er ließ ihnen ernstlich anbefehlen, sich zu ergeben. Vier Spanier gingen mit seinen Abgesandten, und nahmen zwei verschiedene Wege; sie waren von Cortez beauftragt, das südliche Meer in zwei Richtungen auszuspähen.

Die vornehmsten Häuptlinge und die Meisten der Einwohner ließen Ixtlilxôchitl um Verzeihung bitten, seinen Befehlen nicht Folge geleistet, und den Spaniern Hülfe gesendet zu haben; sie brachten die Tribute und den Zins von zwei Jahren. Tototepec allein verweigerte es, sich zu unterwerfen, und bekriegte sogar die andern Eingebornen, welche sich mit Ixtlilxôchitl und den Spaniern verbündet hatten; diese Indianer ließen also Ixtlilxôchitl bitten, ihnen Truppen zu ihrem Schutze zu senden und diese Provinz zu unterjochen. Auch Cortez baten sie, einige Christen mitzuschicken. Dieser erhielt von den vier Spaniern, welche mit den Boten Ixtlilxôchitls gegangen waren, genaue Auskunft über das südliche Meer. Er sandte zur Hülfe der Einwohner von Tequantepec und unserer Verbündeten Pedro de Alvarado an der Spitze von zweihundert Spaniern und vierzig Reitern. Ixtlilxôchitl lieferte zweitausend Mann. Dieses Unternehmen fand im Jahre 1522 statt. Man brauchte einen

Monat, um nach Huaxacac zu gelangen; in einigen Orten fand man Widerstand.

In Tototepec *) angekommen, forderte der General der Aculhuaner den Fürsten auf, den Frieden anzunehmen und seine ganze Provinz zu übergeben, was er auch that. Die Einwohner empfingen unsere Truppen und führten sie in große Wohnungen, um ausruhen zu können. Die Aculhuaner riethen Alvarado, nicht dorthin zu gehen, weil sie gehört hatten, daß man in derselben Nacht Alle in jenen Häusern, welche mit Stroh gedeckt waren, verbrennen wollte. Alvarado folgte diesem Rathe; er quartierte seine Truppen in dem untern Theile der Stadt ein, und bemächtigte sich des Oberhauptes und eines seiner Söhne. Als diese sich gefangen und ihren Verrath entdeckt sahen, zahlten sie zwanzigtausend Goldstücke Lösegeld und erhielten die Freiheit. Man versah die Stadt und die Provinz mit Colonisten, und ließ die Einwohner der Provinzen Coaztlahuac, Tlaxquiauhco u. s. w., die sich empört hatten, auffordern, sich zu ergeben; sie streckten sogleich die Waffen. Die Aculhuaner kehrten dann nach Tezcoco, Alvarado nach Coyoacan zurück, und legten von Allem, was sie bei diesem Unternehmen ausgerichtet, Rechenschaft ab.

Cortez beschloß, nachdem er die Bewohner der südlichen Meeresküste als Verbündete betrachten konnte, Zimmerleute und Seeofficirre nach Zacatulan zu schicken, Brigantinen bauen zu lassen, um die ganze

---

*) Andere Geschichtschreiber schreiben Tututepec. Moctheuzoma bezog von dieser Gegend vieles Gold.

(Anmerk. d. mex. Verf.)

Küste zu recognosciren, und zwei Caravelle, um die Inseln zu entdecken, welche man ihm als sehr reich geschildert hatte. Er verlangte in dieser Absicht von Ixtlilxôchitl, ihm Arbeiter und Leute zu geben, welche diese begleiten und Eisen, Waffen, Segel, Stricke und Tauwerk tragen sollten, was in Vera-Cruz verwahrt wurde. Ixtlilxôchitl befahl seinen Unterthanen, den Spaniern in Allem, was sie befehlen würden, zu gehorchen und sie mit allem Nöthigen zu versehen.

Cortez und Ixtlilxôchitl hörten, daß Christoph de Olid von den Bewohnern von Coliman besiegt worden sei, daß man ihm zähn Spanier getödtet, und eine große Anzahl Mixhuacaner, seine Hülfstruppen, die sich auf Cortez Befehl von Michuacan nach Zacatulan begeben hatten. Olid hatte mehr als hundert Spanier bei sich, vierzig Reiter und eine große Anzahl Michuacaner. Ohne Zweifel hatte er Coliman unterjochen wollen, doch war ihm das sehr schlecht gelungen, wie schon erwähnt. Cortez sandte also gleich Gonzala de Sandoval mit sechzig Infanteristen und fünfundzwanzig Reitern. Ixtlilxôchitl stellte sechzehntausend Mann, um die Einwohner von Coliman und Impiltzinco dafür zu züchtigen, daß sie ihre Nachbarn bekriegten, weil sie Verbündete der Spanier waren. Sandoval und die Aculhuaner begaben sich direct nach Impiltzinco. Sie griffen die Einwohner an; aber da diese an den Krieg gewöhnt und das Land sehr bergig war, konnten sie sie nicht unterjochen. Die Unsrigen gingen nach Zacatulan, begegneten dort einer großen Anzahl Truppen, und begaben sich darauf nach Coliman, welches sechzig Stunden von Zacatulan liegt. Bei ihrer Ankunft

ward eine blutige Schlacht geliefert. Die Aculhuaner verloren viele der Ihrigen, doch eine größere Anzahl Feinde blieben auf dem Schlachtfelde; da sie sich so sehr bedrängt sahen, ergaben sie sich. Die Einwohner von Impilzinco, Zihuatlan, Zelimatlec und anderer Dörfer machten es eben so. Unsere Truppen kehrten, nachdem sie diese Provinzen unterworfen und Coliman mit Colonisten versehen hatten, zurück.

Während dieser Vorfälle beschäftigte sich Ixtlilxochitl damit, Mexico wieder aufzubauen; viermalhunderttausend Mann waren dabei beschäftigt, wenn man die Aufseher, Zimmerleute, Maurer und Arbeiter zusammen rechnet. Dieser Fürst lebte in Tlalteloco, von wo aus er seine Häuptlinge befehligte; er beherrschte das ganze Land, und vor Allem den Theil, welcher den Aculhuanern gehörte. Mexico wurde wieder aufgebaut, weil man, nach Ixtlilxochitls und der andern Häuptlinge Ansicht, dieser Stadt, welche den Christen und Aculhuanern am tapfersten Widerstand geleistet und ihm selbst und den Verbündeten die größten Verluste bereitet, das Andenken der Nachkommen sichern wollte, wo der merkwürdigste Sieg über diese Hauptstadt erfochten wurde. Man baute mehr als hundert tausend Häuser, besser, als die zerstörten waren. Es waren vierzigtausend mehr, als früher gestanden hatten. Ixtlilxochitl arbeitete selbst an mehreren Gebäuden. Die Häuptlinge waren jeder mit dem Aufbau eines Stadttheiles beauftragt; Tlacahuepantzin, ein Sohn Moctheeuzomas, welcher sich Don Pedro nannte, hatte das Stadtviertel, welches Alzaqualco hieß. (Jetzt St. Sebastian.)

Sobald sich Cortez Mexicos bemächtigt hatte, stat-

tete er dem Kaiser, unserm Herrn, Bericht von Allem, was vorgegangen war, ab, und ließ ihn bitten, Geistliche zu schicken, um die Eingebornen zu taufen. Se. Majestät antworteten, daß sie dem heil. Vater diese Bitte mittheilen, und mit dessen Erlaubniß welche senden würden. Für diesmal schickte man nur fünf oder sechs vom Orden des heil. Franciscus, worunter der Pater Pedro de Gande, ein Vetter des Kaisers, war. *) Die vier anderen waren Priester. Die Geistlichen kamen im Jahr 1522, als Ixtlilxóchitl den Wiederaufbau Mexicos beendete.

Im Namen des Kaisers, sagte Cortez zu Ixtlilxóchitl, gäbe er ihm für sich und seine Nachkommen drei Provinzen: nehmlich Otumba, mit dreiunddreißig Dörfern; Itziuhcohuac und Cholula mit dessen Dörfern. Ixtlilxóchitl antwortete, daß das, was man ihm gäbe, ihm gehöre; es sei das Erbe seiner Väter; er habe es Niemand genommen, daß man ihm ein Geschenk damit machen könne; er wölle aber den Genuß derselben Cortez und den Seinen überlassen, indem sie so viel Mühseligkeiten erduldet, und so weite Strecken zu Land und Meer, ihr Leben wagend, durchlaufen. Er fügte hinzu, daß die Bewohner dieser Provinzen und der andern, von Tezcoco abhängigen, als seine Unterthanen, nur ihm und seinen Brüdern, als ihren rechtmäßigen Herren, gehorchen würden. Er fügte noch einige Reden in diesem Sinne hinzu. Cortez hatte ihn verstanden, und wohl einsehend, daß er

---

*) Es war ein natürlicher Sohn des Kaisers, ein sehr frommer Mann und Beschützer der Indianer.

die Wahrheit sprach, verstellte er sich, und wandte nicht ein Wort dagegen ein.

Ixtlilxôchitl ging nach Tezcoco, und kam mit seinem Bruder Cohuanacoxtzin dahin überein, das Königreich so einzutheilen; Cohuanacoxtzin sollte in der Eigenschaft eines Regenten in Tezcoco bleiben, und alle die Provinzen nehmen, welche gegen den Süden liegen, als Chalco, Quahnahuac, Itzocan, Tlahuic, und die anderen bis zum südlichen Meer; die Hälfte gegen den Norden, dessen Grenzen Tepetlaoztoc, Papaluca, Tenayucan, Chimanautla und Teotihuacan wären, sollten Ixtlilxôchitl zugehören; so wie Tolantzinco, Tziuhcohuac, Tlatlauhquitepec, Thauatla und die andern bis zum nördlichen Meer und Panuco. Nachdem diese Uebereinkunft festgesetzt war, begab sich Ixtlilxôchitl nach Otumba, wo er Paläste zu seiner Residenz bauen ließ, so wie auch in Teotihuacan. Er bezog sie am letzten Tage des Nahui-Toxtli, bei uns den 19. März 1523.

Die Fürsten von Mexico, welche bei der Einnahme dieser Stadt entkommen waren, sahen, daß man den König Quauthemoc quälte, um sich seiner Schätze zu bemächtigen; sie empörten sich und ergriffen aufs neue gegen Cortez die Waffen, so wie es Ixtlilxôchitl vorausgesehen hatte. Der Aufruhr ward jedoch wieder gedämpft, die Rädelsführer gefangen genommen, und mehrere zum Tode verurtheilt; Einige wurden gehenkt und Andere den Hunden vorgeworfen, welche sie in Stücke zerrissen. Cohuanacoxtzin war unter der Zahl der Letztern. Ixtlilxôchitl wurde darüber gegen Cortez sehr aufgebracht; und trotz der Spanier ließ

er ihn den Hunden, die schon auf ihn stürzten, wieder entreißen.*)

Während des Wiederaufbaues von Mexico begaben sich Cortez und Ixtlilxóchitl nach dem Königreich Panuco; mehrere Städte desselben hatten sich gegen Tezcoco empört. Die Einwohner hatten Spanier getödtet, und sich gegen die Unsrigen Frechheiten und schlechte Behandlung erlaubt. Cortez nahm dreihundert Infanteristen, hundertfunfzig Reiter, und Ixtlilxóchitl ging an der Spitze von vierzigtausend Aculhuanern und einiger Mexicaner. Sie kamen nach Ayntoxtitan, wohin die Feinde ihnen entgegen zogen. Man lieferte eine wichtige Schlacht im freien Felde. Ixtlilxóchitl, dessen Truppen bei der Vorhuth waren, verlor fünftausend Mann, und die Feinde dreimal so viel. Die Spanier zählten funfzig Verwundete; sie blieben vier Tage in der Gegend, um auszuruhen. Die Städte, welche sich gegen Tezcoco empört hatten, unterwarfen sich, uud brachten die seit Jahren nicht entrichteten Tribute. Ixtlilxóchitl verzieh ihnen, und reiste dann nach Chila ab, wo Franz von Garay geschlagen worden war. Diese Stadt liegt nahe am Meere. Als man dort ankam, sandte Ixtlilxóchitl Boten in die ganze Umgegend, um die Einwohner aufzufordern, die spanische Oberherrschaft anzuerkennen; die Einwohner aber, stolz auf ihre Tapferkeit, und da zu ihrer Vertheidigung Alles vorbereitet war, schlugen es ab. Man wartete drei Tage, ob sie die

*) Wie undankbar war dieser Cortez! Es giebt keine Farben, um ein solches Ungeheuer zu malen.

(Anmerk. d. mex. Verf.)

Waffen strecken würden; als man aber sah, daß sie den Frieden nicht wollten, und als sie sogar Unterhändler getödtet hatten, begannen die Feindseligkeiten. Sie hatten sich in ihren Dörfern verschanzt, und so konnte man sie nicht besiegen. Nachdem man sich eine gewisse Anzahl Kähne verschafft hatte, setzte man in einer Nacht in aller Stille über den Fluß; Cortez an der Spitze von hundert Infanteristen und vierzig Reitern, Ixtlilxöchitl mit mehr als zwanzigtausend Mann. Aber mit Tagesanbruch wurden sie vom Feinde bemerkt, und so heftig bedrängt, daß sie beinahe unterlegen wären. Doch sie vertheidigten sich so tapfer, daß die Eingebornen flohen; man verfolgte sie über eine Stunde weit; bei dem Rückzuge kamen eine beträchtliche Anzahl um, obgleich zehntausend von Ixtlilxöchitls Kriegern verwundet waren. Die Unsrigen brachten die Nacht in einem verlassenen Dorfe zu. In Tempeln fand man die Häute der Spanier von Garay, welche die Eingebornen erdrosselt und mit ihren Kleidern und Waffen an die Mauern befestigt hatten; das ist der deutlichste Beweis, daß die ersten Spanier, die sich ohne Verbündete in das Land wagten, nichts ausrichten konnten und unterliegen mußten. Bei Cortez fand das Gegentheil statt; jedesmal wenn er eine Provinz unterjochen oder Krieg führen wollte, blieb er Sieger, denn er verschaffte sich Verbündete, und diese waren es, welche den Angriff begannen, und sich den ersten Gefahren aussetzten.*)

Von dem Orte, wo man die Nacht zugebracht hatte, begab man sich in ein anderes, sehr schönes

---

*) Que guiaban la danza, welche den Tanz anführten.

Dorf, wo die Feinde sich wohl bewaffnet in ihren Häusern verbargen, um unsere Truppen zu überraschen. An diesem Tage fand ein arges Treffen statt, bei welchem eine Menge Feinde und Mehrere der Unsern umkamen; viele Spanier wurden verwundet. Dreimal wurden die Feinde auseinander getrieben, und dreimal versammelten sie sich wieder; da sie aber ermüdet waren, warfen sie sich in den Fluß, erreichten schwimmend das andere Ufer und stellten sich dort in Schlachtordnung auf, wo sie sich bis zum Abend gut hielten. Die Unsern kehrten in das Dorf zurück, wo Ixtlilxóchitl mit den Seinen wilde Kräuter und Früchte, Cortez und seine Soldaten ein Pferd zum Nachtmahl verzehrten, und nachdem man gute Wachen ausgestellt, ruhte man aus. Am folgenden Tage kam Cortez mit seinen Verbündeten durch vier verlassene Dörfer; die Nacht brachten sie in einem Maisfelde zu, wo sie ihren Hunger stillten. Sie marschirten noch zwei Tage, und da sie Niemand fanden, kehrten sie nach Chila, wo ihr Lager war, zurück. In der folgenden Nacht begaben sie sich in ein großes Dorf, welches am Ufer eines Sees lag; sie machten zu Wasser und zu Lande Alles nieder, und plünderten die Häuser. Die Einwohner unterwarfen sich bald, und nach fünfundzwanzig Tagen ergaben sich die andern am Ufer des Flusses gelegenen Orte. Panuco, Chila und andere große Städte wurden zerstört, zur Strafe der Grausamkeiten, welche sie an den Soldaten des Garay ausgeübt hatten; dann kehrte man nach Mexico zurück.

Bald empörten sich Tototepec im Norden und etliche zwanzig Dörfer, die zu Tezcoco gehören. Cor-

tez und Ixtlilxôchitl waren gezwungen, gegen die Insurgenten an der Spitze von dreißigtausend Mann zu ziehen und ihnen eine Schlacht zu liefern. Ixtlilxôchitl nahm mit eigner Hand den Chef von Tototepec gefangen und lieferte ihn dem Cortez aus, der ihn hängen ließ. Von beiden Seiten gab es beträchtliche Verluste; die Gefangenen wurden als Sclaven verkauft; Ixtlilxôchitl ernannte einen seiner Brüder zum Herrscher von Tototepec, der es schon gewesen war.

Im Jahre 1523 erfuhren Ixtlilxôchitl und Quauhtemoczin, daß seit einigen Tagen die Bewohner von Quauhtemalan, von Otlatlan und anderen Provinzen am südlichen Meer, welche zu den drei Hauptstädten gehörten, sich empört hätten, und daß sie Krieg mit den Verbündeten der Christen führten, weil diese sich Gewaltthätigkeiten gegen sie erlaubt hätten; sie benachrichtigten Cortez davon, der schon beabsichtigt hatte, Spanier dorthin zu senden, um das Land recognosciren zu lassen. Da er einsah, daß es nothwendig war, diese Länder zu erobern, sagte er den Häuptlingen der Indianer, sie möchten ihre Unterthanen auffordern, Hülfstruppen zu senden, und zu diesem Unternehmen mit Alvarado abreisen. Quauhtemoc und Ixtlilxôchitl, die ihre Vasallen schon benachrichtigt hatten, versammelten zwanzigtausend gute Kriegsleute, welchen das Land auch bekannt war. Jeder dieser Fürsten stellte zehntausend Mann und einen General.

Alvarado zog, begleitet von dreihundert Spaniern, von Mexico mit ihnen aus am 6. December. Man unterjochte mehrere Provinzen in diesem Feldzuge, doch brachte man wenig Gold und Reichthümer mit; man

behauptet, die Armee habe mehr als vierhundert Stunden gemacht. Die Verbündeten erstatteten Ixtlilxôchitl und dem Könige Quauhtemoc Bericht über ihre Reise, und schrieben an Cortez mehrere Briefe, der über so gute Nachrichten sehr erfreut war. Er schickte alsbald Alvarado mit zweihundert Christen ab, um Quauhtemoc zu colonisiren.

Zwei Tage nach der Abreise Alvarado's, den 8. December 1523, wurde Diego de Godoy mit hundert Spaniern zu Fuß und dreißig Reitern nach Chamolan geschickt; Ixtlilxôchitl und Quauhtemoc gaben ihm zwei Feldherrn, jeden an der Spitze von zehntausend Kriegern, zur Begleitung mit. Alle zogen graden Weges nach der Stadt Espirutu-Santo, wo sie eine Verstärkung von Spaniern fanden. Sie machten mehrere Streifzüge, unter andern nach Chamolan, einer sehr wichtigen Provinz. Die Hauptstadt, wohl befestigt, lag auf einer sehr unzugänglichen Anhöhe; sie war mit einer mehr als achtzehn Fuß hohen Mauer, halb aus Stein, halb aus großen Balken gebaut, umgeben. Nach zweitägigem Widerstand bezwang der Mangel die Feinde, sie nahmen Alles, was sie besaßen, mit, und flohen, so gut sie konnten. Die Belagerer drangen in die Stadt, tödteten, was sich widersetzte, plünderten sie, machten beträchtliche Beute, fanden aber wenig Lebensmittel. Hierauf begaben sie sich nach Chiapa und nach Huehueytlan, wo sie als Freunde aufgenommen wurden.

Am 5. Februar 1524 wurde eine andere Armee gegen die Einwohner von Mixtecapan gesandt, und gegen diejenigen von Tzapotecapan, welche aufs Neue den Gehorsam verweigert hatten, und ihre Nachbarn

mißhandelten, weil sie Freunde der Spanier waren. Cortez schickte also wieder Rodrigo Rangel, denselben, der das erste Mal gegen sie gezogen war, mit hundert fünfzig Spaniern. Ixtlilxôchitl gab ihm zwanzigtausend Krieger und einen seiner Brüder als Anführer mit. Sie begegneten unterwegs die Einwohner von Tlaxcalan, welche ihnen fünf bis sechstausend Mann Hülfstruppen verschafften. Als man in diesen Provinzen angekommen war, forderte man die Indianer mehrmals auf, die Waffen zu strecken, aber ohne Erfolg; dann wurde der Krieg begonnen; man tödtete Viele und machte eine große Anzahl zu Gefangenen, die als Sclaven verkauft wurden.

Nachdem man sie gezüchtigt hatte, kehrten unsere Truppen mit Beute und die Spanier reich mit Gold beladen nach Mexico zurück; denn es war ein sehr reiches Land. Dieser Feldzug beendete die Unterwerfung des ganzen Königreichs unter die Hauptstädte Tezcoco, Mexico und Tlacopan. Die Macht dieser drei Städte erstreckte sich auf vier hundert Stunden in die Runde, vom großen See von Tezcoco bis auf die südlichen und nördlichen Seeküsten. Ixtlilxôchitl, seine Brüder und Verwandten, sowie seine Unterthanen nahmen an all diesen Eroberungen Theil, und machten beträchtliche Ausgaben für den Unterhalt und die Bezahlung der Spanier. Der König Cacamatzin und Cohuanacoxtzin wurden auf Ixtlilxôchitls Kosten losgekauft, so wie seine zwei Brüder; er verwendete sogar einen beträchtlichen Theil seines Eigenthums dazu, Lebensmittel anzuschaffen, die Soldaten zu bezahlen, Truppen zu verschiedenen Unternehmungen auszuheben, und die Belagerung von Mexico kostete einer un-

endlichen Menge Indianer, Häuptlinge, Fürsten und Edlen seiner Verwandtschaft das Leben.

Gegen die Mitte des Jahres 1524 kamen der Vicar des Papstes und zwölf Mönche vom Orden des heil. Franciscus in dieses Land; sie waren die Ersten, welche die Eingebornen tauften und sie zum christlichen Glauben bekehrten. Sobald Irtlilxôchitl, Quauhtemoc und die vornehmsten Fürsten deren Ankunft erfuhren, schickten sie Boten, um sie mit Allem zu versorgen, dessen sie während der Reise bedürfen könnten. So wie diese Leute die Geistlichen fanden, hießen sie dieselben von Seiten Irtlilxôchitls willkommen, und bedienten sie auf dem ganzen Wege. Wo sie durchkamen, wurden sie von den Eingebornen mit Festen und Vergnügungen empfangen. Cortez, Irtlilxôchitl, die vornehmsten Fürsten, die Spanier, unter Andern auch Pater Pedro de Gante, gingen ihnen drei Stunden vor Tezcoco entgegen. Als sie in die Stadt kamen, gaben ihnen die Eingebornen alle Beweise der Ehrfurcht, und machten ihnen mit der größten Freude mehrere Geschenke. Pater Pedro de Gante verlangte von Irtlilxôchitl Teppiche und Zierathen, um die Wohnungen der Geistlichen damit zu schmücken, welche in den Palästen des Königs Netzahualquetzin waren. Dieser Fürst gab sogleich Befehl, das Nöthige herbeizuschaffen. Der Pater Pedro ließ einen Altar errichten, ein Marienbild und ein kleines Crucifix darauf stellen; das war am Abend des heil. Antonius von Padua (den 12. Januar 1523). Zum ersten Male ward in diesem Lande die Vesper gesungen. Am folgenden Tage wurde eine Messe mit Musik und vie-

lem Pomp gehalten; die erste, welche diese Mönche in Neu-Spanien feierten.

Cortez und die Spanier mit Ixtlilxôchitl, dessen Brüdern und Verwandten waren mit großer Andacht dabei zugegen. Die Eingebornen waren so gerührt, daß sie vor Freude weinten, endlich zu sehen, was sie so lange gewünscht, denn sie waren von den Mysterien der Messe wohl unterrichtet. Pedro de Gante hatte ihnen die christliche Lehre so gut erklärt, als er konnte, und durch Gottes Gnade, das sicherste Mittel. Von seiner Ankunft an hatte er ihnen die Passionsgeschichte erklärt, das Leben unsres Herrn Jesu Christi und das evangelische Gesetz; wie sie der ersten Messe beiwohnten, waren sie also über das Opfer, welches man feierte, unterrichtet. Ixtlilxôchitl weinte heftig, was die anwesenden Spanier sehr überraschte und erbaute. Als Pater Martin de Valence durch den Pater Gante erfuhr, daß dieser Fürst, seine Verwandten und Unterthanen im Glauben unterrichtet wären, begann er die Einwohner von Tezcoco zu taufen*). Das war die erste Stadt, wo der christliche Glaube

---

*) Die Art, wie die Mönche einer solchen Menge von Täuflingen die Namen gaben, ist merkwürdig genug: man theilte sie in viele Haufen, und alle diejenigen, welche zu einer solchen Abtheilung gehörten, erhielten denselben Namen. Es war nicht das erste Mal, daß ein ähnliches Mittel angewendet wurde: im Jahr 1387 war Ladislaus Jagellon, Herzog von Litthauen, Christ und König von Polen geworden; er beredete seine Unterthanen, nach seinem Beispiel ihren National-Glauben abzuschwören. Das Volk ward in Haufen abgetheilt; im ersten erhielten alle Männer den Namen Peter und alle Frauen den Namen Katharina, im zweiten Paul und Margaretha u. s. f.

eingeführt wurde. Ixtlilxochitl war der Erste, welcher von den Händen des Pater Valence die Taufe erhielt und den Namen Don Fernand, zu Ehren des katholischen Königs: Cortez war sein Pathe; sein Bruder nahm den Namen Don Pedro an. Es wird behauptet, daß Alvarado, der damals in Tezcoco zugegen war, sein Pathe gewesen sei. Darauf erhielten seine andern Brüder die Taufe, Don Pedro Tetlahuehuezquititzin, Don Juan Quauchtloitactin, Don Georg Yoyontzin; dann seine andern Brüder, die natürlichen Söhne seines Vaters; Don Carlos Ahuaxpitzatzin, Don Antonio Tlahuilolzin, Don Francisco Mochiuhquecholtzomatzin, Don Laurenzo de Luna, und seine Onkel, seine Vettern und seine Unterthanen.

Die Königin Tlacoxhuatzin, seine Mutter, eine eifrige Verehrerin des Götzendienstes, verweigerte es, sich taufen zu lassen. Sie machte ihm Vorwürfe, überhäufte ihn mit Schimpfreden, und sagte, daß sie es nicht wollte. Als Ixtlilxochitl diese bestimmte Weigerung sah, ward er wüthend, und drohte ihr, sie lebendig verbrennen zu lassen, wenn sie nicht einwilligte, die Taufe zu erhalten*).

Endlich gab er ihr eine Menge guter Gründe; er überzeugte sie, und führte sie mit andern Edlen in die Kirche, damit sie getauft werde. Er verbrannte den Tempel, in welchen sie sich zurückgezogen hatte,

---

*) Diese Handlungsweise darf von einem Manne, der der grausamste Henker seines Vaterlandes war, nicht befremden; er war das Werkzeug der spanischen Tyrannei, der Zögling ihrer grausamen Schule. Hätte es Mahomet ärger machen können? (Anmerk. d. mex. Verf.)

und zerstörte ihn ganz und gar. Diese Königin war die erste Frau, welche die Taufe erhielt, und man gab ihr den Namen Maria. Nach ihr wurde, mit dem Namen Donna Beatrix, Ixtlilxöchitls rechtmäßige Gattin, Papantzin, getauft, die Wittwe des frühern Statthalters von Tlaltelolco; sie erhielt dies Sacrament, um Cortez zu gefallen, der ihr Pathe wurde, weil sie die Gattin seines vertrauten und treuen Freundes Fernando Ixtlilxöchitl war. Die Vornehmsten der Stadt wurden getauft, so wie auch das Volk. Die Mönche waren einige Tage mit dieser Ceremonie beschäftigt. Ixtlilxöchitl unterrichtete seine Verwandten und seine Verbündeten in der christlichen Lehre, und das mit vieler Geschicklichkeit; er deutete ihnen die Ceremonien und die spanischen Ausdrücke, welche von den gewöhnlichen dieses Landes sehr verschieden waren. Er hielt lange Reden und Predigten, er rührte und erbaute sie und sprach wie ein Apostel, wenn man sich so ausdrücken darf.

Die meisten Indianer, an ihre alten Gebräuche gewöhnt, konnten sich in die spanische Art zu grüßen nicht finden; wie man das an einer vornehmen Dame, einer Schwester Ixtlilxöchitls sieht, welche, um den Pater Valence nach spanischer Art zu grüßen, wie ihr Bruder es ihr empfohlen hatte, wie ein Mann grüßte, und ein Knie beugte, was bei den Mönchen ein Gelächter erregte. Aber sie sagte ihnen auf die verbindlichste Weise, ganz so wie eine Dame vom Hofe und eine Fürstin: man möge sie entschuldigen, wenn sie gefehlt, sie habe ihren Bruder nicht recht verstanden; da sie aber indeß mehrere Herrn so grüßen gesehen, unter andern Cortez und die Seinen, habe sie geglaubt, der

Gebrauch sei bei Männern und Frauen derselbe, denn in ihrem Lande grüße man nur durch Neigen des Kopfes. Zu Anfang fielen mehr solche Unachtsamkeiten vor, sowohl von Seiten der Spanier als der Eingebornen, und Alles lachte sehr darüber; endlich aber, obgleich die Gebräuche ganz neu und fremd waren, gewöhnte man sich daran.

Schon waren alle Häuser Mexicos wieder aufgebaut, nur einige den Spaniern gehörige waren nicht ganz fertig. Ixtlilxóchitl machte seine Soldaten darauf aufmerksam, sich zu einem Feldzuge gegen Ibueras vorzubereiten, und sich mit allem zu diesem Wege Nöthigen zu versehen. Zu derselben Zeit sendete Cortez dem Kaiser nach Spanien eine Menge Gold, Federn, Mäntel, kostbare Sachen, und eine silberne Kanone. Ixtlilxóchitl und die andern Fürsten baten ihn, Seiner Majestät in ihrem Namen zu schreiben und ihre Dienste, ihre Königreiche und Vasallen anzubieten. Cortez antwortete, daß er ihren Wünschen nachkommen werde; daß Seine Majestät ihnen sehr dankbar wäre für alles Gute, was sie in seinem Namen gewirkt, und vorzüglich dafür, daß sie sich taufen lassen und zum Glauben bekehrt. Man weiß nicht, ob Cortez im Namen dieser edlen Indianer, und besonders Ixtlilxóchitls, geschrieben hat, durch den, nächst Gott, wie man deutlich gesehen, die christliche Religion in diesem Lande eingeführt wurde. Er behauptete, geschrieben zu haben; nichts destoweniger ist es gewiß, daß Ixtlilxóchitl niemals einen Brief darüber erhalten, und wenn der König ihm schrieb, so geschah dies nicht durch die Vermittelung Cortez, sondern durch die der Franziskanermönche. Die Antwort kam erst nach seinem Tode,

als seine Erben noch sehr jung waren, besonders Donna Anna und Donna Luisa, seine rechtmäßigen Töchter. Er wurde vergessen, seiner Nachkommen wurde nicht mehr gedacht; kaum daß sie noch Wohnungen haben, worin sie leben können; und diese Wohnungen nimmt man ihnen täglich*).

In demselben Jahre, vor dem Feldzuge gegen Ibueras, wurde eine Synode oder Kirchenversammlung gehalten, die erste in Neu-Spanien. Es wurde über Heirath und andere Dinge gesprochen; dreißig unterrichtete Männer, fünf Geistliche, neunzehn Mönche, sechs Rechtsgelehrte — unter welchen Cortez war — wurden dazu versammelt. Pater Martin de Valence präsidirte als Vicar des Pabstes; da man aber die Ceremonien und Regeln der Ungläubigen nicht kannte, so wurde entschieden, daß sie mit derjenigen ihrer Frauen verheirathet werden sollten, welche sie erwählen würden*). Als die Sitzung aufgehoben ward, verbreiteten sich die Mönche und Geistlichen im ganzen Lande; sie ließen sich hauptsächlich in den großen Städten nieder, wie in Mexico, Tlacopan, Xochimilco, Tlaxcalan u. s. f. Man fing an in Tezcoco eine Kirche zu bauen, und weil dort am Tage des heil. Antonius von Padua die Messe gehalten wurde, stellte man sie unter den Schutz dieses Heiligen, der als Schutzpatron der Stadt anerkannt wurde.

---

*) Das ist der Lohn, welchen die Diener der Tyrannen zu erwarten haben. (Anmerk. d. mex. Verf.).

**) Da man nicht wissen konnte, welche die gesetzmäßige Frau derjenigen war, welche mehrere hatten, so wurde erklärt, daß sie die wählen sollten, welche sie behalten wollten.

Da der Zeitpunkt gekommen war, wo der Feldzug nach Ibueras bewerkstelligt werden sollte, (es war im Monat October) wollte Ixtlilxóchitl seine Truppen mustern. In Otumba, seiner Residenz, ließ er seine Soldaten die Revüe passiren. Er wählte aus Allen zwanzigtausend Krieger, die tapfersten, welche er in den vergangenen Kriegen als solche erkannt hatte, und alle Häuptlinge, seine Freunde, welche ihn nicht verlassen hatten. Als Statthalter ließ er an seinem Platze Alonzo Joquinquani, einen seiner Unterthanen. Er vertraute ihm den Befehl über das ganze Königreich Tezcoco, wovon die Hälfte seinem Bruder gehörte. Ixtlilxóchitl beherrschte indeß das Ganze, und Cohuanacoxtzin bezog nur die Tribute; um die Regierung kümmerte er sich gar nicht und nahm nur am Kriege Antheil. Die Verfügung hatte Cortez getroffen, weil er befürchtete, Cohuanacoxtzin möchte sich empören. Die Verwaltung des Königreichs wollte Ixtlilxóchitl keinem seiner Brüder überlassen, weil sie erstlich sehr jung waren und sich den Spaniern nicht hatten unterwerfen wollen; zweitens aus Furcht, diese, die Spanier, möchten sie der Verrätherei anklagen, so wie sie es unter der Regierung des Königs Cacama dem Cohuanacotzin gemacht hatten. Ixquinquani*) war ein Mann von freisinnigen Grundsätzen und Sitten. Ixtlilxóchitl setzte Zoutecou und Cohuatecatl als Statthalter von Mexico und Tlacopan ein, mit derselben Macht, wie Ixquinquani. Alle diese Veranstaltungen wurden getroffen, und Statthalter für die Königreiche eingesetzt, in wel-

*) Ixquinquani ist unstreitig derselbe Joquincani. Das Manuscript ist mit Irrthümern dieser Art überfüllt.

chen, wie man weiß, seine Besitzungen lagen, denn die Könige Quauhtemoc und Tetlepanquetzatzin waren Gefangene, und beschäftigten sich nicht mehr mit der Regierung ihrer Königreiche. Ixtlilxóchitl reiste von Otumba ab und begab sich nach Chalco, wo er Cortez erwartete, welcher in Mexico zwei Stellvertreter zurückließ, und sich mit allen spanischen Truppen, die nur aufzubringen waren, in Bewegung setzte. Sie waren alle mit Waffen und Munition wohl versehen; zu größerer Sicherheit nahm er den König Quauhtemoc mit sich*), so wie auch Cohuanacotzin, Tetlapanquetzatzin, Zihuacohuatzin, Gouverneur und Oberfeldherr der Mexicaner, Tlatecatzin, Mexitzincontzin, sehr mächtige Fürsten, und die vornehmsten Edlen des Landes. In Chalco vereinigte er sich mit Ixtlilxóchitl, und beide begaben sich mit ihrer Armee so schnell als möglich auf den Marsch, denn Cortez war über die Nachrichten, welche er von Christoph de Olid erhalten hatte, sehr beunruhigt. Da eine Insurrection Statt gefunden hatte, wollte er auf das schleunigste Hülfe bringen, ehe die Begebenheiten eine beunruhigendere Wendung nahmen, und zu gleicher Zeit mehrere Provinzen unterjochen, welche gegen die Spanier, die ihre Besitzungen plünderten und sie schlecht behandelten, rebellirten.

Wenige Tage nach Cortez Abreise hatten die spanischen Statthalter, welche er in Mexico zurückgelassen, und die sich Alonzo de Estrada und Rodrigo de Albornos nannten, mehrere, gegen die Regierung an=

---

*) Unglücklicher! er führte dich fort, um dir den Tod zu geben; er wollte sich deiner, wie einer drückenden Last entledigen; denn er konnte dich nie sehen, ohne an den Raub deines Königreichs zu denken. (Anmerk. d. mex. Verf.).

gesponnene Complotte entdeckt, unter den Spaniern fanden Uneinigkeiten Statt, und die Eingebornen hörten ihrer Seits nicht auf, sie zu mißhandeln*); endlich brach die Empörung aus, und alle Christen, welche sich in den Straßen blicken ließen, wurden getödtet. Ohne die Mönche, welche sie zu beruhigen suchten, und die Spanier anflehten, die Einwohner nicht zu mißhandeln, aus Furcht vor einer Revolution, die jene so leicht ausführen konnten, wäre das Blutbad noch ärger gewesen.

Die Mexicaner waren in die größte Trauer versunken, und beklagten sich darüber, daß Cortez ihre Könige und Oberhäupter beinahe gefesselt und mit sich in so weit entfernte Länder geführt hätte; sie glaubten, er habe sie nur mitgenommen, um sie verrätherisch umzubringen, wie es auch wirklich geschah. Die Spanier waren mit den Mönchen zerfallen, die den Indianern beistanden, und zwar so, daß wenig fehlte, daß sie nicht aus Mexico verjagt wurden. Eines Tages begab es sich sogar, daß während einer Predigt, in welcher der Prediger ihnen ihre Grausamkeiten vorwarf, sie sich gegen denselben erhoben, und auf dem Punkt waren, ihn von der Kanzel zu werfen; aber die Geistesgegenwart und Klugheit des Pater Martin de Valence führte sie zur Gottesfurcht zurück, und verhinderte, daß diese Christen, diese Spanier, sich wie Barbaren betrugen.

*) So ist der Sinn dieses Satzes; aber ich glaube, daß das Manuscript falsch ist, und daß es statt los Españoles estaban escontrados los unos con los otros, y los naturales les hacian mil molestias . . . nach otros heißen muß: y a los naturales u. s. w. Das heißt: Unter den Spanier fanden Uneinigkeiten Statt, und sie hörten nicht auf, die Eingebornen zu mißhandeln, bis endlich die Empörung u. s. w.

[illegible] und [illegible]
[illegible]s, was sich begab, durch Boten, welche
[illegible] wurden. Dieser Fürst ließ Izquin-
[illegible]; wenn die Mönche von den Spaniern
[illegible]den, sie sich nach Tezcoco zurückziehen
[illegible]e vor der schlechten Behandlung ihrer
[illegible] wären; dort sollte ihnen Alles gege-
[illegible]essen sie benöthigt sein könnten. Er
[illegible] und Nacht zahlreiche Bedeckungen aus-
[illegible] für ihre persönliche Sicherheit zu wa-
[illegible]nquani befolgte die erhaltenen Befehle
[illegible]ßten Gewissenhaftigkeit.

[illegible]önche konnten die Bosheiten der Spanier
[illegible]en, und flüchteten sich nach Tezcoco zu
[illegible] Geistlichen, welche sich vor ihnen dort
[illegible]n hatten; man glaubt, es wären in Al-
[illegible]ewesen; sie blieben bis zu Cortez und Ix-
[illegible]Zurückkunft dort.

[illegible] sandte als Statthalter Gonzalo de Sa-
[illegible]Peralmildes Chirinos de Ubeda nach Es-
[illegible]to, mit der Vollmacht, Alonzo de Estra-
[illegible]drigo de Albornoz ihres Amtes zu entse-
[illegible] zu bestrafen, wenn sie schuldig wären,
[illegible]selbst die Zügel der Verwaltung zu ergrei-
[illegible]ie neuen Statthalter nach Mexico kamen,
[illegible]Spanier weit entfernt, sich zu unterwerfen;
[illegible] sich; heftige Streitigkeiten und Mißhel-
[illegible]hoben sich unter den Officieren, und der
[illegible] begann. Eine große Anzahl Spanier
[illegible]tet, und die Stadt wäre beinahe gänzlich
[illegible]n. Die Spanier hatten den Eingebor-
[illegible]es zugefügt, doch bei dieser Revolution

wurde es noch schlimmer; die Christen mißhandelten sie auf alle Arten, und plünderten ihre Besitzungen.

Die Einwohner von Huaxacac, von Zihuatlan und andern Ländern erduldeten grausame Verfolgungen von Seiten der Spanier, welche bei ihnen wohnten. Peralmildes marschirte gegen sie, an der Spitze von hundert spanischen Reitern, zwei hundert Infanteristen, und ich weiß nicht wie viel tausend Eingebornen, Aculhuaner und Mexicaner, welche der Statthalter für Ixtlilxôchitl als Hülfstruppen lieferte. Die Insurgenten befestigten sich auf den Anhöhen. Peralmildes bemerkte, daß ihre Kräfte bedeutend wären, und befürchtete, sie nicht besiegen zu können; da er jedoch vernommen hatte, daß sie unendlich viele Reichthümer besäßen und eine ausnehmend große Schlange von Gold, hielt er sie vier Tage belagert; aber in einer Nacht waren sie mit ihren Schätzen unbemerkt entkommen, und ließen die Spanier beschämt zurück. Die Spanier boten Alles auf, um sie in Zihuatlan wieder zu treffen. Doch konnten sie unmöglich dahin gelangen, diese Insurgenten zu unterwerfen; sie kehrten dann nach Mexico zurück, wo sehr wichtige Begebenheiten vorfielen, von welchen ich jedoch nichts erwähne, weil sie auf diese Geschichte keinen Bezug haben. Wer sie zu kennen wünscht, braucht nur die indianische Chronik zu lesen. Man wird dort einen umfassenden Bericht, die Thaten der Spanier betreffend, finden; mein Vorhaben ist darauf beschränkt, die Geschichte der Fürsten dieses Landes und besonders die Ixtlilxôchitl's zu schreiben, weil seine Heldenthaten, mehr als die der Andern, in Vergessenheit gerathen sind, und weil sich seiner und der Dienste, die

er den Spaniern geleistet, Niemand erinnert. Dank sei es der Geschäftsführung Alonzo de Estradas und der Strafe, welche er den Schuldigen zukommen ließ, daß endlich die Stadt Mexico beruhigt, und die Spanier unterworfen wurden.

Es ist erwiesen und eine vor der Welt anerkannte Thatsache, daß Quauhtemoc und die andern Fürsten unschuldig starben, daß ihre Anklage verläumderisch war, weil ihre Unterthanen nie die Waffen gegen die Spanier ergriffen, sich niemals empört hatten; sie beklagten sich nur über die Arbeiten, mit welchen sie überhäuft wurden. Die unglücklichen Fürsten antworteten ihnen, daß sie aus Liebe zu Gott es ertragen, und die langen Reisen, welche man ihre Könige machen ließe, betrachten sollten, während welcher sie vor Hunger, Hitze oder Kälte umkamen, und alle diese Leiden ertrugen sie mit so viel Geduld, als ob sie sie für sich selbst litten. Es ist gewiß, daß ohne die große Liebe, welche die Eingebornen für ihre Herrscher hatten, so wie ich schon erwähnt habe, sie nicht einem Spanier das Leben gelassen hätten, als sie sich so tyrannisch behandelt sahen; sie konnten das sehr leicht, denn zu jener Zeit hatten die Christen weder Tezcoco, noch Tlaxcalan, noch andere Provinzen, deren sich Cortez erst in der Folge bemächtigte; und sie waren noch dazu uneinig.

Diejenigen, die geschrieben oder gesagt haben, daß Quauhtemoc und die andern Fürsten zum Tode verurtheilt wurden, weil sie die Spanier umbringen wollten, verläumden sie, und gewiß wurde das nur behauptet, um die Verbrechen und Verräthereien der Spanier zu entschuldigen, denn kein Bericht, kein Ge-

sang hat jemals bestätigt, daß es wahr sei. Es gibt weder eine Geschichte noch eine Romanze,*) welche die That so erzählte, und alle Eingebornen von Neu-Spanien, Geschichtschreiber und Dichter, erklären es einstimmig für eine Verläumdung, daß der Tod dieses Fürsten eine Handlung schändlicher Tyrannei sei. Die Werke der spanischen Geschichtschreiber verpflichten mich, so zu sprechen; doch habe ich mich nicht darüber gewundert; sie haben nur geschrieben, was Cortez und die andern Urheber dieser Barbarei ihnen mitgetheilt haben. Die späteren Geschichtschreiber haben wiederholt, was die früheren sagten, ohne sich von der Genauigkeit der Thatsachen zu überzeugen.**)

Als Cortez mit seinen Begleitern auf ihrem Zuge nach Ibueras durch die Stadt Espiritu-Santo kamen, ließ Ixtlilxóchitl und Quauhtemoc die Fürsten von Tabasco und Chicalanco von ihrer Ankunft unterrichten, und daß Cortez nach Ibueras wollte. Sie beauftragten sie, eine Malerei zu senden, die den ganzen Weg darstellte, die Städte und Dörfer, durch welche sie mußten, und die Flüsse, über die sie zu setzen hätten, und einige Kaufleute mitzuschicken, welche die Berge und Ufer genau kannten, damit sie

*) Die Spanier nennen so die geschichtlichen Gesänge, in welchen sie die wichtigen Thaten ihrer Annalen erzählen. Fast alle Kriege der Mauren sind in romanceros geschrieben. Die Indianer hatten ebenfalls Gesänge dieser Art.

**) Die Kraft der Wahrheit konnte nur allein dem indianischen Verfasser den Muth geben, diesen Satz mit so vielem Muth zu behaupten, in Gegenwart des Vice-Königs und eines Tribunals, unter dessen Augen er sein Leben wagte.

(Anmerk. d. mex. Verf.)

ihnen als Führer dienen konnten. So wie die Fürsten von Talasco und Xilanco die Befehle ihrer Könige erhielten, ließen sie sich sogleich den ganzen Weg darstellen. Als das Bild fertig war, schickten sie es mit zehn Gelehrten, die es erklären konnten. Ixtlilxóchitl untersuchte mit den andern Fürsten die Malerei, und sie zeigten sie Cortez, der sich sehr zufreeden darüber bezeigte, und den Einwohnern von Talasco und Xicalanco dankte; diese benachrichtigten ihn, daß alle Dörfer auf ihrem Wege verlassen wären, weil die Spanier sie geplündert und verbrannt; daß folglich die Bewohner derselben die Flucht ergriffen, und sich in die Einöden zurückgezogen hätten. Nach dieser Nachricht sandte man auf dem Flusse von Talasco Fahrzeuge mit Lebensmitteln beladen, und reiste ab. Nachdem man acht bis neun Stunden zurückgelegt hatte, setzte man in Barken über einen Fluß, und kam nach Tonalan. Dann legte man eine ähnliche Strecke zurück, und kam an einen Fluß, welcher Quiyacuilco heißt. Nicht weit davon mußte Cortez über einen beträchtlichen Fluß, wo man genöthigt war, eine Brücke von Holz zu bauen, von beinahe tausend (Varas) spanischen Ellen Länge;*) die Eingebornen wurden mit dieser Arbeit beauftragt, und vollendeten sie mit vieler Geschicklichkeit. Dann machte die Armee dreißig bis vierzig Stunden; sie hatten fünfzig Flüsse zu passiren, wo die Eingebornen gezwungen waren, eine ähnliche Anzahl Brücken zu schlagen;

*) Cortez sagt, neunhundertvierunddreißig Schritte; die Vara oder Castilianische Elle zu drei Fuß.

dann erreichte man die Provinz Copilco, und dann eine Stadt, Anaxaxucan genannt, hinter welcher man über sehr steile Berge und einen sehr großen Fluß, Quetzapalan genannt, mußte. Hier konnte man Gebrauch von den Lebensmitteln machen, die auf großen Caravellen oder Fracht-Fahrzeugen waren; denn der große Fluß vereinigte sich mit dem von Tabasco. Viele Eingeborne brachten Kähne herbei, welche zur Ueberschiffung der Armee dienten. In Zihuatlan blieb man zwanzig Tage; dann begab man sich nach Chilapan, wo man abermals über einen Fluß mußte, wozu wieder eine Brücke gebaut wurde. Chilapan war, wie die andern Städte, von den Spaniern verbrannt und zerstört, also unbewohnt. Zwei Männer waren nur dort geblieben, weil die Führer sie von der Ankunft der Spanier, ihres Königs und der Armee benachrichtigt hatten. Diese Provinz gehörte zu Tezcoco. Von diesen beiden Männern geführt, begab sich die Armee nach Otamoztepec. Zwei Tage brachte man zu, um vier bis fünf Stunden zu machen, weil der Weg schlecht, und viele Flüsse zu passiren waren, wobei unsere Truppen viel litten. Dort ruhten sie sechs Tage; Lebensmittel wurden gesammelt, und man fand dort eine beträchtliche Menge Mais und Früchte. Von da begab man sich in zwei Tagen nach Iztapan, und hatte mit denselben Leiden zu kämpfen, wie bei dem letzten Marsch. Die Eingebornen flohen mit ihren Weibern und Kindern, so wie sie die Spanier erblickten, und nahmen mit sich, was sie konnten; denn von den Eingebornen von Zihuatlan hatten sie gehört, wie man ihre Nachbarn behandelt hatte. Eine große Anzahl ertrank, indem sie über

ten Fluß wollten. Ixtlilxóchitl befahl ihnen, zurückzukehren; er ließ ihnen sagen, daß man sie nicht mißhandeln wolle. Als diese sich überzeugt hatten, daß ihre Könige mit der Armee kämen, kehrten sie mit ihren Häuptlingen zurück, und brachten Geschenke. Während acht Tage blieb die Armee in dieser Stadt, und Alles, was sie brauchte, ward herbeigeschafft.

Hierauf ging es nach Acalan; doch fand man dort nur zwanzig indianische Priester in einem Tempel, am Ufer eines Flusses. Die Einwohner waren entflohen. Nicht weit davon mußte man durch einen Sumpf, dann über einen See, wo eine Brücke gelegt wurde, dann mit vielen Schwierigkeiten durch einen zweiten Sumpf, dann gelangte man in einen dichten Wald, wo die hohen Bäume kaum den Himmel durchblicken ließen. Die Armee blieb zwei Tage da verirrt, am dritten gelangte sie nach Ahuetecpan. Die Menschen starben fast vor Hunger, und sättigten sich dort mit Früchten. Diese Stadt war ebenfalls verödet. Cortez und Ixtlilxóchitl sandten Kundschafter aus, um den Fluß entlang zu spähen, ob nicht Kähne zu finden wären, und ob die Spanier ihren Marsch fortsetzen könnten. Der Vortrab war an bebautes Land gekommen, und bis zu einem großen See gedrungen, wo sie kleine Inseln entdeckten, Kähne, und eine große Anzahl von Einwohnern, welche, sie erblickend, ihnen entgegen kamen, und in ein unmäßiges Gelächter ausbrachen, als sie die Bärte und Kleider der Spanier sahen, die sie nicht kannten.

Ixtlilxóchitls Leute belehrten sie über Alles. Da die Indianer sahen, daß man ihnen nichts Böses that, beluden sie ihre Kähne mit Lebensmitteln, Honig

und andern Geschenken, und suchten die Könige und Cortez auf. Sie entschuldigten sich, ihre Städte verlassen zu haben, indem sie aussagten, daß sie in Zihuatuan gehört, die Spanier hätten eine Menge Dörfer geplündert und verbrannt. Dann kehrten die Indianer in ihre Wohnungen zurück. Aus den benachbarten Städten und Dörfern kamen sie nun auch herbei, um ihre Könige und Cortez zu sehen; sie boten ihre Dienste an, und Jeder gab so viel Gold, als er hatte; doch besaßen sie nur wenig: sie befolgten darin die Befehle Quaubtemocs und der andern Fürsten. Nachdem man die Götzen und Tempel verbrannt, und ein Kreuz errichtet hatte, verließ man die Stadt Ahuatecpan. Zwei Mönche erklärten vermittelst der Dolmetscher, welche sie bei sich hatten, den Einwohnern das evangelische Gesetz; Ixtlilxöchitl und die andern Fürsten unterrichteten sie eben so, und prägten ihnen die großen Wahrheiten ein.

Die Armee schlug einen Weg ein, der grade nach der Provinz Acalan führt; mit Hülfe der Barken setzte man über einen großen Fluß, und drei Tage ging man durch dichte Waldungen, wo man viel leiden mußte. Ixtlilxöchitl, Quauhtemoc und die andern Fürsten, wie ihre Vasallen, waren vor Hunger und Durst entkräftet, sie lebten nur von Kräutern. Die Spanier hatten Mais; doch gaben sie ihn lieber ihren Pferden, als der Armee. Drei Tage später kam man an einen See von mehr als fünfhundert Schritten, und einer Tiefe von ungefähr sechs Klastern. Da man keine Kähne hatte, um an das jenseitige Ufer zu gelangen, wurde mit unendlicher Mühe eine Brücke gebaut. Bei dieser Arbeit ließen

die Eingebornen große Gefahr, wegen der Tiefe des Wassers. Sechs volle Tage wurden dazu verwendet; die Indianer waren mit Elend und Hunger belastet; die Könige selbst und die Häuptlinge nährten sich nur von Kräutern, und schlechten wilden Früchten; dazu war es noch so schwer, sich diese zu verschaffen, daß sie kaum ihren Hunger stillen konnten. Um ihren Fürsten ein beträchtliches Geschenk zu machen, gaben ihnen ihre Unterthanen einige Maiskörner, welche sie den Pferden der Spanier entwendet hatten; denn diese Leute machten mehr Umstände mit den Thieren, als mit den Königen und den vornehmen Fürsten. Sie führten diese Thiere nur aus Prahlerei mit sich, denn sie konnten für den Krieg von keinem Nutzen sein, weil das Land zu bergig und mit Sümpfen und Seen bedeckt war; das Gehen war schwieriger für sie, als für die Fußgänger.

Man müßte ein ganzes Buch schreiben, um alle Leiden zu erzählen, welche Ixtlilxôchitl, Quauhtemoc, Cohuanacotzin, die andern Fürsten, und ihre Unterthanen nur während des Baues dieser Brücke erduldeten, ohne von dem zu sprechen, was sie schon erlitten hatten, und in der Folge noch leiden sollten. Es ist also leicht begreiflich, daß Quauhtemoc und die andern Fürsten Ursache hatten, erbittert zu sein, als sie sahen, daß, mit Elend und Arbeit überhäuft, fast sterbend vor Hunger, die Spanier sich nicht um sie bekümmerten; und daß, wenn sie alle ohne Ausnahme hätten tödten können, sie es gern gethan haben würden. Die Eingebornen beklagten sich nicht; nie zeigten sie Schwäche. Was ihnen befohlen ward, thaten sie mit Freudigkeit. Damals war es leicht

für sie, die Spanier niederzumetzeln; sie hätten sich dabei keiner Gefahr ausgesetzt; auch hätten sie während der Nacht sie in unbekannten Gegenden verlassen und nach Mexico zurückkehren können, das wäre diesen Fremden unmöglich gewesen. Den Königen wäre es nicht schwer geworden, denn sie hatten ihre Führer. Ueberall, wo sie hingekommen wären, würden sie besser als die Spanier aufgenommen worden sein, weil die Einwohner ihre Unterthanen waren. Sie konnten das thun, was man ihnen vorwirft, beabsichtigt zu haben; sie konnten nehmlich ihre Königreiche und Unterthanen gegen die Spanier aufrufen; aber, wenn gleich Barbaren, wußten sie doch, daß die wahre Weisheit, das Evangelium und das Heil ihrer Seele sie von einer solchen Handlungsweise entfernten; auch liebten sie sogar die Spanier, sie wollten lieber selbst Hunger und Ermüdung dulden, als die Christen und ihre Thiere leiden sehen; sie beraubten sich selbst der Nahrung, um sie ihnen zu geben. Der Bau der Brücke war überraschend, und die Spanier waren erstaunt über das Talent und die Geschicklichkeit der Eingebornen.

Auf der andern Seite angekommen, fand man mehr als hundert Einwohner von Acalan, welche der Armee mit einer Menge Lebensmitteln und Erfrischungen entgegen kamen. Sie hatten vier Spanier und Soldaten bei sich, welche sich zu ihnen gesellt hatten, um den König der Provinz Acalan, Apochpelan genannt, von unserer Ankunft zu unterrichten. Dieser Fürst vernahm mit vielem Vergnügen, daß die Könige, von welchen er abhängig war, sein Land mit den Spaniern besuchten. Er erwartete sie mit all'

seinen Unterthanen, und schickte Gesandte, mit Geschenken beladen für Ixtlilxóchitl, Cortez, Cohuanacotzin und die anderen Fürsten. Diese Gesandten sollten sie bewillkommen. Apochpelan ließ ihnen sagen, daß er die Armee längst erwartet hätte, denn von deren Annäherung sei er von den Einwohnern von Xicalanco benachrichtigt worden. Die ganze Armee war erfreut über diese Nachrichten, und die Gesandten kehrten zurück.

Am andern Tage brach die Armee auf, um sich nach Tizapetlan zu begeben, wo sie sehr gut empfangen wurde. Die Einwohner waren von Freude erfüllt, sie bedienten die Spanier und schafften alles Nöthige herbei. Nachdem man vier bis fünf Tage ausgeruht hatte, begab man sich nach Teotilac*), zwei Meilen von der Provinz Acalan. Man gelangte zeitig an das Ufer eines beträchtlichen Flusses, desselben, der bei Cohuatzacoalco fließt. Für Cortez und die Seinen wurde eine Hütte von Stroh errichtet; die Könige ließen eine andere aus den Materialien eines zerstörten Tempels bauen.

Es war zur Zeit des Carnevals; da die Eingebornen in den verflossenen Jahren gesehen hatten, daß sich die Spanier belustigten, so veranstalteten sie auch Feste nach ihren alten Gewohnheiten. Tag und Nacht wurden mit Belustigungen zugebracht; doch geschah es besonders, weil sie das Ziel ihrer Leiden und ihrer Reise vor sich sahen. Cortez hatte ihnen gesagt, daß

*) Teotilac, gräßlichen Andenkens, wo Quauhtemoc und andere Könige umgebracht worden. Nach Pater Betencourt starb er am 16. Febr. 1525. (Anmerk. d. mex. Verf.)

sie, in Xcalan angekommen, gleich wieder zurückkehren würden. Alles war fröhlich, und die Könige belustigten sich und scherzten unter einander. Cohuanacotzin sagte zu Quauhtemoc unter andern Scherzreden: „Mein Fürst, die Provinz, welche wir jetzt erobern, wird für mich sein, denn Ihr wißt, daß nach den Gesetzen meines Ahnherrn Netzahúalcoyotzin, und kraft des Tractates, welchen er mit Euerm Onkel machte, die Stadt Tezcoco und meine Königreiche überall den Vorzug haben müssen." Der König Quauhtemoc antwortete eben so scherzend: „Zu jener Zeit, mein Fürst, wurden unsere Armeen nicht von Andern angeführt, damals konnte Ew. Hoheit wohl den ersten Rang erhalten, denn Tezcoco ist unser altes Vaterland, und aus jener Stadt stammt unser ganzes Haus her; aber jetzt, wo die Söhne der Sonne uns helfen, Dank sei es ihrem Wohlwollen für mich, wird die Krone mir gehören." Tetlepanquetpatzin schrie, sich in die Unterhaltung mischend: „Nein, Fürst, weil jetzt Alles verkehrt geht, gehört sie mir, denn Tlacopan und das Königreich der Tecpaneken, welche die letzten in der Reihenfolge sind, müssen jetzt die ersten sein." Die andern Fürsten, — es waren in Allem neun — sprachen auch, scherzten und sangen Romanzen, welche von alten Philosophen gedichtet waren, und alle die Leiden prophezeiten, welche die Unsrigen gelitten hatten und noch erduldeten. Als Cortez die Fürsten so fröhlich und mit so viel Eifer sprechen und scherzen sah, schöpfte er Verdacht, denn, so sagt das Sprichwort, der Dieb glaubt, alle Menschen wären Diebe *). Er ließ ihnen durch die

*) Piensa el ladron que todos son de su condicion.

Dolmetscher sagen, er fände es sehr unschicklich, daß die vornehmen Fürsten so scherzten, und ließe sie bitten, das nicht wieder zu thun; sie antworteten, daß sie es nicht in der Absicht gethan, ihm zu mißfallen, sondern um sich zu belustigen und ihren Verdruß zu vergessen; daß es unter den obwaltenden Verhältnissen gut wäre, wenn die Fürsten sich zufrieden zeigten, um ihren Unterthanen Muth zu geben, ihre Leiden zu ertragen, indem sie ihre Fürsten inmitten der Entbehrungen fröhlich sähen; sie wollten aber aufhören, zu scherzen, weil es ihm mißfiele.

Hierauf ließ Cortez insgeheim einen Indianer, Namens Costemexi, kommen; er war von Ixtapalapan, oder, wie Andere behaupten, von Mexicaltzinco, und nahm später den Namen Christoph an. Cortez hatte das größte Zutrauen zu ihm, weil dieser Mensch ihm häufig mittheilte, was bei der Armee vorfiel oder gesprochen wurde. — Denn in dieser Welt fehlt es nicht an Aufhetzern und an Zungen, die besser als Rasirmesser schneiden. — Er fragte ihn, was sie für Gespräche geführt hätten. Als Ixtlilxochitl den Costemexi in Tezcoco später auf die Folter bringen ließ, damit er gestehen sollte, was er dem Cortez hinterbracht, daß man die Könige und Fürsten unschuldig getödtet hätte, behauptete er, nichts als das wirklich Gesagte hinterbracht zu haben; er habe nicht ausgesagt, was Cortez gehört zu haben vorgäbe, daß man sich nehmlich empören und ihn und alle Spanier umbringen wolle. Das Wahre an der Sache ist, daß dieser Eroberer die Beschuldigungen erfand, um sich aus einer schwie-

rigen Lage zu befreien und die rechtmäßigen Herrscher dieses Landes auszurotten.

Am anderen Morgen, am Fastnachtsdienstag des Jahres 1525, drei Stunden vor Sonnenaufgang, wurden alle Könige und Fürsten festgenommen, ohne daß einer von den Maßregeln in Betreff des andern etwas erfuhr. Niemand ward davon unterrichtet, aus Furcht vor einer Empörung, und damit Cortez und die Seinen nicht in Gefahr gerathen möchten, und alle diese Fürsten wurden, einer nach dem andern, gehängt: zuerst der König Quauhtemoc, dann Tletlepanquezatzin und so der Reihe nach; Cohuanacotzin war der Letzte. Als Ixtlilxóchitl die Hinrichtung der Könige erfuhr, und daß man seinen Bruder hängen wollte, stürzte er aus seiner Wohnung und mit schrecklichem Geschrei an die Spitze seiner Armee, gegen Cortez und die Seinen. Als er die Gefahr sah, worin er sich befand, und daß ihm weiter nichts übrig bliebe, lief er in aller Eile nach dem Richtplatz, und schnitt den Strick ab, mit dem Cohuanacoxtzin gehängt war, in dem Augenblick, wo er seinen Geist aufgeben wollte *); dann beschwor er Ixtlilxóchitl, ihn anzuhören, und versicherte, ihm Rechenschaft über sein Verfahren geben zu wollen, und daß er, wenn er es nicht gerecht fände, thun könne, was er wolle. Die Spanier wären vielleicht vernichtet worden, aber Ixtlilxóchitl befahl seinen Truppen, einzuhalten, und

*) Dieser Satz ist durchaus nicht deutlich; es scheint nach dem Original, daß Cortez den Strick zerschnitt; doch glaubt man allgemein, daß es Ixtlilxóchitl war. Hr. Bustamente ist auch der Meinung. Man sehe seine Vorrede zu Anfang dieser Erzählung.

hörte Cortez aufmerksam zu. Dieser zeigte ihm die Malerei des Coxtemexi. Er sagte ihm, daß Quauhtemoc, Cohuanacoxtzin und die andern Fürsten ihn und alle Spanier hätten umbringen wollen; der Schuldigste sei sein Bruder Cohuanacoxtzin; er habe Anfangs befohlen, ihn nicht eher zu hängen, bis Ixtlilxóchitl aufgestanden wäre, damit er selbst ihn verurtheile; da es aber schon spät gewesen sei und er seinen Schlummer nicht habe stören wollen, und in der Furcht, die Armee möchte sich empören, hätte er befohlen, ihn zuletzt hinzurichten.*) Cortez gab Ixtlilxóchitl noch viele andere Gründe an, die ihn endlich etwas besänftigten. Er überlegte Vieles, und vor Allem bestimmte ihn die Religion, die er angenommen hatte, die er verloren glaubte, wenn er anders handelte, und deren weitere Verbreitung ihm dann nicht möglich schien, so wie die unzähligen Kriege, die dann entstehen würden, seinen Zorn über diese verübte Verrätherei so gut zu verbergen, als er konnte. Cortez und Ixtlilxóchitl versöhnten sich und brachen nach Iztancamac auf. Ixtlilóchitl ließ seinen Bruder auf einer Sänfte tragen, sein Hals war durch den Strick verwundet, und er starb wenige Tage später an einem Blutsturz, den Gram und körperliche Leiden herbeigeführt hatten.

*) Hier ist wieder eine von den in diesem Berichte so häufigen dunkeln Stellen. Ich glaube sie richtig gedeutet zu haben; nichts destoweniger will ich den Leser selbst urtheilen lassen: Que el que mas culpa tenia era su hermano Cohuanacoxtzin, y que de industria no lo habia querido ahorcar antes, por si se ricordaba (ó despertaba) para que èl propio sentenciase; y como viò que dormia tanto, por no darle pesadumbre, y porque no se alborotase la gente, que era ya tarde, lo habia mandado ahorcar el último.

Eine Tagereise vor Iztancamac kam ein junger Mensch, der Sohn von Apochpalan, des Oberhaupts der Stadt, zu Ixtlilxôchitl; er machte ihm Beileidsbezeigungen über den Tod der Könige und Fürsten, welchen man schon in allen Dörfern Acalans erfahren hatte, und da sein Vater deshalb den Spaniern nicht entgegen kommen wollte, sagte der junge Mann, er sei todt. Ixtlilxôchitl tröstete ihn, und schickte ihn zu Cortez, der erfreut schien, ihn zu sehen, doch wollte er nicht glauben, daß sein Vater gestorben sei, da er erst vor wenig Tagen Botschaften von ihm erhalten hatte.

Sie kamen an einen Ort, Teotlycacac genannt, wo sie gut empfangen und gut behandelt wurden. Cortez schloß mit dem Fürsten desselben eine innige Freundschaft, und bat ihn heimlich, ihm zu sagen, ob es wahr wäre, daß Apochpalan todt sei. Dieser, nachdem er ihn gebeten, das Geheimniß zu bewahren, benachrichtigte ihn, daß dem nicht so wäre, und daß er dieses Gerücht ausgesprengt hätte, damit Cortez seine Ländereien nicht besuchen sollte, denn die Hinrichtung der Könige sei vom ganzen Lande gemißbilligt worden. Cortez gab ihm Rechenschaft, was ihn zu diesem Schritt verleitet hatte, und sprach viel über andere Dinge, die nicht in diese Geschichte gehören; dann ließ er heimlich den Sohn Apochpalans holen, und sagte ihm, er wisse bestimmt, daß sein Vater lebe. Als der junge Mann ihn so gut unterrichtet sah, konnte er die Wahrheit nicht leugnen, und sagte, warum sein Vater sich weigerte, ihn zu sehen. Cortez und Ixtlilxôchitl baten ihn, seinen Vater zu holen. Mehrere Soldaten wurden dem Sohne Apoch-

palans zur Begleitung mitgegeben, und um ihn zu bitten, Ixtlilxôchitl und Cortez zu besuchen. Zwei Tage darauf stellte der Häuptling sich ein; zuerst begab er sich zu Ixtlilxôchitl, der ihn sehr freundlich aufnahm und mit ihm weinte. Er entschuldigte sich, nicht früher gekommen zu sein, und sagte, daß die Grausamkeit, welche die Spanier verübt hätten, ihn bestimmte, seinen Sohn sagen zu lassen, daß er todt sei. Dann gab er Ixtlilxôchitls Bitten nach und ging zu Cortez. Apochpalan bot Cortez, nachdem er ihm die Gründe seines Nichterscheinens mitgetheilt hatte, seine Freundschaft an, und bat ihn, so wie Ixtlilxôchitl, sich mit ihm nach Izztancamac zu begeben. Er versprach ihnen eine gute Aufnahme dort. Am folgenden Tage ging es nach Izztancamac, der Hauptstadt seiner Provinz; die Armee ward gut einquartirt, und man feierte Feste und Lustbarkeiten. Ixtlilxôchitl bat Apochpalan, noch ehe er in die Stadt kam, seinen Architekten zu befehlen, sein Portrait in einen hohen Felsen zu hauen, der auf dem Wege nahe bei Izztancamac lag. Apochpalan erfüllte seinen Wunsch, und sein Bild ward in den Felsen gehauen, täuschend ähnlich und mit denselben Waffen, die er damals trug. Man sagt, daß dieses Bild noch jetzt zu sehen sei, und die Volksgesänge unterstützen diese Behauptung. Ixtlilxôchitl hatte diesen Wunsch geäußert, damit sein Andenken auf seine Nachkommen übergehen sollte. Ixtlilxôchitl ging mit Apochpalan, das Bild zu sehen, und als er hinkam, war er so gerührt, daß er weinen mußte, wenn man den Gedichten Glauben beimessen darf. Apochpalan vergoß auch Thränen, und alle Fürsten trösteten sie. Einige Tage verweilte man

in Iztancamac; Cortez und Ixtlilxôchitl erhielten von Apochpalan zahlreiche Geschenke, Tassen und Teppiche von verschiedener Art und Arbeit, und viele andere Gegenstände, welche in dieser Provinz zu haben sind, deren Einwohner alle Kaufleute sind. Ixtlilxôchitl freute sich sehr über diese Geschenke, Cortez erhielt ähnliche, doch war er nur mittelmäßig zufrieden, weil wenig Gold dabei war, und das noch dazu mit Kupfer versetzt.

Die Spanier reisten dann von Iztancamac ab, und begaben sich nach Mazatlan. Drei Tage waren sie unterweges, sie mußten durch zwei Sümpfe und einen See; einige Soldaten Ixtlilxôchitls, welche vorausgingen, und einen Spion von Mazatlan mit sich führten, wurden von einer gleichen Anzahl Feinde angegriffen, welche sich des Gefangenen bemächtigten. Die Unsern, darüber aufgebracht, schlugen sich tapfer, und eroberten den Einwohner von Mazatlan aufs neue. Der feindliche Anführer bekam einen Säbelhieb über den Arm, ward gefangen genommen und zu Ixtlilxôchitl geführt, um als Wegweiser zu dienen. Als man an den Ort kam, fand man Niemand; alle Einwohner waren entflohen, als sie die Annäherung der Spanier erfuhren, und mit welcher Tapferkeit sich die Aculhuaner schlugen; endlich kam die Armee nach Tiacac, das noch eine Tagereise von Mazatlan entfernt ist. Die Unsern wurden gut aufgenommen und gut verpflegt; doch wollten die Einwohner, die alle nach einem benachbarten Hügel geflohen waren, durchaus nicht in ihre Wohnungen zurückkehren. Die Nacht brachte man in Xuncahuitl zu, einem sehr festen Platze, reich bevölkert und gut mit Lebensmitteln versehen;

man nahm auf fünf Tage Lebensmittel mit, am Ende derselben kam man in Tiacac an. Die anderen Dörfer waren verödet, weil, nach dem Berichte der Schriftsteller, sich überall Schrecken verbreitet hatte, sobald man den grausamen Tod erfuhr, den Cortez die Könige und Fürsten hatte erleiden lassen, besonders als man erfuhr, daß Ixtlilxöchitl und die Aculhuaner Cortez unterstützten. Als die Einwohner der verschiedenen Orte es erfuhren, machten sie es wie die Bewohner von Quatzacoalco und der anderen Länder, von welchen wir gesprochen. Die Gerüchte von der Grausamkeit der Spanier waren von der Art, daß weder Mann noch Weib bleiben wollte. Die Eingebornen verließen, eingeschüchtert von den Tyranneien, ihre Wohnungen, bedenkend, wie sie mit den mächtigsten Personen umgegangen waren.

Vier Tage ging man in einer öden Gegend; am fünften, nachdem man über eine Anhöhe, Tetenzacan genannt, gekommen war, gelangte man an einen großen See, in dessen Mitte die Hauptstadt der Provinz Tiacac liegt. Die Armee litt außerordentlich, die Soldaten mußten bis über die Knie im Wasser gehen; ein heftiger Regen strömte herab, eine Unannehmlichkeit, welche man fast auf der ganzen Reise erduldet hatte; endlich ward man eines Menschen habhaft, der mit unsern Führern den Auftrag erhielt, Canec zu benachrichtigen, dies war ein Fürst, welcher diese Provinz beherrschte, und ihm von Seiten Ixtlilxöchitls zu sagen, daß er ihn mit den Söhnen der Sonne besuchen würde, welche die Abgesandten des größten Königs der Welt wären. Sobald die Boten abgesendet waren, schlug Ixtlilxöchitl sein Lager auf,

befestigte es, und Cortez machte es eben so, nachdem sie die beste Gegend ausgesucht hatten; denn diese Provinz war ganz unbekannt und unabhängig vom Königreich der Chichimeken. Die Boten kamen um Mitternacht mit zwei Edlen im Dienste Canecs zurück. Sie stellten sich Jxtlilxöchitl vor, freuten sich über seine glückliche Ankunft, dann erkundigten sie sich nach seinen Verhältnissen, fragten, was die Söhne der Sonne wären, und um die Veranlassung ihrer Reise. Jxtlilxöchitl gab ihnen über Alles Rechenschaft, und ließ Canec bitten, selbst zu kommen, weil er ihn zu sehen wünsche; er gab ihnen zwei Häuptlinge und Cortez einen Spanier als Geißeln mit. Am andern Morgen kam Canec mit dreißig Personen von vornehmem Stande; er brachte die beiden Häuptlinge und den Spanier mit, und überreichte Jxtlilxöchitl und Cortez Geschenke. Er schien sehr erfreut, die Spanier zu sehen. Jxtlilxöchitl erklärte ihm deutlich den Grund ihrer Reise, und sprach mit ihm über die Religion; da dieser indianische Fürst den Wunsch äußerte, die Messe zu hören, feierte man sie vor ihm. Die Mönche unterrichteten ihn über das heilige Opfer und die Mysterien des Glaubens, und er versprach, seine Götzen zu zerstören. Er verlangte, daß man ihm ein Kreuz gebe, um es in seiner Stadt aufzupflanzen. Nach mehreren ähnlichen Gesprächen, als die Stunde des Essens gekommen war, beschenkte er die Unsern mit Brod, Hühnern, Honig und Fischen. Dann bot er sich an, der Verbündete und Vasall des Kaisers zu werden, und führte Cortez, Jxtlilxöchitl und mehrere Spanier in seine Stadt, wo er seine Götzen verbrannte, und man reiste ab.

Da es schon spät war, begaben sich Cortez und Irtlilxóchitl mit den Führern auf den Weg, um den Spaniern und Eingebornen zu folgen, welche sie vorausgeschickt hatten, und man erhielt bald Nachricht von ihnen. Die ganze Armee kam in die Stadt, denn der See war ganz ausgetrocknet; man campirte in einer Ebene der Umgegend, wo man die Nacht zubrachte. Am andern Morgen setzte man den Marsch weiter fort, und tödtete eine große Anzahl Dammhirsche; dann traf man Jäger, die einen Löwen trugen, den sie erlegt hatten. Man bemächtigte sich ihrer, und sie dienten mit den Bewohnern von Tiacac als Führer bis zu einem großen, sehr tiefen See; die Stadt, wohin die Armee sich begab, lag am jenseitigen Ufer; als die Einwohner der Spanier ansichtig wurden, verließen sie ihre Häuser, nahmen ihre Kinder und Weiber, und beluden sich mit Allem, was sie besaßen. Man fing zwei, die auf einem Kahne mit einem jungen Mädchen flüchteten. Diese Leute führten die Unsern eine Stunde weit, an einen Ort, von wo aus die Armee in die Stadt dringen konnte; als sie darin waren, versah man sich mit den nöthigen Provisionen, man aß und wartete vier Tage auf Amoan, den Fürsten von Tlezean, das ist der Name dieser Stadt; aber weder er noch seine Unterthanen ließen sich sehen. Unsere Truppen begaben sich wieder auf den Weg, nachdem sie Lebensmittel auf sechs Tage mitgenommen; die erste Nacht schliefen sie in einem Hause des Fürsten von Tlezean, sechs Meilen von dieser Stadt, und einen Tag über verweilte man dort, und feierte den Charfreitag. Man fischte in einem Flusse, wo es gute Fische gab; am andern

Morgen setzte man die Reise fort, und erlegte Hirsche; nachdem man über eine sehr rauhe Ebene gekommen und in ein Defilé von mehr als vier Stunden über Berg und Thal passirt war, an dessen Ende die Stadt lag, in welche man wollte, ward die Armee von der Nacht überrascht. Man schlief und ruhte den andern Tag dort aus, am zweiten Tage zog man gegen eine kleine Stadt, welche Amoan zugehörte und Axuncapuyn hieß. Dann erreichte man Taxaytetl, wo man die Nacht zubrachte; diese Stadt gehörte ebenfalls Amoan; man fand dort viele Erfrischungen und Lebensmittel, und einige Männer, welchen man den Grund der Reise mittheilte.

Die Armee zog am Morgen weiter; zwei Stunden von dieser Stadt kam sie an einen äußerst hohen Berg. Sie brauchte mehr als acht Stunden, um auf den Gipfel zu gelangen. Man brauchte zwei Tage, um ihn zu übersteigen, und hatte unendlich vom Regen, Hunger und Elend zu leiden. Mehr als sechzig Pferde fielen in Abgründe, ein Neffe des Cortez stürzte von einem Felsen, und zerbrach ein Bein an vier verschiedenen Stellen; die Eingebornen zogen ihn mit unendlicher Mühe aus dem Abgrunde, worein er gefallen war. Kaum über den Berg gekommen, fand man einen großen, reißenden Fluß. Ixtlilxóchitl schickte Späher aus, um eine seichte Stelle aufzusuchen; nach einigen Minuten kehrten sie zurück und sagten, daß sie einen Felsen entdeckt hätten, der von Natur so gestaltet sei, daß man über ihn, wie über eine Brücke, mit der größten Leichtigkeit gehen könne. Die Spanier, welche in der größten Verzweiflung waren, geriethen vor Freude außer sich; alle hatten schon ge-

beichtet und sich zum Tode vorbereitet. Es wurden noch Balken gelegt, um den Felsen mit dem jenseitigen Ufer zu vereinen; glücklich kam man hinüber, und schlief in einer nahe gelegenen Stadt, Teorxic benannt. Es waren wenig Menschen, und noch weniger Lebensmittel dort zu finden, deren unsere Leute so sehr benöthigt waren, besonders die Indianer.

Seit die in Taxytetl eingenommenen Lebensmittel aufgezehrt waren, während der ganzen Tage des Leidens, hatten sie sich nur mit Kräutern genährt. Die Bewohner des letzten Dorfes, wo man durchgekommen war, sagten, daß man eine Tagereise von da in die Provinz Tahuican gelangte, wo man viele Lebensmittel und Alles finden würde, dessen man eben benöthigt wäre, aber Tahuican lag auf der entgegengesetzten Seite. Ixtlilxöchitl schickte mehr als tausend Aculhuaner, und einige Spanier, um dort Lebensmittel zu holen; diese Leute gingen mehrmals hin, und versahen die Armee mit Lebensmitteln, aber nur mit vielen Schwierigkeiten. Spanier und Aculhuaner wurden auch nach der Provinz Azuculin gesendet. Sie kamen an ein Haus, wo sie sieben Männer und eine Frau fanden, die ihnen sagten, der Weg bis nach Azuculin sei eben und sehr gut. Ein Mann aus Acalan gab noch genauere Nachrichten in Beziehung auf diese Reise. Einige Tage später brach die ganze Armee nach Azuculin auf, aber ohne Führer, denn der von Acalan und die andern waren während der Nacht entflohen. Nach drei Tagen eines beschwerlichen Marsches kam man nach Azuculin, was ganz verödet war; man fand dort keine Lebensmittel, und litt unsäglich von der Hungersnoth. Ueber acht Tage suchten die

Unsrigen nach einem Führer, um sie nach Nito zu geleiten, doch war keiner zu finden. Nachdem sie die Malerei sorgfältig zu Rathe gezogen hatten, die dazu bestimmt war, ihren Weg anzudeuten, sahen sie, daß einige Dörfer darauf befindlich waren, welche zu der Provinz Tania gehörten; sie begaben sich auf den Weg, und begegneten einem jungen Manne, den sie mitnahmen. Dieser führte sie quer über die Berge nach einem kleinen Dorfe, doch fanden sie dort nur einen Greis, der sie in zwei Tagen nach einer Stadt führte, wo man vier Männer gefangen nahm; die waren allein dort gefunden wurden, alle Einwohner waren entflohen. Ixtlilxôchitl fragte sie, ob sie Nito kennten, und wie weit man von dort noch entfernt sei; sie antworteten, es wären noch zwei Tagereisen; aber zu größerer Sicherheit ließ er zwei derselben in Freiheit setzen, und befahl ihnen, einige Einwohner zu holen, um ihre Aussage zu bestätigen. Von den Leiden unterrichtet, welche die Armee erduldet hatte, gingen die beiden Indianer, und brachten einige Weiber von Nito mit zurück, welche Auskunft über die Stadt und die dort befindlichen Spanier gaben. Cortez, unzufrieden mit der erhaltenen Nachricht, schickte mehrere der Seinen, um Erkundigungen einzuziehen, ob sich wirklich Spanier in jener Stadt befänden. Seine Leute begaben sich dorthin, nahmen einige Männer gefangen, und legten Cortez Rechenschaft über ihre Sendung ab. Dieser schrieb an einen Hauptmann, Namens Juan Nieto, ihm Kähne zu schicken, um über den Fluß zu setzen, und begab sich mit der Armee auf den Weg. Fünf Tage brauchte man zur Reise, um über den Fluß und andere Gewässer

zu kommen, welche man in der Provinz Tuina antraf. Die Aculhuaner litten Hungersnoth und große Entbehrungen. In Nito fand man noch weniger Lebensmittel, als an andern Orten. Die Spanier, welche sich dort niedergelassen hatten, waren krank oder halb verhungert. Irtlilxóchitl theilte seine Soldaten in zwei Abtheilungen; die eine sollte Kräuter zum Lebensunterhalt suchen, die andere wurde nach den benachbarten Dörfern geschickt, um zu sehen, ob man dort Provisionen fände; doch das war unmöglich, sie wurden gezwungen, schrecklich gegen die Einwohner zu kämpfen. Das andere Armee-Corps brachte nach beschwerlichen Märschen einige Lebensmittel. Nachdem Cortez die Umstände und die Leiden der Armee wohl erwogen hatte, bat er Irtlilxóchitl, sich mit ihm auf drei Fahrzeugen, die er hatte ausrüsten lassen, nach St. André zu begeben. Ungefähr sechzig der geschicktesten und muthigsten Aculhuaner wurden zu diesem Unternehmen ausgesucht. Die Armee sollte sich nach Náco begeben, mit Gonzalo de Sandoval und den andern Spaniern, um den Frieden zwischen den Christen wieder herzustellen, die sich veruneinigt hatten. Diese Stadt wurde zum Vereinigungsorte bestimmt; sie war drei Tagereisen entfernt.

Cortez reiste ab; in einigen Tagen kam er in einen Meerbusen von mehr als dreißig Stunden, nach der Aussage der spanischen Autoren. Cortez und Irtlilxóchitl landeten jeder mit dreißig Soldaten. Sie begaben sich in ein verödetes, zerstörtes Dorf, wo sie Mais und Chike (Pfeffer) mitnahmen, dann schifften sie sich wieder ein. Sie setzten ihre Reise fort, hielten einen Sturm aus, und ein Soldat Irtlilxó-

chitls, der von Tezcoco war, ertrank. Als sie an einen Fluß kamen, ließen sie ihre Kähne und Brigantinen mit Spaniern und Eingebornen zurück; die Andern folgten Cortez und Jxtlilxöchitl. Sie kamen bald an ein verlassenes Dorf, dann über Berge mit dichtem Gesträuch, und gelangten endlich an bebautes Land. In einer Hütte fanden sie einen Mann und drei Weiber. Weiterhin erreichten sie ein Gebüsch, worin eine große Menge Hühner und andere Vögel waren; jedoch gab es weder Mais noch Salz, was man grade suchte. Sie hatten sich einige Minuten in einem Hause niedergelassen, als die Bewohner desselben, nichts Arges denkend, nach Hause kamen; man nahm sie gefangen. Sie führten die Unsrigen über unwegsame Straßen, über mehrere Berge und Flüsse in die Nähe einer Stadt; da sie aber zahlreich bevölkert war, wagten die Unsrigen nicht, hineinzugehen. Sie lagerten sich in der Umgegend, furchtbarem Regen, dem Sturme und den Mosquitos ausgesetzt. Mit Tagesanbruch gingen sie in die Stadt, deren Bewohner noch schliefen, das Haus des Oberhauptes war mit Schlafenden angefüllt. Die Spanier überfielen sie, und tödteten fünfzehn Personen, unter welchen auch der Fürst war; sie bemächtigten sich einer ähnlichen Anzahl Indianer und etlicher zwanzig Weiber. Wie hätten nicht solche Grausamkeiten die Bewohner der Städte zur Flucht bewegen sollen? Die Gefangenen führten sie an einen noch größern Ort, wo sie sagten, daß es Mais gäbe und Alles, was sie brauchten und in der ersten Stadt nicht gefunden hatten. Man nahm unterweges acht Jäger und einige Holzhauer gefangen, dann gelangte man

an eine Ebene, wo ausgeruht wurde. Um Mitternacht, nachdem man mit vielen Schwierigkeiten über einen Fluß gesetzt hatte, kam man an die Stadt. Sobald die Einwohner die Spanier erblickten, versammelten sie ihre Krieger, zündeten Feuer an, und machten Musik. Ixtlilxöchitl sagte zu Cortez, man müsse ohne Zögern in die Stadt dringen, oder augenblicklich abziehen, denn die Gefahr sei dringend. Cortez war seiner Meinung. Man drang in die Stadt, eine Menge Einwohner wurde getödtet, und die Unsern setzten sich fest. Die Einwohner flohen alle, und mit Tagesanbruch war nicht einer zurückgeblieben. Alsbald wurden die Häuser geplündert; man fand eine Menge Stoffe, Baumwolle, Mais, Salz und verschiedene Gegenstände, auch viele Früchte, Hühner und andere Vögel, Chile und Cacao.

Die Fahrzeuge waren ungefähr drei Tagemärsche weit von da entfernt, der Weg dorthin aber sehr beschwerlich; die Stadt war indeß von einem Fluß durchschnitten, der nach der Gegend zu floß, wo die Schiffe lagen, man ließ also den Zurückgebliebenen sagen, sie sollten mit ihren Fahrzeugen die Lebensmittel holen. Cortez ließ von den Eingebornen Flöße machen, eine sehr schwierige Arbeit, indem die Indianer einen Hagel von Pfeilen und Steinen auf sie schleuderten. Getödtet wurde Niemand, aber Cortez, Ixtlilxöchitl und viele Andere wurden verwundet. Die auf dem Lande blieben, waren keiner Gefahr ausgesetzt. Die Brigantinen und alle Kähne, die man an den Ufern des Flusses bei den Dörfern und Städten fand, wurden mit Lebensmitteln beladen. Vierundzwanzig Stunden später kam man in den Meer-

busen, Alles schiffte sich ein, und kehrte nach Nito zurück. Die Geschichtschreiber berichten, diese Reise habe fünfunddreißig Tage gedauert. Die Spanier, Ixtlilxöchitls Armee, und Alle, die mit Gonzalez zurückgeblieben waren, begaben sich nach der Bay von St. André. Man errichtete am Hafen eine Colonie, ließ einige Truppen dort, und zwanzig Tage später begab man sich nach Honduras. Man schiffte vier Tage, dann wurde gelandet.

Am andern Morgen sandte Ixtlilxöchitl zwei seiner Soldaten mit einem Spanier, den ihm Cortez gegeben, nach zwei Städten, Chiapaxina und Papayca, welche zwei Tagemärsche von der Gegend entfernt lagen, wo sie gelandet hatten. Es waren die Hauptstädte der Provinz. Sie benachrichteten die Oberhäupter von seiner Ankunft, und ließen ihnen sagen, sie möchten kommen, um über gewisse Angelegenheiten mit ihm zu unterhandeln. Diese nahmen die Botschaft freundlich auf, und schickten Gesandte mit denen Ixtlilxöchitls, um diesem Fürsten zu seiner Ankunft Glück zu wünschen; dann ließen sie ihre Herrscher rufen, und fünf Tage nachher wurden zwei Edelleute von Seiten ihrer Caziken mit einer Menge Hühner, Mais und Lebensmitteln geschickt. Diese Gesandten waren beauftragt, sich zu erkundigen, was Ixtlilxöchitl wollte, um den Grund von Cortez Reise, und warum man ihre Herrscher rufen ließe, zu erfahren. Sie ließen sich entschuldigen, nicht selbst gekommen zu sein, indem sie es wegen der Spanier nicht wagten, die sich tausenderlei Mißhandlungen gegen sie erlaubten, ihre Unterthanen raubten und sie gewaltsam auf ihren Schiffen fortschleppten. Ixtlilxöchitl

sagte Cortez Alles, was diese Fürsten antworten ließen. Dieser bat ihn, sie zu beruhigen, und den Gesandten zu sagen, sie möchten ihre Herrscher ersuchen, zu kommen, um über den Frieden zu verhandeln. Ixtlilxôchitl fertigte sie ab, indem er ihnen den Zweck seiner Reise genau auseinander setzte, und ihre Herrscher bitten ließ, ohne die geringste Furcht zu kommen; die Spanier würden sie gewiß nicht beleidigen, indem sie seine Freunde wären; ihm für seine Armee Lebensmittel zu schicken, da sie an der Hungersnoth litten, und ihm auch Arbeiter und Holzhauer zu senden, um einen Wald umhauen zu lassen, wie es Cortez wünschte. Nachdem die Oberhäupter von der Botschaft Ixtlilxôchitls unterrichtet waren, versammelten sie so viele Leute als möglich, stellten sich mit vielen Lebensmitteln ein, und hieben den Wald um.

Nach diesen Unterhandlungen und andern Begebenheiten erhielt Cortez von den Statthaltern von Cuba die Nachricht von den Revolten, die in Mexico statt fanden. Drei oder viermal wollte er auf seinen Fahrzeugen abreisen; aber das schlechte Wetter hinderte ihn daran. Er entschloß sich, Martin Dorantes mit Briefen nach Panuco zu schicken. Er ward von Fürsten und Edlen von Tezcoço, von Mexico und von Tacuba begleitet, welche ihm Ixtliltôchitl auf Cortez Bitte mitgab. Dieser General gab den Statthaltern Befehl, Alles aufzubieten, um die Mißhelligkeiten zu schlichten, die endlich eine Revolution und zahlreiche Kriege herbeigeführt haben würden. Martin Dorantes und die vornehmen Gesandten Ixtlilxôchitls kamen nach vielen Beschwerlichkeiten an. Cortez hatte mit diesem Offizier einen Theil seiner Truppen geschickt,

um das Land zu durchstreifen, so wie Hernando de Saavedra an der Spitze von sechzig Spaniern. Chichinquatzin war bei dieser Expedition. Sie durchstrichen einen großen Theil des Landes, sehr reiche Städte und Dörfer in einem Thal gelegen. Chichinquatzin benahm sich so geschickt, daß er ohne Mühe und ohne Hülfe seines Collegen einen großen Theil der Städte für unsere Partei gewann. Zwanzig Befehlshaber kamen zu Ixtlilxöchitl, um Cortez und den Spaniern ihre Freundschaft und ihre und ihrer Unterthanen Unterstützung anzubieten. Sie lieferten die Lebensmittel, welche zur Erhaltung der Armee Ixtlilxöchitls und der Christen nöthig waren.

Die Fürsten der Provinzen Papayca und Chiaparina unterwarfen sich; sie besuchten Ixtlilxöchitl, aber nicht mit derselben Freundschaft wie das erste Mal, denn sie hatten das Betragen der Spanier gegen sie auf dem Herzen. Ixtlilxöchitl hatte ihnen sagen lassen, sie sollten sich unterwerfen; sie hatten sich geweigert, seine Gesandten zu hören; darauf schickte dieser Fürst unverzüglich Soldaten ab, die sich ihrer durch List bemächtigten. Es waren ihrer drei, der erste nannte sich Chicueytl, der zweite Pochotl, und der dritte Mendexeto.

Als sie unter seinen Händen waren, lieferte er sie dem Cortez aus. Andere Autoren behaupten, daß dieser sie in Ketten legen ließ, und ihnen sagte, daß er ihnen die Freiheit nicht eher wiedergeben würde, bis sie sich unterwürfen und die Dörfer wieder bevölkert wären. Da ließen sie ihren Vasallen sagen, daß sie in ihre Besitzungen zurückkehren und die Waffen strecken sollten, wenn sie ihre Fürsten wieder frei sehen

wollten. Als die Einwohner von Chiaparina sahen, in welch gefährlicher Lage sich ihre Herrscher befanden, unterwarfen sie sich ohne Zaudern, kehrten in ihre Städte und Dörfer zurück, und versprachen Ixtlilxôchitl, daß, wenn man ihren Fürsten die Freiheit wieder gäbe, sie sich niemals empören und immer die Verbündeten Cortez und der Spanier sein wollten.

Die Bewohner von Papayca weigerten sich, die Waffen zu strecken. Ixtlilxôchitl schickte eine gewisse Anzahl seiner Unterthanen mit einigen von Cortez beigegebenen Spaniern. In einer Nacht überfiel man die Stadt, und bemächtigte sich dreier Statthalter oder Vormünder des Landesherrn, der noch sehr jung war. Diese Drei hatten die Macht an sich gerissen; der Mächtigste nannte sich Pizacura.

Man bemächtigte sich ihrer mit fast der ganzen Beute und brachte sie nach Truxillo; so hatte Cortez die Stadt, in welcher er wohnte, genannt. Pizacura entschuldigte sich, indem er sagte, er habe zu der Empörung gar nicht beigetragen, Mazal sei das Haupt derselben, und wenn man ihm die Freiheit wiedergeben wolle, werde er ihn den Christen ausliefern. Man gab ihn frei, er erfüllte aber sein Versprechen nicht. Ixtlilxôchitl gab Befehl, Mazal festzunehmen; man brachte ihn, und er lieferte ihn Cortez aus, der ihn hängen ließ. Man behauptet, Mazal habe sich unterwerfen wollen, aber die Unterthanen hätten nicht darein gewilligt. Die Armee richtete sich nun gegen Papayca, das unter Feuer und Blut gesetzt wurde. Pizacura wurde wieder gefangen genommen, und mit ihm der junge Mensch, welcher der rechtmäßige

Erde war. Das Ende dieser Expedition war, daß das Land Frieden schloß. *)

Cortez gab Befehl, sich zur Abreise nach Hueytlato und Nicaragua vorzubereiten. Als er eben dahin ziehen wollte, behaupten die Geschichtschreiber, kam einer seiner Vettern, Namens Diego Altamirano, und benachrichtete ihn von Allem, was in Mexico vorgefallen war, und daß man auf dem Punkte sei, diese Stadt zu verlieren, wegen der innern Streitigkeiten, welche die Spanier entzweiten. Dieser Bericht bestimmte Cortez, Ixtlilxôchitl zu bitten, einen Theil seiner Armee nach der Gegend von Quauhtemalan zu schicken, um den Weg zu öffnen, den er zu nehmen beabsichtigte. Ixtlilxôchitl sendete unverzüglich eine gewisse Anzahl von Aculhuanern und Eingebornen aus der Gegend Honduras, um diese Arbeit auszuführen; da aber Cortez durch einen Courier sagen ließ, daß er die Reise zu Wasser machen würde, begaben sich die Freunde Ixtlilxôchitls nicht an den Ort ihrer Bestimmung. Sie kamen auf demselben Wege zurück, den sie einige Tage vorher zurückgelegt hatten, ohne den größern Theil der Armee zu erwarten, welcher mit Christoph de Sandoval in Naco war, zufolge der Befehle Ixtlilxôchitls und Cortez.

Ixtlilxôchitl ließ alle Städte und Dörfer auffordern, das Nöthige bei ihrer Durchreise bereit zu halten. Diese Nachricht erfüllte die Eingebornen mit Freude, die mit Ungeduld den Augenblick erwarteten, wo sie ihren Fürsten wiedersehen sollten, denn Ixtlilxôchitl war der Einzige, der von den Königen, Für-

*) Ubi solitudinem faciunt, pacem appellant.
(Anmerk. d. mex. Verf.)

sten und Prinzen noch lebte, welche Cortez begleitet hatten. Nachdem die beiden von Cortez gegründeten Städte Truxillo und Natividad unter gute Verwaltung gebracht waren, reiste Cortez mit zwanzig Spaniern und Ixtlilxóchitl mit zweihundert seiner Krieger und vielen Häuptlingen des Landes ab. Man verließ den Hafen von Truxillo am 15. April 1526. Mit schlechtem Wetter kamen sie nach Cuba, wo sie, wie man sagt, zehn Tage blieben. Von da aus kamen sie in sieben Tagen nach Chalchichuecan. Sie landeten und blieben acht Tage dort. Ixtlilxóchitl ließ seine Ankunft nach Mexico, Tezcoco, Tacuba und andern Orten melden, und schickte einen Bericht über alle Reisen, die er gemacht, und alle Leiden, die er erduldet hatte. Die Einwohner freuten sich allgemein über seine Ankunft, welche ein großer Trost für sie war; doch betrübten sie sich sehr, als sie hörten, daß der Tod ihrer Könige und Fürsten sich bestätigte.

Während der ganzen Reise wurde Ixtlilxóchitl und Cortez überall feierlich empfangen; die Oberhäupter kamen ihnen entgegen; nicht nur die von den benachbarten Ländern, sondern auch diejenigen, die fünfzig, sechzig und achtzig Stunden entfernt lagen, kamen mit reichen Geschenken für Ixtlilxóchitl. Auch Cortez und den Seinen boten sie Geschenke. Ueberall, wo Ixtlilxóchitl durchkam, trösteten ihn die Oberhäupter und weinten mit ihm über sein Unglück, über den Tod der Könige und Fürsten, und, wie die Gesänge sagen, gewährte ihr Schmerz ein trauriges Schauspiel. Endlich gelangten sie nach Tezcoco, ihrem lieben Vaterlande. Ihre Verwandten und die Unterthanen veranstalteten große Lustbarkeiten. Cortez zog mit den

Seinen in die Stadt. Von da begab er sich nach Mexico, wo er sehr gut empfangen wurde. So ist das Ende von Ixtlilxôchitls großer Reise nach Ibueras. *)

Die spanischen Schriftsteller stimmen mit mir in den Zeitpunkten und Orten, deren ich erwähnte, überein, besonders Gomara; doch habe ich von den Eroberern und den Eroberungen nichts gesagt, weil ich darüber nicht berichten will. Viele spanische Schriftsteller haben das Andenken an ihre Landsleute in ihren Berichten erhalten, ohne von Ixtlilxôchitl und seinen Unterthanen zu sprechen; die Malereien, welche mir bei dieser Geschichte dienen, thun keine Meldung von diesen sogenannten Eroberungen, und sprechen nur von den Eroberern bei den Gelegenheiten, wo ich selbst ihrer erwähnte.

Ixtlilxôchitl war sehr beunruhigt, als er erfuhr, was Alles während seiner Abwesenheit vorgefallen war. Das Betragen der drei Statthalter oder Vice-Könige, Ixquincuani von Tezcoco, Mexicaltecuhtli von Mexico, Contectl von Tlacopan, betrübte ihn ausnehmend. Er erfuhr alles Böse, was sie gethan hatten, und nach dem Berichte der Geschichtschreiber, auf Anstiften der Spanier, hatten sie eine beträchtliche Menge Reicher und Edler umbringen lassen. Mehrere waren Brüder und Verwandte Ixtlilxôchitls; und sie bedienten die Spanier, als wenn sie ihre Sclaven gewesen wären. Andere hatten ihre Güter und ihr Vaterland verlassen; sie versteckten sich oder flohen nach fremden

*) Der Autor hätte sagen können, von der langen, unnützen und kostspieligen Reise.

(Anmerk. d. mex. Verf.)

Gegenden, aus Furcht, sie möchten ebenso um's Leben kommen, wie die Andern, die man unter unscheinbarem Vorwande umgebracht hatte. Diese Statthalter hatten in der That so schlecht verwaltet, daß sie, noch nicht zufrieden mit so vieler Tyrannei, die Städte Ixtlilxôchitls und seiner Verwandten noch plünderten; die Einkünfte des Staates hatten sie verschwendet, und die Eingeborenen auf alle Arten gequält. Sie hatten in Mexico Wohnungen für die Spanier gebaut, und sie mit dem Grund und Boden Ixtlilxôchitls beschenkt. Man hat indianische Häuptlinge gesehen, die für eine Mütze, für ein Paar Schuhe und andere Gegenstände von geringem Werth ähnliche Schenkungen machten, und andere noch beträchtlichere für einen Tuchrock. Es ging so weit, daß Ixtlilxôchitl empört war über die Tyrannen, die er zu Statthaltern eingesetzt hatte. Diese Leute vernahmen zufällig seine Ankunft, denn er hatte sie nicht davon benachrichtigen lassen, um zu sehen, wie weit ihre Unverschämtheit gehen würde. Täglich kamen die Edlen und vornehmsten Personen, um sich bei Ixtlilxôchitl bitter über die Contributionen zu beklagen, welche sie den Spaniern zu geben gezwungen wurden. Diese Klagen waren hauptsächlich gegen Izquinčuani gerichtet, den mächtigsten der drei Statthalter. Er nannte sie piltzinli, das heißt Säuglinge, und gab ihnen noch andere Schimpfnamen; er sagte, ihr Reich sei zu Ende, sie die Statthalter und die Spanier wären jetzt die Herrscher des Landes, wie das auch die Meinung Cortez und der Seinen wäre. Ixtlilxôchitl war darüber tief betrübt.

Der König von Tezcoco ließ bald alle seine Ed-

len und die vornehmsten Einwohner zusammenberufen, die da geblieben waren. Als sie versammelt waren, befahl er Jedem, sein huacatl zu nehmen, — (das ist eine Art von Korb, entweder von Holz oder von Leder) — und Materialien nach Mexico zu tragen zu dem Bau der Hauptkirche, zum heil. Franciscus. Dieser Fürst, als ihr Oberhaupt, füllte einen großen huacatl, aus Tigerhaut verfertigt, mit Steinen, und zog, an der Spitze seiner vornehmsten Unterthanen, die ebenfalls mit Steinen, Kalk und Sand beladen waren, nach jener Hauptstadt; Andere schleppten Bauholz u. dergl.

Er redete ihnen zu und sagte, sie möchten Geduld und Muth auch unter den Augen der Verräther zeigen; obgleich diese Arbeit für sie zu gering wäre, würden sie sie doch ohne die Hülfe der Rebellen vollenden. Er munterte das Volk auf, seinem Beispiele zu folgen, und Gott zu dienen, indem man ihm eine Kirche erbaute; die Vornehmsten gäben ihnen das Beispiel; und da er der Erste gewesen, der die Taufe erhalten, weil er der Erste in den Schlachten gewesen, welche für den christlichen Glauben gefochten worden, würde er die Christen immer schützen, die ihn auch nicht verlassen würden, so lange ihm Gott das Leben schenkte. Man hat gesehen, wie er, um seinen Unterthanen mit gutem Beispiele voranzugehen, bei dem Wiederaufbaue Mexicos gehandelt hat. Als die Eingebornen den Eifer und Muth dieses seltenen Fürsten sahen, gingen sie froh nach Mexico, obgleich mit so schweren Lasten beladen, daß die Bauern sie nicht hätten tragen können. Sie begaben sich gradezu auf den Platz, den Ixtlilxóchitl vor mehrern Jahren

zu Kirchen bestimmt hatte, und begannen die Arbeit. Die Einwohner hatten das Kloster für die Mönche beinahe vollendet. Die Messe wurde am Fuße eines sehr hohen Kreuzes gelesen, welches erst vor einigen Jahren umgestürzt ist.

Als die neue Kirche zum heil. Franciscus fertig war, kehrte Ixtlilxóchitl nach Tezcoco zurück, weil er sah, daß die Arbeit rasch vorrückte, und entließ den größten Theil der Häuptlinge. Seine Absicht war, als er dahin kam, das nöthige Material von da kommen zu lassen; indeß hatte er einige Zeit zu Mexico gearbeitet, und obgleich ein großer Feldherr und Beherrscher des ganzen Landes, sah man ihn doch als Maurer. So lange sich dieser Fürst in der Hauptstadt aufhielt, besuchten ihn die Statthalter nicht, leisteten ihm keinen Beistand, und beharrten in diesem thörigen Betragen, immer den Spaniern zu gefallen. Ixtlilxóchitl scherzte darüber, weil diese Leute ihm eine bessere Gelegenheit geben würden, sie nach ihren Fehlern zu bestrafen. Von Tezcoco aus sandte er das Nöthige, und lieferte den Mönchen Alles, was sie brauchten, ihr einziger Trost. Sie fanden sich durch seinen Umgang geschmeichelt, denn sie hatten von Seiten der Spanier grausame Verfolgungen und harte Mißhandlungen erduldet, weil sie die Eingebornen beschützten, deren Unglück ihr Mitleid erregt hatte. Die Mexicaner sagen selbst, — und es leben jetzt noch Zeugen — daß es dahin kam, daß Ixtlilxóchitl Truppen auswählte, um die Mönche, welche sich Tag und Nacht vor den Spaniern fürchteten, zu beschützen. Es ist kaum zu glauben, aber es ist wahr, und deshalb sage ich es.

Alle andern Unthaten der Spanier in diesem Lande zu erzählen, würde zu weitläufig sein. Wenn Jemand mir sagte, daß ich mich partheiisch in der Sache von der Billigkeit entfernte, so würde ich antworten, daß ich nichts gesagt habe im Vergleich mit dem, was ich hätte sagen können; und wenn die spanischen Geschichtschreiber nicht davon gesprochen haben, so ist es, weil die Berichterstatter die Urheber dieser Thaten selbst waren; und wenn einer seine Stimme erhoben hätte, man würde ihm nicht geglaubt haben. Die Mönche, die ersten Begründer des Christenthums, haben als wahre Heilige, deren erbauliches Leben des Lobes würdig ist, diese Schmach um der Liebe Gottes willen ertragen, ohne das Andenken derselben zu bewahren. Alles, was ich sage, werden die jüngern Mönche zu St. Franciscus wohl wissen, und in Schriften ist es aufbewahrt. Endlich ist es eine erwiesene Thatsache, daß eine Menge Eingeborne, sei es wegen der Spanier, oder wegen anderer Leute, die Orte hüteten, in welchen sich die Mönche aufhielten, als in Tezcoco, Mexico, Tlacopan und andern Orten, und des Nachts die Wache bezogen, als wären sie in Feindes Land. Man kann hieraus ersehen, wie viel Wahres an der Anklage ist, welche die Spanier gegen die Fürsten Quauhtemoc, Cohuanacotzin und Tetlepanquetzatzin erhoben, indem sie sagten, diese hätten sich in den Provinzen Ibueras oder Acalan empören wollen. Dies war nur eine ungeschickte Ausflucht, weil die Fürsten nicht mehr regierten. Die Gewalt war in den Händen von Männern aus dem Pöbel, von Schurken, die den Spaniern ergeben und ihren Befehlen unterwürfig waren, und ihre rechtmäßigen

Herren verachteten. Dies war die Ursache vieler Grausamkeiten.

Beschluß.

Dies ist der dreizehnte Bericht des Don Fernando de Alva, welcher Alles bestätigt, was ich in der Vorrede sagte, und den Schleier zerreißt, der die von den Spaniern verübten Unbilden bedeckte. Er zeigt uns zugleich den Stolz, die Grausamkeit und die Undankbarkeit dieser Eroberer, und die Verkehrtheit des letzten Königs von Tezcoco, den Gott schon in dieser Welt bestrafte, indem er ihn zum Gegenstand der Verachtung für diese Banditen machte, die jener liebreich beschützte, die Gesetze der Gerechtigkeit und seine Pflichten gegen das Vaterland als Bürger und als König mit Füßen tretend. Er sah sein Volk in Sclaverei gerathen, sein Königreich verheert, seine Reichthümer zerfallen; er sah endlich den Herrscherstamm von Aculhuacan mit sich verlöschen. Dieser fanatische Fürst wollte sein schändliches Betragen bemänteln und ihm einen Schein von Rechtlichkeit geben, indem er sich als Beschützer einer Religion erklärte, die seine Handlungsweise verwirft. Dies ist die Art der Tyrannen, daß sie die Gottheit zu besänftigen glauben, wenn sie mit äußeren Ceremonien sie belästigen. Dann, wenn sie sich am Rande des Grabes sehen, wollen sie mit ihr feilschen, ihr Gaben und Opfer bietend, die sie verabscheut. Gott verlangt ein tugendhaftes Herz, aufrichtige Reue, die Ixtlilxó-

chill niemals fühlte, er, dessen Leben ein Gewebe von Verbrechen war. Welches Verdienst, die Reiche Mexico und Tezcoco zerstört zu haben! Welcher Ruhm, die Geißel seines Volkes gewesen zu sein! Gebe der Himmel, daß dieses Gemälde beständig denen vor Augen schwebe, welche um ihrer Erhebung willen die Gesetze verletzen, die Freiheit und die Unabhängigkeit des mexicanischen Volkes gefährdend, indem sie durch ihre Ungerechtigkeiten unsern Feinden eine Eroberung erleichtern, die noch schändender sein würde, als die vom Jahre 1525!

Mexico den 23. December 1829 um 9 Uhr Morgens, in dem Augenblick, in welchem diese Hauptstadt ihre Freiheit wieder erlangt, die eine Faction ihr geraubt hatte.

De Bustamente.

Abenteuer,

Reisen und Schiffbrüche

des

Don Alvar Nunez Cabeça de Vaca,

Erstes Kapitel.

Abfahrt der Flotte. — Schilderung der eingeschifften Offiziere und Soldaten.

Am 17. Juni des Jahres 1527 segelte der Gouverneur Pamphilo de Narvaez, von dem Könige mit Vollmacht versehen, von St. Lucar de Barrameda ab, um die Provinzen, die sich von dem Palmenfluß bis zu dem Cap de la Florida erstrecken, zu erobern und zu regieren. Die Flotte bestand aus fünf Schiffen mit ungefähr 600 Mann. Die Offiziere, welche die Soldaten commandirten — denn es ist nöthig, deren Namen zu erwähnen — waren die folgenden: Cabeça de Vaca, Schatzmeister und Alguazil-Major, Alonzo Enriquez, Contador, Alonso de Solis, königlicher Factor; der Schreiber war ein Mönch von dem Orden des heil. Franciscus und versah die Funktionen eines Commissairs; er hieß Bruder Juan Suarez, und war von vier andern Mönchen seines Ordens begleitet.

Bei der Insel St. Domingo angelangt, blieben wir gegen 45 Tage liegen, um uns mit den nöthigen Dingen zu versehen, unter andern mit Pferden. Mehr als 140 Mann verließen die Flotte auf dieser Insel und wollten daselbst bleiben, indem sie sich durch die Vortheile hatten verführen lassen, welche die Einwohner ihnen versprachen. Wir gingen wieder unter Segel und erreichten St. Jago, einen Hafen der In-

sel Cuba. Während einiger Tage, die wir dort blieben, ergänzte der Gouverneur die Mannschaft, die uns verlassen hatte, und versah sich mit Waffen und Pferden. Ein Edelmann aus diesem Hafen, mit Namen Vasco Porcallo, ein Bürger von Trinidad, eine Stadt auf derselben Insel, bot dem Gouverneur Lebensmittel an, die er in einer Stadt hundert Meilen von St. Jago hatte. Pamphilo de Narvaez segelte ab, um sich mit seiner ganzen Flotte dahin zu begeben. Als er bei dem Hafen angekommen war, welcher Cap de Santa-Cruz genannt wird, und auf der Hälfte des Weges liegt, erachtete er es für zweckmäßig, hier Halt zu machen, und ein Fahrzeug abzusenden, um die Lebensmittel holen zu lassen. Er beauftragte mit dieser Expedition einen Capitain, mit Namen Pantoja; ich sollte ihn zu größerer Sicherheit begleiten *). Der Gouverneur blieb mit vier Schiffen zurück, denn er hatte in St. Domingo noch eins gekauft; als unsere Schiffe in den Hafen von Trinidad eingelaufen waren, begaben sich der Capitain Pantoja und Vasco Porcallo nach der Stadt, die ungefähr eine Stunde weit entfernt ist, um die Lebensmittel zu empfangen. Ich blieb am Bord mit den Piloten, die mir sagten, daß ich sobald als möglich die Anker lichten möchte, weil der Hafen sehr schlecht sei und viele Schiffe untergingen. Da das, was uns begegnete, sehr merkwürdig ist, glaube ich es hier anführen zu dürfen, um so mehr, da es mit unserer Reise zusammenhängt. Am nächsten Tage wurde das Wetter drohend, es begann zu regnen, und das Meer wuchs

*) Der Erzähler ist Alva Nunez Cabeça de Vaca selbst.

so sehr, daß die Truppen, denen ich die Erlaubniß gegeben hatte, an das Land zu gehen, an Bord zurückkehrten, um dem Regen und der Kälte nicht ausgesetzt zu sein. Inzwischen kam ein Canot aus der Stadt und brachte mir einen Brief von einem Bürger, der mich bat, mich dorthin zu begeben, indem er mir sagte, daß er mir die Lebensmittel zukommen lassen würde, deren ich bedürfte; ich entschuldigte mich damit, daß ich die Schiffe nicht verlassen könnte. Um Mittag kehrte das Canot mit einem zweiten Briefe zurück, in welchem man mich noch dringender bat, nach Trinidad zu kommen; man hatte selbst ein Pferd für mich mitgebracht. Ich antwortete, wie das erste Mal, daß ich die Schiffe nicht verlassen würde; aber die Piloten und die Equipage baten mich dringend, mich nach der Stadt zu begeben und Alles aufzubieten, um die Absendung der Lebensmittel zu beschleunigen, damit wir diese Küsten sobald als möglich verlassen könnten. Sie fürchteten, daß durch einen längern Aufenthalt die Fahrzeuge untergehen möchten. Dieser Grund bestimmte meine Entfernung; aber vorher befahl ich den Piloten, wenn der Südwind, der in diesem Orte das Stranden der Schiffe herbeiführt, sich erheben sollte, die Schiffe an einem Orte stranden zu lassen, wo man die Equipage und die Pferde retten könnte. Als diese Anordnungen getroffen waren, wollte ich einige Freunde mit mir nehmen; allein sie lehnten es ab, weil es zu sehr regnete, zu kalt, und die Stadt zu weit entfernt war. Sie sagten mir, daß sie am nächsten Tage, einem Sonntage, in der Stadt die Messe hören wollten, wenn Gott es erlaubte.

Eine Stunde nach meiner Landung gerieth das Meer in gewaltige Aufregung; der Nordwind war so heftig, daß die Boote das Land nicht erreichen konnten, und es den Seeleuten ganz unmöglich war, sich stranden zu lassen; sie mußten daher diesen ganzen Tag und den Sonntag bis zur Nacht unter den größten Gefahren, dem Winde und starken Regen ausgesetzt, auf offenem Meere bleiben. Am Sonntag wurden der Regen und der Sturm so heftig, daß man sie in der Stadt eben so sehr als auf offenem Meere fühlte; alle Häuser und die Kirchen wurden erschüttert, und die erstern zum Theil umgestürzt; wir mußten uns unsrer sechs bis acht zusammenhalten, um nicht vom Winde fortgeführt zu werden. Wir fürchteten uns unter den Bäumen nicht weniger, als in den Häusern, denn wir glaubten erschlagen zu werden, wenn sie entwurzelt umstürzten. Während dieses Sturmes zogen wir die ganze Nacht umher, ohne einen Ort zu finden, wo wir nur eine halbe Stunde in Sicherheit sein konnten. Die ganze Nacht, besonders seit Mitternacht, hörten wir einen gewaltigen Lärm von Stimmen, Flöten, Tambourins und andern Instrumenten, welcher bis zum Morgen währte, wo der Sturm aufhörte. Nie hatte man in diesen Gegenden etwas so Entsetzliches gesehen. Ich ließ darüber ein Protocoll aufsetzen, welches ich als Beweis an den König sendete. Am Montag Morgens gingen wir nach dem Hafen, und erblickten die Schiffe nicht mehr; endlich bemerkten wir die Boyen auf dem Wasser schwimmend, und erkannten daraus, daß sie untergegangen waren. Wir verfolgten die Küste, einige Spuren des Schiffbruchs zu finden; aber ohne

etwas gesehen zu haben, erreichten wir den Wald. Eine Viertelmeile vom Meere entfernt, erblickten wir hier die Schaluppe eines Schiffes auf einem Baume hängend. Zehn Stunden weiter an der Küste fand man die Leichen von zwei Soldaten meines Schiffes und die Deckel einiger Kisten; die Leute waren durch die Quetschungen an den Felsen so entstellt, daß man sie kaum wiedererkennen konnte. Man fand noch eine Decke und einen in Stücke zerrissenen Mantel; das war aber auch Alles, was man entdecken konnte. Siebzig Personen und zwanzig Pferde kamen in diesen beiden Schiffen um; die, welche am Tage unserer Ankunft ans Land gegangen waren, d. h. einige dreißig Menschen, wurden allein gerettet. Wir blieben mehrere Tage in diesem Zustande, vielfach leidend und dem heftigsten Hunger ausgesetzt, denn die Stadt war zerstört und die Heerden versprengt. Die Gegend war in einem bejammernswerthen Zustande; viele Bäume waren entwurzelt, und die Wälder verheert und blätterlos. Wir blieben so bis zum 5. November, wo der Gouverneur mit seinen vier Schiffen anlangte, die ebenfalls einen großen Sturm ausgestanden hatten; sie waren ihm aber entgangen, indem sie sich noch bei Zeiten an einen sichern Ort flüchteten. Die Mannschaft der Schiffe, und die, welche sich in Trinidad befanden, waren über die letzten Stürme so erschreckt, daß sie nicht wagten, sich während des Winters wieder einzuschiffen; sie baten daher den Gouverneur, die böse Jahreszeit in diesem Hafen zuzubringen. Als er ihren Wunsch und den der Bürger der Stadt sah, willigte er ein. Er übergab mir die Aufsicht der Schiffe und der Mannschaft, um in Xagua, zwölf Stunden

von dort entfernt, zu überwintern. Ich blieb hier bis zum 20. Februar.

Zweites Kapitel.

Der Gouverneur begiebt sich nach Xagua und nimmt einen Piloten mit.

Um diese Zeit langte der Gouverneur mit einer Brigantine an, die er in Trinidad gekauft hatte. Er brachte einen gewissen Mirvelo mit, weil dieser Mensch den Palmenfluß, wo er gewesen war, genau zu kennen behauptete. Er war ein vortrefflicher Pilot für die ganze nördliche Küste. Pamphilo de Narvaez hatte in la Havanna ein andres Fahrzeug commandirt, welches der Capitain Alvaro de la Cerda führte; es hatte vierzig Mann und zwölf Pferde an Bord. Zwei Tage nach seiner Ankunft schiffte der Gouverneur sich wieder ein; er nahm vierhundert Mann und achtzig Pferde, vier Schiffe und eine Brigantine mit sich. Der Pilot, den wir angenommen hatten, führte die Fahrzeuge auf Untiefen, welche die Canarreo hießen, so daß wir am nächsten Tage aufliefen. Dieses Ereigniß wiederholte sich vierzehn Tage; nach Verlauf dieser Zeit trieb ein Südwind so viel Wasser auf die Untiefen, daß wir diese verlassen konnten, doch nicht ohne bedeutende Gefahren. Als wir weiter segelten, kamen wir nach Guaniguanico. Ein anderer Sturm überfiel uns hier, und wir standen auf dem Punkte, unterzugehen. Endlich beunruhigte ein dritter uns drei Tage lang; dann umschifften wir das Cap

St. Anton, und segelten bei conträrem Winde bis zwölf Stunden vor Havanna. Wir wollten eben einfahren, als wir von einem Südwinde gefaßt wurden, der uns vom Lande entfernte. Wir segelten nun auf die Küste von Florida zu, die wir Dienstag den 11. April erreichten. Wir folgten derselben, und am grünen Donnerstag warfen wir Anker in einer Bucht, in deren Grunde wir Häuser und Dörfer der Indianer erblickten.

Drittes Kapitel.

Wir kommen nach Florida.

An demselben Tage landete der Contador Alonzo Enriquez auf einer Insel, die in eben dieser Bucht lag. Er berief die Indianer zu sich; sie blieben ziemlich lange bei ihm, und gaben in Tausch Fische und einige Stücke Hirschfleisch. Am nächsten Tage, dem Charfreitage, landete der Gouverneur mit so viel Mannschaft, als die Schaluppen fassen konnten. Als wir zu den buhios oder indianischen Hütten gelangten, die wir bemerkt hatten, fanden wir sie verlassen, denn die Einwohner waren während der Nacht in ihren Canots entflohen. Eine dieser buhios war so groß, daß sie über dreihundert Menschen fassen konnte; die andern waren minder groß. Wir fanden dort unter Netzen ein goldnes Glöckchen. Am nächsten Tage pflanzte der Gouverneur die königliche Fahne auf, und nahm im Namen des Königs das Land in Besitz. Er legte seine Ernennungsbriefe vor, und in Folge

dieser Befehle erkannte man ihn als Statthalter des Königs an. Wir selbst ließen unsre Ernennungsbriefe in seiner Gegenwart vorlesen, und er erkannte deren Inhalt ebenfalls als gültig an. Hierauf gab der Statthalter Befehl zur Ausschiffung der zweiundvierzig Pferde, die uns noch geblieben waren. Die lange Ueberfahrt und das schlimme Wetter hatten die übrigen weggerafft. Diese Pferde waren so krank und so schwach, daß sie uns für den Augenblick nicht sehr nützlich sein konnten. Am nächsten Tage kehrten die Indianer zurück. Sie sprachen mit uns, doch da wir keinen Dolmetscher hatten, konnten wir sie nicht verstehen. Sie gaben uns Zeichen, und aus einigen drohenden Bewegungen entnahmen wir, daß sie uns aufforderten, das Land zu verlassen; indeß entfernten sie sich wieder, ohne irgend eine Gewaltthat begangen zu haben.

Viertes Kapitel.

Wir dringen in das Innere.

Am nächsten Tage beschloß der Statthalter, in das Innere des Landes zu dringen, um es zu recognosciren; ich begleitete ihn mit dem Commissair, Controleur und vierzig Mann, worunter sechs Reiter waren, die uns nicht sehr nützlich sein konnten. Wir marschirten in nördlicher Richtung bis zur Stunde der Vesper. Wir kamen zu einer großen Bucht, welche sich weit in das Land zu erstrecken schien; hier brachten wir die Nacht zu, und am nächsten Tage

kehrten wir dahin zurück, wo unsere Truppen und Schiffe waren. Der Statthalter befahl der Brigantine, an der Küste Floridas hinzusegeln, und den Hafen zu erreichen, den der Pilot Mirvelo zu kennen behauptet; aber schon hatte dieser Mensch den Hafen verfehlt, er wußte nicht, wo wir waren, und in welcher Richtung man ihn suchen müsse. Der Commandant der Brigantine hatte auf den Fall, daß er den Hafen nicht fände, Befehl, nach Havanna zu segeln, und ein Schiff zurückzubringen, welches Alvaro de la Cerda gehörte, Lebensmittel einzunehmen und wieder zu uns zu stoßen. Nach der Abfahrt der Brigantine drangen wir auf's Neue in das Innere. Wir waren dieselben Personen, wie das erste Mal, hatten aber einige Soldaten mehr bei uns. Wir gingen an dem Ufer der Bucht hin, die wir das erste Mal entdeckt hatten. Nachdem wir vier Stunden zurückgelegt hatten, ergriffen wir vier Indianer, und zeigten ihnen Mais und Kartoffeln, um zu sehen, ob sie dieselben kennten, denn bis jetzt hatten wir dergleichen in diesem Lande noch nicht gesehen. Sie führten uns nach ihrem Dorfe, welches in geringer Entfernung an der Bucht lag. Sie zeigten uns etwas Mais, der noch nicht reif war. Wir fanden eine große Menge von Kisten, wie die spanischen Kaufleute sich deren bedienen; in jeder derselben lag ein Leichnam, bedeckt mit bemalten Hirschhäuten. Der Commissär, welcher darin Gegenstände der Abgötterei zu erkennen glaubte, ließ die Kisten und Leichen verbrennen. Wir fanden Stücken bemalter Leinwand und Federbüsche, die aus Spanien zu kommen schienen. Man sah auch einige Stückchen Gold. Wir fragten

die Indianer, woher sie diese Gegenstände hätten, und sie sagten uns durch Zeichen, daß weit von hier eine Provinz liege, die Apalache heißt, und ihre Zeichen deuteten zugleich an, daß dort eine Menge solches Metall wäre, welches wir so sehr schätzten. Wir nahmen diese Indianer zu Führern, und machten uns wieder auf den Weg, und zehn bis zwölf Stunden weiter kamen wir zu einem Dorfe, welches aus 12 bis 15 Häusern bestand; in der Nähe befanden sich große Felder von Mais zur Ernte reif. Nach zweitägigem Halt kehrten wir wieder zu den Unsrigen zurück, und theilten ihnen das Gesehene und Erfahrene mit. Am nächsten Tage, den 1. Mai, versammelte der Statthalter den Commissär, den Contador, den Controleur, mich, einen Seemann, Namens Bartholome Fernandez und den Schreiber Hieronymus de Alaniz zu einer geheimen Berathung. Er sagte uns, daß er weiter in das Land vordringen wollte, und die Schiffe an der Küste fortsegeln sollten, bis man den Hafen gefunden hätte. Er bat uns um unsern Rath. Ich antwortete, wir dürften die Fahrzeuge nicht eher verlassen, bis wir in einem sichern Hafen wären, die Piloten wären ihrer Sache nicht gewiß, sie stimmten in ihren Ansichten nicht überein, sie wüßten häufig nicht, wo sie sich befänden; die Pferde wären so erschöpft, daß sie uns im Fall der Noth von keinem Nutzen sein könnten, wir hätten keine Dolmetscher, und könnten daher nicht mit den Indianern verkehren, und von ihnen Nachrichten über das Land einziehen. Wir wollten in eine Gegend eindringen, die uns ganz unbekannt wäre, von deren Producten wir gar nichts wüßten, und noch dazu, wo es uns an

Lebensmitteln gebräche. Man hatte den Vorrath auf den Schiffen untersucht, und gefunden, daß Jeder zur Reise auf dem Lande nicht mehr als ein Pfund Zwieback und ein Pfund Speck erhalten könnte. Meine Meinung war daher, uns sobald als möglich einzuschiffen, um einen Hafen und ein besseres Land zur Colonisation zu erhalten; denn das jetzige war das ödeste und unfruchtbarste, was wir fanden. Der Commissär war ganz entgegengesetzter Ansicht. Er sagte, man müßte sich nicht einschiffen, sondern an der Küste hingehen, um den Hafen zu suchen, weil die Piloten behaupteten, er sei nicht weiter als zehn bis zwölf Stunden von Panuco entfernt; es sei unmöglich, ihn in dieser Richtung nicht zu finden, da er sich zwölf Stunden in das Land erstrecke. Der zuerst Angekommene, fügte er hinzu, erwartet die Andern. Sich einschiffen, hieße Gott versuchen, da wir seit unserer Abfahrt so viele Stürme erlitten, und so viel Mannschaft und Schiffe verloren hätten. Diese Gründe müssen dazu bewegen, zu Lande an der Küste hinzumarschiren, um den Hafen zu finden. Alle Anwesenden waren dieser Meinung, ausgenommen der Schreiber, welcher sagte, ehe man die Schiffe verließe, müsse man sie in einem sichern Hafen wissen, erst dann dürfte der Statthalter in das Innere vordringen, und thun, was ihm gefalle. Der Statthalter aber folgte der Meinung der Andern, welche die seinige unterstützten. Da ich seinen Entschluß sah, forderte ich ihn im Namen des Königs auf, die Fahrzeuge nicht zu verlassen, ehe er sie in einem sichern Hafen untergebracht hätte, und ich nahm den gegenwärtigen Schreiber zum Zeugen. Narvaez antwortete mir, da er sich

nach der Ansicht der Mehrzahl seiner Offiziere richte, hätte ich kein Recht zu einer solchen Aufforderung. Er forderte den Schreiber zum Zeugen auf, daß in dieser Gegend keine Lebensmittel wären, sie zu colonisiren; daß er den Ankerplatz verlassen würde, um einen bessern Hafen und eine bessere Gegend zu suchen, weil er an diesem Orte keine Stadt erbauen könnte. Sogleich befahl er dann den Truppen, die ihm folgen sollten, sich für den Marsch mit Lebensmitteln zu versehen. Als dies geschehen war, sagte er mir vor den Anwesenden, da ich mich der Reise in das Innere widersetze und sie zu fürchten schiene, überließe er mir die Sorge für die Schiffe und die am Bord bleibenden Matrosen; ertheilte mir auch den Befehl, eine Colonie zu gründen, wenn ich vor ihm anlangte. Ich lehnte den Auftrag ab. An demselben Abend gestand er mir, daß er nur mir allein die Leitung anvertrauen könnte, und bat mich, sie zu übernehmen. Da er sah, daß ich ungeachtet der Vorstellungen bei meiner Weigerung beharrte, fragte er nach dem Grunde davon, und ich antwortete: Ich weigere mich, weil ich überzeugt bin, daß Sie die Flotte nicht wiedersehen werden, und daß die Flotte Sie nicht wieder sprechen hört, und das glaube ich, weil ich Sie ohne die nothwendigen Gegenstände in das Innere eindringen sehe. Lieber will ich mich der Gefahr aussetzen, der Sie und die Andern entgegengehen, als die Aufsicht unserer Flotte übernehmen, und dadurch der Vermuthung Raum geben, ich wäre aus Feigheit geblieben. Mein Muth könnte bezweifelt werden, und ich will deshalb lieber mein Leben, als meine Ehre der Gefahr aussetzen.

Ueberzeugt, daß er mich nicht überreden würde,

bat er mehrere andere Personen, von mir zu erlangen, was er wünschte; ich antwortete ihnen, wie ihm selbst, und er wählte endlich zu seinem Stellvertreter einen Alkalden, Namens Caravallo; dieser blieb bei den Schiffen.

Fünftes Kapitel.

Der Statthalter verläßt seine Flotte.

Sonnabend den 1. Mai, an demselben Tage, an welchem die erwähnten Ereignisse Statt fanden, ließ Pamphilo de Narvaez Jedem, der ihn begleiten sollte, zwei Pfund Zwieback und ein halbes Pfund Speck austheilen, und wir brachen dann zur Landreise auf. Wir waren dreihundert Mann, unter denen der Commissair, Bruder Juan Savarez, ein anderer Mönch, Namens Juan de Palos, drei Priester, die Offiziere und vierzig Reiter sich befanden.

Wir marschirten vierzehn Tage ohne andere Nahrung, als die Lebensmittel, die wir mitgebracht hatten, und einige Früchte von Kohlpalmen, denen Andalusiens ähnlich. Während dieser ganzen Zeit bemerkten wir weder einen Indianer, noch ein Haus. Endlich gelangten wir an einen Fluß, den wir mit vieler Mühe schwimmend oder auf Flößen überschritten; wir verwendeten darauf einen ganzen Tag, denn die Strömung war sehr stark. Als wir das andere Ufer erreicht hatten, kamen uns ungefähr zwölfhundert Indianer entgegen; der Statthalter trat auf sie zu, und nachdem er durch Zeichen auf sie gesprochen hatte,

gaben sie zu verstehen, daß wir ihnen folgen sollten. Fünf oder sechs führten uns in ihre Häuser, die eine halbe Stunde entfernt lagen. In der Nachbarschaft fanden wir eine große Menge Mais, der zur Ernte reif war; wir dankten dem Heiland für seine unendliche Gnade, daß er uns in einer so großen Noth unterstützt habe. Wir hatten uns noch nicht an den Mangel gewöhnt; außer der Anstrengung des Marsches hatte uns auch der Hunger sehr geschwächt. Nach drei Tagen der Ruhe baten der Contador, der Controleur, der Commissair und ich den Statthalter vereint, nach dem Meere zu senden und einen Hafen suchen zu lassen. Die Indianer sagten, daß es nicht weit davon entfernt sei. Er antwortete uns, daß wir nicht davon sprechen möchten, daß das Meer zu weit entfernt sei, und als ich mehr als die Andern in ihn drang, sagte er mir, ich selbst sollte zu Fuß mit vierzig Mann einen Hafen suchen. Ich brach am nächsten Morgen mit dem Capitain Alonso Castillo und vierzig Mann seiner Compagnie auf. Wir marschirten bis Mittag und gelangten zu Dünen des Meeres, das uns weit in das Land einzudringen schien. Auf Untiefen legten wir eine halbe Stunde zurück, und das Wasser ging uns dabei bis an den halben Schenkel; wir mußten dabei die Füße auf große Austern setzen, die uns bedeutende und schmerzhafte Wunden beibrachten. Endlich erreichten wir den Fluß, über den wir früher gesetzt waren, und der sich in die Bucht ergoß. Da wir ihn nicht überschreiten konnten, da das Meer sehr hoch ging, kehrten wir in das Lager zurück und erzählten dem Statthalter das Resultat unserer Reise. — Wir sagten ihm, daß er an

demselben Orte, wie das erste Mal, den Fluß überschreiten müsse, um die Bucht, die wir entdeckt hätten, sorgfältig erforschen zu lassen, ob kein Hafen darin zu finden sei. Am folgenden Tage gab Pamphilo de Narvaez einem Capitain, Namens Valençuela, Befehl, den Fluß an der Spitze von sechzig Mann und sechs Reitern zu überschreiten, seinen Lauf zu verfolgen und am Meere einen Hafen zu suchen. Er kehrte nach zwei Tagen zurück und sagte, in der ganzen Bucht gehe das Wasser nicht höher, als bis zu den Knieen, und es sei kein Hafen zu finden. Er hatte fünf bis sechs Canots gesehen, welche mit Federn geschmückt und von einem Ufer zum andern gefahren waren. Wir machten uns hierauf wieder auf den Marsch nach der Provinz, welche die Indianer Apalache nannten, und nahmen einige Führer mit. Wir marschirten so bis zum 17. Juni, ohne auf einen Indianer zu treffen, der uns zu erwarten wagte. An diesem Tage kam ein Häuptling auf uns zu, der mit einem gemalten Hirschfelle bekleidet war; er hatte zahlreiche Begleiter bei sich, und man spielte vor ihm die Schilfrohrflöte. Er blieb eine ganze Stunde bei dem Statthalter; wir gaben ihm durch Zeichen zu verstehen, daß wir nach Apalache wollten. Aus seinen Zeichen zu schließen, war er ein Feind dieser Nation, und machte uns den Vorschlag, uns in unserer Unternehmung zu unterstützen. Wir gaben ihm Rosenkränze, Schellen und andere Tauschartikel. Er schenkte dem Statthalter die Hirschhaut, die ihm über die Schultern hing, und entfernte sich dann. Wir verfolgten dieselbe Straße, die er eingeschlagen hatte; am Abend gelangten wir zu einem tie-

sen und sehr reißenden Strome. Da wir es nicht wagten, auf Flößen über denselben zu setzen, erbauten wir ein Canot; ein ganzer Tag wurde dazu verwendet, um über den Fluß zu setzen. Hätten die Indianer es nicht dulden wollen, so wäre es ihnen leicht gewesen, den Uebergang zu verwehren; im Gegentheil unterstützten sie uns, und dennoch erlitten wir vielen Schaden. Ein Reiter, Namens Juan Velasquez, gebürtig aus Cuellar, konnte nicht warten, ritt in den Strom, und wurde durch die Gewalt der Strömung vom Pferde geworfen; vergebens wollte er sich am Zügel halten, Roß und Reiter ertranken. Die Indianer des Häuptlings, den wir gesehen hatten, und der Dulchanchellin hieß, fanden das Pferd wieder, und sagten uns, wo wir Juan Velasquez finden könnten, wenn wir den Fluß abwärts gingen. Wir thaten es. Sein Tod war uns sehr schmerzlich, denn er war der Erste, den wir verloren. Diese Nacht diente das Pferd Vielen zum Abendessen. Am nächsten Tage gelangten wir zu dem indianischen Häuptlinge, der uns Mais sendete. An demselben Abende wurde ein Christ, der Wasser holte, durch Pfeilschüsse von den Indianern verwundet. Wir brachen am nächsten Tage auf, ohne irgend einen Eingebornen zu sehen: alle waren entflohen; aber am nächsten Tage begegneten wir mehreren, die aus dem Kriege zurückkehrten. Wir riefen sie, doch sie wollten sich uns nicht nähern, machten in bedeutender Entfernung Halt, und folgten uns dann. Der Statthalter legte auf der Straße ein Piquet Reiter in Hinterhalt; diese stürzten sich auf die Indianer, als sie herankamen, und nahmen drei von ihnen gefangen; wir behielten sie, um uns zu

Führern zu dienen. Sie leiteten uns in ein Land, durch welches der Marsch schwierig war, das aber einen köstlichen Anblick bot. Es ist mit ungeheuren Wäldern bedeckt, deren Bäume von ungewöhnlicher Höhe sind; es waren so viele umgestürzt, daß die Wege dadurch gesperrt wurden, und wir nur auf großen Umwegen vorwärts kommen konnten; eine Menge nicht entwurzelter Bäume waren der Länge nach gespalten, und die Stücke hingen bis zur Erde herab: ein Beweis, daß dieses Land heftigen Stürmen ausgesetzt ist. Wir setzten den ermüdenden Marsch bis den Tag nach dem St. Johannistage fort. An diesem Tage langten wir bei Apalache an, ohne von den Indianern bemerkt worden zu sein. Wir dankten Gott, uns so nahe dabei zu befinden, denn wir glaubten, daß die Eingebornen uns die Wahrheit gesagt hätten, und daß dort die grausamen Uebel enden würden, die wir erduldet hatten, sowohl durch die Länge des Marsches, als durch Hunger während desselben. Zuweilen wohl fanden wir Mais, doch häufig legten wir vier bis fünf Stunden zurück, ohne welchen zu erblicken. Außer dem Hunger und der Ermüdung hatten Viele der Unsern auch durch das Tragen der Waffen die Schultern mit Blut und Wunden bedeckt; andere Uebelstände noch ungerechnet. Als wir uns aber dem ersehnten Orte nahe erblickten, wo wir so viel Gold und Lebensmittel finden sollten, war ein großer Theil unsrer Mühseligkeiten und unsrer Leiden verschwunden.

Sechstes Kapitel.

Wir langen in Apalache an.

Als wir im Angesicht Apalache's waren, gebot mir der Statthalter, neun Reiter und funfzig Fußknechte zu nehmen, und in das Dorf zu dringen. Der Controleur sollte mich begleiten. Als wir das Dorf betraten, fanden wir nur Weiber und Kinder; doch bald darauf kamen die Männer, und begannen ein Gefecht, indem sie uns mit Pfeilschüssen begrüßten. Sie tödteten das Pferd des Controleurs, und ergriffen dann die Flucht. Wir fanden eine große Menge Mais, zur Ernte reif, und vielen vorräthigen trocknen, eine große Menge Hirschhäute und einige kleine sehr schlecht gewebte Decken, welche den Weibern zur Kleidung dienten. Sie hatten eine große Menge Utensilien, den Mais zu mahlen. Das Dorf bestand aus vierzig kleinen niedrigen Häusern, die an Orten erbaut waren, welche gegen die Stürme Schutz gewährten, denen dieses Land ausgesetzt ist. Die Hütten sind von Stroh aufgeführt, und das Dorf ist von einem Wald großer dichtstehender Bäume und vielen Seen umgeben. In den Wäldern sind so viele Bäume entwurzelt, daß man nur mit der größten Schwierigkeit und unter mannichfachen Gefahren hindurchdringen kann.

Siebentes Kapitel.

Von der Natur des Landes.

Der Boden dieser Gegend von dem Orte, wo wir gelandet waren, bis zu dem Dorfe Apalache, besteht aus Sand und einer festen Erde. Er ist mit großen Bäumen und gewaltigen Wäldern bedeckt, in denen man Nußbäume, Lorbeerbäume, Cedern, Lentisken, Fichten, Steineichen, Kiefern, Kohlpalmen, denen in Spanien ähnlich, und Eichen findet. Das Land wird von vielen großen und kleinen Seen durchschnitten; über einige derselben gelangt man nur mit Schwierigkeit, theils wegen ihrer Tiefe, theils wegen der umgestürzten Bäume, die darin liegen. Der Grund dieser Seen ist sandig. In der Umgegend von Apalache sind sie größer, als anderwärts. In dieser Provinz findet man gewaltige Maisfelder; die Häuser stehen einzeln auf dem Felde. Die Thiere, welche wir erblickten, sind Hirsche von drei Arten, Kaninchen, Hasen, Bären, Löwen und andere wilde Thiere, unter denen wir eines bemerkten (Beutelthier), welches die Jungen in einer Tasche trägt, welche es unter dem Bauche hat; kömmt Jemand, während die Jungen ihrer Nahrung nachgehen, so fängt die Mutter stets damit an, ihre Kleinen in die Tasche zu sammeln. Die Erde ist kalt, und enthält vortreffliche Weiden für Heerden; es gibt Vögel von sehr mannigfachen Arten, viele Gänse, Enten, indische Hühner, Doralen (eine Art Fliegenschlucker), große und kleine Reiher, Rebhühner, Falken in großer Menge, Edelfalken, Sperber, Ler-

chenfalken und viele andere. Zwei Stunden nach unserer Ankunft in Apalache kehrten die Indianer, die entflohen waren, friedlich zurück, ihre Frauen und Kinder von uns zu fordern. Wir gaben sie ihnen zurück, doch der Statthalter behielt einen Caziken, der die Ursache des Angriffes gewesen war. Am nächsten Tage begannen sie die Feindseligkeiten wieder, und griffen uns so unerwartet und mit solcher Lebhaftigkeit an, daß es ihnen gelang, die Häuser in Brand zu stecken, in denen wir ein Unterkommen gefunden hatten. Als wir sie angriffen, flohen sie, und flüchteten sich hinter die See in der Nachbarschaft. Die Wasser- und Maisflächen hinderten uns, ihnen zu schaden, indeß tödteten wir ihnen einen Mann. Am nächsten Tage rückten die Indianer eines andern Dorfes auch gegen uns vor; sie griffen uns mit derselben List, wie die ersten, an, und entflohen auf dieselbe Art, aber auch sie verloren einen der Ihrigen. Wir blieben fünf und zwanzig Tage in diesem Dorfe, und machten während der Zeit drei Reisen in das Innere. Die schlechten Wege, die Wälder und die Seen machten diese Expeditionen sehr mühsam, und wir lebten nur im größten Elend.

Wir befragten den Caziken, den wir noch immer als Gefangenen zurückbehielten, so wie die Indianer, welche wir als Führer mitgenommen hatten, nach der Natur des Landes, der Bevölkerung, dem Charakter der Einwohner, den Lebensmitteln und vielen andern Dingen. Jeder antwortete einzeln, daß Apalache die beste Provinz des Landes sei; je weiter man käme, desto weniger Einwohner gäbe es, und desto ärmer wären sie; ihren Nachrichten zufolge war das Land schlecht bebaut, und die Einwohner lebten sehr einzeln.

Tiefer im Innern fand man große Seen, dichte Wälder, und weite, unbewohnte Einöden. Wir fragten sie, welche Städte und Arten von Lebensmitteln es in den südlichen Gegenden gäbe. Sie sagten uns, daß auf dieser Seite, neun Tagereisen vom Meere entfernt, ein Dorf Namens Haute läge, dessen Einwohner viel Mais und Bohnen hätten, und da sie dem Meere nahe lebten, Fische fingen; sie wären ihre Verbündeten. Da wir den Mangel sahen, der in diesem Lande herrschte, und die Eingebornen uns täglich Verluste zufügten, denn der Krieg hörte nicht auf, indem sie unsre Soldaten und Pferde verwundeten, wenn wir Wasser holten, beschlossen wir, diese Gegend zu verlassen, und das Meer, so wie das Dorf Haute aufzusuchen. — Fünf und zwanzig Tage nach unsrer Ankunft setzten wir uns in Marsch. Am ersten Tage setzten wir über mehrere Seen, ohne einen einzigen Indianer anzutreffen; am zweiten kamen wir über einen sehr schwer zu passirenden Sumpf. Uns ging das Wasser bis an die Brust, und der Boden war mit entwurzelten Bäumen bedeckt. Als wir in die Mitte gekommen waren, griffen eine Menge Indianer uns an; die Einen waren hinter Bäumen versteckt, so daß man sie nicht sah, Andere kletterten auf umgestürzte Bäume. Sie begannen damit, uns mit Pfeilen zu beschießen, verwundeten uns viele Leute und Pferde, und nahmen unsere Boten gefangen, ehe wir aus dem Wasser waren. Als dies geschehen war, verfolgten sie uns, um uns den Rückweg abzuschneiden, und wir konnten keinen Vortheil dabei sehen, sie anzugreifen und zu bekämpfen. Der Statthalter ließ aber die Reiter absitzen, und griff, sie selbst führend,

den Feind an, bis es uns gelang, einen Weg zu erzwingen, der über einen zweiten Sumpf führte. Mehrere der Unsrigen wurden bei diesem Gefechte, trotz ihrer guten Rüstungen, verwundet Zwei der Unsrigen schwuren, sie hätten gesehen, wie die Pfeile der Indianer durch Eichenstämme von der Dicke eines Schenkels drangen. In der That ist das nicht unglaublich, wenn man die Kraft und Gewandtheit in Erwägung zieht, mit der sie ihre Pfeile schießen. Ich selbst sah einen Pfeil eine ganze Spanne tief in den Stamm einer Pappel dringen. Alle Indianer, die ich in Florida sah, schießen mit dem Bogen, und da sie sehr groß und ganz nackt sind, gleichen sie aus der Ferne Riesen. Diese Indianer sind sehr schön gebaut, groß, stark und gewandt; ihre Bogen sind armsdick, und haben elf bis zwölf Spannen Länge. Sie schießen ihre Pfeile auf zwei hundert Schritt mit solcher Geschicklichkeit, daß sie ihr Ziel nie verfehlen. Eine Stunde weiter trafen wir wieder auf einen ähnlichen, wo nicht noch schlimmern, Sumpf, der eine halbe Stunde breit war, wir gelangten aber ohne einen neuen Angriff der Indianer über denselben, denn sie hatten bei dem ersten Gefechte ihre Pfeile verschossen. Am nächsten Tage gingen wir wieder über einen dieser Seen. Ich erblickte einen großen Haufen Eingeborner, der auf uns zukam; ich benachrichtigte den Statthalter davon, der die Nachhut führte. Die Indianer griffen uns an, doch da wir uns vertheidigen konnten, thaten sie uns nicht viel Schaden. Als wir die Ebene erreichten, folgten sie uns. Wir theilten uns in zwei Haufen und gingen ihnen entgegen. Wir tödteten ihnen zwei Mann. Ich wurde mit zwei bis drei andern

Christen verwundet. Die Indianer flüchteten in den Wald, und wir konnten ihnen nichts weiter anhaben. So setzten wir unsern Marsch acht Tage fort; doch nach dem letzten Angriffe zeigte sich kein Indianer, bis wir dem Dorfe, das wir suchten, bis auf eine Stunde nahe gekommen waren. Während des Marsches griffen die Indianer unsre Arrieregarde plötzlich an. Der Sohn eines Edelmanns, Namens Avellaneda, der sich dabei befand, wurde in der Spalte der Halsberge von einem Pfeile so stark getroffen, daß die Spitze durch den ganzen Halswirbel drang und er auf der Stelle starb. Wir trugen ihn bis nach Haute. Wir langten in diesem Dorfe neun Tage nach unserm Aufbruche von Apalache an. Alle Bewohner hatten es verlassen, und die Häuser niedergebrannt; doch fanden wir eine Menge Mais und Bohnen, die zur Ernte reif waren. Wir ruhten an diesem Orte zwei Tage aus, und dann bat mich der Statthalter, das Meer zu suchen, welches nach dem Berichte der Indianer so nahe sein sollte. Wir fanden schon Spuren davon, und zwar in einem großen Flusse, dem wir den Namen Rio de la Magdalena gaben. Ich brach in Folge dieser Befehle am nächsten Morgen in Gesellschaft des Commissairs, des Capitains Castillo, des Andrez Dorantes, und begleitet von sieben Reitern und funfzig Mann Fußvolk auf. Wir marschirten bis zum Abend, und gelangten dann an eine Bucht, wo wir eine Menge großer, schöner Austern fanden, ein köstlicher Fund für unsre Soldaten. Wir dankten Gott, uns hieher geleitet zu haben. Am andern Morgen sendete ich zwanzig Mann zur Recognoscirung der Küste ab; sie kehrten am nächsten Abend zurück. Sie

berichteten mir, daß diese Einschnitte und Buchten sehr beträchtlich wären, und sich breit in das Land hineinerstreckten, was ihre Untersuchung sehr schwierig machte. Das äußerste Ende der Küste schien noch sehr weit entfernt zu sein. Als ich mich überzeugt hatte, wie schwer die Küste zu erforschen sei, kehrte ich zu dem Statthalter zurück. Wir fanden ihn und viele andere krank. Die Nacht zuvor hatten die Indianer sie angegriffen, und sie waren wegen ihrer Krankheit sehr in Gefahr gewesen. Es war ihnen ein Pferd getödtet worden.

Ich stattete von dem ungünstigen Versuche Bericht ab, und wir marschirten diesen Tag noch weiter.

Achtes Kapitel.

Wir brechen von Haute auf.

Wir marschirten den ganzen Tag, um zu dem Orte zu gelangen, wo wir schon gewesen waren; der Marsch war sehr peinlich, und die Pferde reichten nicht hin, die Kranken zu tragen, deren Zahl täglich zunahm. Wir wußten nicht mehr, was wir anfangen sollten, und befanden uns in der traurigsten Lage. Als wir angekommen waren, sahen wir die Unmöglichkeit, weiterzugehen, da wir nicht wußten, nach welcher Seite wir uns wenden sollten. Die Truppen konnten nicht mehr marschiren; die meisten Soldaten waren so krank, daß sie wenig Hoffnung zur Genesung ließen. Ich werde mich nicht weiter über unsere elende Lage auslassen, denn Jeder kann sich denken,

was man in einem fremden Lande dulden muß, wenn man so arm ist und keine Hülfsquelle besitzt, den Marsch fortzusetzen oder Halt zu machen. Da unsere sicherste Zuflucht Gott ist, hörten wir nie auf, ihm zu vertrauen. Ein Umstand verschlimmerte unser Unglück noch bedeutend. Die einzelnen Reiter glaubten, daß sie allein ein Mittel gegen ihre Leiden finden könnten, desertirten heimlich, und verließen den Statthalter und die Kranken, welche ihre Kräfte verloren hatten. Da unter den Reitern viele Edle und Reiche waren, duldeten diese die Unordnung nicht, ohne den Statthalter und die Offiziere des Königs davon zu unterrichten. Wir machten ihnen Vorwürfe und setzten ihnen auseinander, in welchen Umständen sie ihre kranken Mitbrüder und den Statthalter verließen, und aus den Diensten des Königs entwichen. Sie willigten hierauf ein, Alle dasselbe Geschick zu tragen, ohne sich zu trennen. Sobald der Statthalter dies wußte, ließ er Alle rufen, fragte Jeden nach seiner Meinung über die Mittel, aus diesem Lande zu entkommen, und forderte von ihnen einen guten Rath, den Keiner fand. Der dritte Mann war krank, und wir konnten überzeugt sein, es Alle zu werden. Wir sahen für unsere Leiden kein anderes Ziel, als den Tod, der uns in einem solchen Lande schrecklich erschien. Als alle diese Uebelstände geprüft, und viele Mittel vorgeschlagen waren, blieben wir bei dem einzigen stehen, dessen Ausführung aber sehr viel Mühe erfordern würde: Schiffe zu erbauen, um uns einzuschiffen. Alle Welt betrachtete dies als etwas Unmögliches, denn wir kannten die Regeln der Schiffbaukunst nicht, und hatten weder Werkzeuge noch Eisen, weder Schmieden noch Hanf,

und Niemand war in der Leitung eines Schiffes erfahren. Eine andere Schwierigkeit war, daß es uns während der Arbeit an Lebensmitteln gefehlt haben würde. Als man alle diese Gründe erwogen hatte, beschloß man die Sache noch reiflicher zu bedenken, und hob die Sitzung auf. Wir verließen einander, indem wir Alle den Herrn baten, uns in seinen Schutz zu nehmen. Am nächsten Tage erbot sich einer der Unsern, Canots zu bauen, und aus Hirschhäuten Blasebälge zu machen. Da wir uns in einer Lage befanden, in der wir jedes Mittel, uns zu befreien, ergriffen, sagten wir, er möchte an die Arbeit gehen. Wir kamen überein, aus unsern Steigbügeln und andern Dingen, die wir aus Eisen besaßen, Nägel, Feilen, Aexte und andere nothwendige Werkzeuge zu machen; vier Reisen nach Haute mit den Reitern und Soldaten zu unternehmen, um uns Lebensmittel zu verschaffen, und aller drei Tage ein Pferd zu schlachten, um es unter die Kranken und die zu vertheilen, die an den Böten arbeiteten. Mit den Reitern und Fußsoldaten, die den Marsch aushalten konnten, gingen wir bis nach Haute. Wir brachten von dort vierhundert Faneguen Mais zurück, was von da etwas Außerordentliches ist. Wir befahlen eine große Menge Kohlpalmen zu pflücken, die dazu dienten, um Seile für die Canots zu machen. Wir begannen die Arbeit mit einem einzigen Zimmermann, aber wir betrieben sie mit so vielem Eifer, daß wir vom 4. August bis 20. September fünf Böte von 22 Vorderarmslängen beendigten; sie wurden mit Palmenwerg calfatert, und mit Theer verschmiert, den ein Grieche, Namens Theodoro, aus Fichten gezogen

hatte; aus den Schwänzen und Mähnen der Pferde machten wir Takelwerk. Wir benutzten unsere Hemden, um Segel zu machen, und aus Kiefern schnitten wir die nöthigen Ruder. Dieses Land, in welches wir zur Strafe unserer Sünden geführt worden waren, ist so elend, daß wir die größte Mühe hatten, Steine zum Ballast und zu den Ankern zu finden; in der ganzen Gegend hatten wir keine bemerkt. Wir zogen den Füßen der Pferde die ganze Haut ab, um daraus Wasserschläuche zu machen. Während dieser Zeit pflückten mehrere der Unsern in den Buchten und Teichen Seegras. Zweimal wurden sie von den Indianern angegriffen, die uns im Angesicht des Lagers zehn Mann tödteten, ohne daß wir ihnen beikommen konnten. Wir fanden sie von Pfeilen durchbohrt. Sie trugen gute Rüstungen, aber diese konnten die Pfeile nicht abhalten, denn die Indianer schießen, wie erwähnt, mit der größten Geschicklichkeit und Gewalt. Nach der Meinung und den Schwüren unserer Piloten war von der Bucht von La Cruz bis hieher 280 Stunden; in dem ganzen Lande hatten wir keinen Berg bemerkt. In dem Augenblick, als wir uns einschifften, waren 40 Menschen an Hunger und Krankheit gestorben, die von den Indianern Getödteten noch ungerechnet. Am 22. September wurde das vorletzte Pferd aufgegessen, und wir schifften uns in folgender Ordnung ein: neunundvierzig Mann bestiegen die Barke des Statthalters; der Contador und der Commissär schifften sich mit einer gleichen Anzahl in einer andern Barke ein; der Capitain Alonzo del Castillo, Andreas Dorantes und achtundvierzig Mann bestiegen die dritte; in der vierten waren zwei

Capitaine, Telles und Peñalosa, und siebenundvierzig Mann; in der letzten war ich mit dem Controleur und neunundvierzig Mann. Als wir mit unsern Lebensmitteln und Effecten eingeschifft waren, hatten unsere Böte nur eine Spanne breit Bord; außer diesem Uebelstande waren wir auch so dicht gedrängt, daß wir uns nicht rühren konnten; aber die Nothwendigkeit war so groß, daß wir uns in diesem Umstande auf ein so stürmisches Meer wagten, und ohne daß irgend Einer von uns die geringste Kenntniß von der Schifffahrt hatte.

Neuntes Kapitel.

Wir segeln von der Pferdebucht ab.

Die Bucht, welche wir verließen, wurde Baya de los Cavallos genannt. Sieben Tage lang folgten wir kleinen Buchten, und gingen bis an den Gürtel im Wasser, ohne das Ende der Küste zu erreichen. Nach Verlauf dieser Zeit gelangten wir zu einer Insel, die von dem Lande nicht weit entfernt war. Meine Barke segelte voraus. Wir sahen fünf Canots mit Indianern auf uns zukommen; diese überließen sie unserer Gewalt. Als die andern Böte bemerkten, daß wir vorausfuhren, setzten sie ihre Fahrt fort, und gelangten zu Häusern auf der Insel, wo wir eine Menge Kaulbärse und eine Menge getrocknete Eier dieses Fisches fanden, was bei unserer Noth eine große Erleichterung war; wir setzten unsern Weg fort, nachdem wir diese Lebensmittel genommen hat-

ten, und kamen zwei Stunden weiter an eine Meerenge, die das Festland und die Insel bilden. Wir gaben ihr den Namen der St. Michaelsstraße, weil wir sie am Tage dieses Heiligen durchfuhren. Wir landeten und benutzten die fünf Canots, die wir den Indianern abgenommen hatten, unsere Böte zu erleichtern; wir gewannen dadurch zwei Spannen Bord. Wir verfolgten dieselbe Richtung nach dem Palmenflusse; täglich nahmen unser Durst und unser Hunger zu, denn unsere Lebensmittel wurden in sehr geringer Quantität vertheilt, und schwanden sichtlich; das Wasser ging uns aus; die Schläuche, die wir aus den Pferdeschenkelhäuten gemacht hatten, waren verfault und daher ganz nutzlos. Zuweilen fuhren wir in die Buchten und Golfe ein, die sich weit in das Land erstreckten. Alle hatten wenig Wasser und schienen sehr gefährlich. Wir durchschifften sie dreißig Tage lang, zuweilen trafen wir auf indianische Schiffer, aber sie waren arm und elend. Nach Verlauf dieser Zeit machte das Bedürfniß des Wassers sich uns fühlbarer als je; wir waren in der Nähe des Landes und hörten das Boot, das sich uns näherte, wir sahen es schon und hofften angeredet zu werden, aber es wagte nicht, uns näher zu kommen, und ungeachtet unseres Geschreies ließen die Leute, die darin saßen, sich von ihrer Richtung nicht abbringen und sahen nicht einmal nach uns. Die Nacht hinderte uns, ihm zu folgen, und wir setzten deshalb unsere Reise fort. Am Morgen erblickten wir eine kleine Insel, und landeten an derselben, um Wasser zu suchen; unsere Mühe war vergeblich. Während wir vor Anker lagen, wurden wir von einem fürchterlichen Sturme befallen, der

uns sechs Tage auf der Insel zurück hielt, weil wir uns nicht auf das Meer wagten; da wir seit fünf Tagen nicht getrunken hatten, zwang uns der Durst, Salzwasser zu trinken. Einige der Unsrigen tranken davon so viel, daß wir fünf Mann verloren. Da unser Durst stündlich wuchs, und wir sahen, daß das Salzwasser uns den Tod gab, beschlossen wir, uns der Gnade Gottes anzuvertrauen, und uns lieber auf das Meer zu wagen, als den sichern Tod durch den Durst zu erwarten. Wir schlugen die Richtung ein, welche das Canot in jener Nacht genommen hatte. Während des ganzen Tages glaubten wir mehrmals zu ertrinken, und es war Keiner unter uns, der den Tod nicht öfters erblickt hätte.

Gott findet ein Wohlgefallen daran, seine Gnade in der größten Noth zu gewähren. Wir umschifften ein Cap, und fanden besseres Wetter. Eine große Menge von Canots kam uns entgegen. Die Indianer, die darin saßen, sprachen mit uns und fuhren zurück, ohne uns weiter anzusehen. Es waren große, wohlgebaute Menschen, und sie hatten weder Pfeile noch Bogen. Wir folgten ihnen bis zu ihren Häusern, die am Ufer in der Nähe des Meeres lagen. Wir landeten, und fanden vor den Hütten viele Gefäße mit Wasser angefüllt, und eine große Menge zubereiteter Fische. Das Oberhaupt des Landes bot Alles, was er besaß, dem Statthalter an, und nahm diesen mit sich. Als wir bei dem Capitain eingetreten waren, ließ er uns eine Menge Fische auftragen, und wir gaben den Indianern Mais, den wir hatten. Sie aßen davon in unserer Gegenwart, und forderten mehr; wir gaben ihnen noch mehr. Der Statthalter machte

ihnen eine Menge Geschenke, und nahm seine Wohnung bei dem Caziken. Eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang griffen uns die Indianer plötzlich an, fielen über die Kränksten her, die am Ufer lagen, erstürmten das Haus, wo der Statthalter wohnte, und verwundeten ihn durch einen Steinwurf. Spanier, die in diesem Hause waren, bemächtigten sich des Caziken, aber seine Leute befreiten ihn sogleich. Sie ließen in unsern Händen einen Mantel von Zobelmarder, den schönsten, den ich je gesehen habe. Der Zobelmarder verbreitet sehr weit einen Geruch von Ambra und Moschus. Wir sahen noch viele andere in diesem Lande, doch keinen so schönen. Als wir den Statthalter verwundet sahen, trugen wir ihn in seine Barke, und so viel als möglich von unsern Leuten mußten sich einschiffen. Wir blieben funfzig Mann am Lande, um den Indianern die Spitze zu bieten, die uns während der Nacht noch dreimal mit der größten Heftigkeit angriffen. Sie trieben uns unter einem Hagel von Steinen zurück. Alle unsere Leute waren verwundet; ich selbst hatte einen Wurf in das Gesicht bekommen. Zum Glück hatten die Indianer wenig Pfeile, sonst würden sie uns einen weit größern Schaden zugefügt haben. Bei dem letzten Angriffe legten sich die Capitaine Dorantes, Peñalosa und Telles mit funfzehn Mann in den Hinterhalt, griffen den Feind im Rücken an, und zwangen ihn, den Kampf zu endigen. Am nächsten Morgen zerstörten wir über dreißig indianische Canots. Wir mußten den ganzen Tag bei heftigem Winde und strenger Kälte am Lande bleiben, denn wir wagten uns nicht auf das hohe Meer. Als es sich beruhigt hatte, schiff-

ten wir uns ein und segelten drei Tage lang weiter. Da wir wenig Wasser mitgenommen hatten, litten wir bald dieselben Entbehrungen, wie früher. Indem wir unserm Wege folgten, fuhren wir in die Lagune und sahen ein Canot mit Indianern auf uns zukommen; wir riefen sie, sie näherten sich, und der Statthalter, der zunächst war, forderte Wasser von ihnen. Sie sagten, daß einer der Unsrigen es holen müßte. Ein griechischer Christ, Namens Dorotheo Thodoro sagte, daß er mit ihnen gehen würde, was auch daraus entstehen möchte. Der Statthalter und Andere wollten ihm abreden, aber er beharrte auf seinem Willen. Er ging daher, und nahm noch einen Neger mit sich; die Indianer ließen zwei der Ihrigen als Geißeln zurück. Am Abend kamen die Indianer zurück, und brachten uns unsere Gefäße leer, aber ohne die beiden Christen. Die Geißeln verlangten hierauf, das Wasser zu holen, aber die Unsrigen, welche sie in der Barke bewachten, wollten sie nicht fortlassen. Die Indianer gingen hierauf, und wir blieben sehr bestürzt und traurig über den Verlust der beiden Christen zurück.

Zehntes Kapitel.

Von unserm Streite mit den Indianern.

Als der Morgen anbrach, kamen eine große Menge Canots mit Indianern, ihre beiden Gefährten zu fordern, die bei uns zurückgeblieben waren; der

Statthalter antwortete ihnen, daß sie dieselben erhalten würden, wenn sie die beiden mitgenommenen Christen wieder zurückbrächten. Diese Leute hatten fünf bis sechs Häuptlinge mit, die wir für die wohlgebautesten, geachtetsten und verständigsten Indianer hielten, die wir je gesehen hatten; gleichwohl waren sie nicht so groß als die, von denen ich früher sprach. Ihre Haare waren sehr lang und fielen ihnen auf die Schultern; sie trugen Mardermäntel, dem ähnlich, den wir schon hatten. Einige waren von ungewöhnlichem Schnitte, und mit Rollen von gelblichem Leder geschmückt, die eine sehr gute Wirkung machten. Sie baten uns, ihnen zu folgen, indem sie sagten, daß sie uns die Christen ausliefern, Wasser und viele andere Gegenstände geben wollten. Bald kamen immer mehr Canots an, und suchten den Eingang in die Lagune, in der wir lagen, zu versperren. Dieser Umstand und die Erwägung, daß das Land zu unsicher war, um hier zu verweilen, bestimmten uns, das Weite zu suchen. Wir blieben bis Mittag bei den Indianern, und da sie sich weigerten, die Christen herauszugeben, wollten wir ihnen auch ihre Landsleute nicht ausliefern. Hierauf griffen sie uns mit Steinen, Schleudern und Stöcken an. Sie gaben uns Zeichen, daß sie mit Pfeilen auf uns schießen würden, obgleich wir nur vier Bogen sahen. Während des Kampfes erhob sich ein frischer Wind, und die Indianer segelten fort; wir schifften bis am Abend weiter, und meine Barke segelte voran. Ich entdeckte eine Landzunge, und auf der andern Seite einen großen Fluß. Ich ließ bei einer Insel, die nahe am Lande lag, Anker werfen, um die andern Barken zu

erwarten. Der Gouverneur wollte sich nicht dahin begeben, sondern fuhr in eine kleine Bucht ein, die mit Inseln angefüllt war. Wir stießen hier zu ihm, und nahmen süßes Wasser im Meere selbst ein, da der Fluß sich weit in das Meer erstreckte.

Wir landeten auf einer Insel, um uns Mais zu rösten, denn seit zwei Tagen aßen wir ihn roh. Da wir kein Holz fanden, faßten wir den Entschluß, in den Fluß einzulaufen, der eine Stunde von dem Cap entfernt war, welches ich entdeckt hatte; aber die Strömung war so stark, daß wir uns dem Ufer nicht nähern konnten, und ein starker Nordwind, der vom Lande blies, trieb uns auf das hohe Meer. Eine halbe Stunde vom Ufer entfernt, ließen wir das Senkblei fallen, und fanden eine Tiefe von dreißig Klaftern; so segelten wir zwei Tage und suchten vergebens das Land zu erreichen; endlich, kurz vor Sonnenuntergang, bemerkten wir am Ufer sehr viel Rauch; indem wir uns anstrengten, dasselbe zu erreichen, befanden wir uns auf einem Grunde von drei Klaftern. Es wurde Nacht, und wir wagten nicht zu landen; da wir viel Rauch gesehen hatten, fürchteten wir, einer großen Gefahr ausgesetzt zu sein, ohne zu wissen, worin sie bestehe; wir beschlossen daher, bis zum anbrechenden Tage zu warten. Als der Morgen kam, waren alle Barken getrennt, und ich befand mich in einer Tiefe von dreißig Klaftern. Ich setzte meinen Weg bis zum Abend fort, wo ich zwei andere Barken erblickte; als ich näher kam, erkannte ich in der ersten die des Statthalters. Er fragte mich, was ich glaubte, daß zu thun sei; wir befanden uns auf offenem Meere, und er äußerte den Wunsch, zu landen, und sagte mir,

wenn ich ihnen folgen wollte, so sollte ich meinen Leuten befehlen, die Ruder zu nehmen, und alle Kräfte anzustrengen, um zu landen. Ein Capitain, Namens Pentoja, der ihn begleitete, hatte ihm diesen Rath gegeben, indem er sagte, wenn man an diesem Tage das Land nicht erreichte, würde man es in sechs Tagen nicht vermögen, und gewiß Hungers sterben müssen. Da ich seinen Wunsch sah, nahm ich meine Ruder, und Alle folgten meinem Beispiele; wir fuhren so bis beinahe zu Sonnenuntergang, doch da der Statthalter die kräftigsten und gesündesten Menschen bei sich hatte, war es uns unmöglich, ihm zu folgen. Ich bat ihn hierauf, mir ein Tau zuzuwerfen; er sagte mir aber, es sei ihm gleichgültig, wenn sie auch diese Nacht allein landeten. Ich antwortete ihm: Sie sehen, daß es mir unmöglich ist, zu gehorchen; sagen Sie mir, was ich thun soll. Seine Antwort lautete, es sei nicht der Augenblick, Befehle zu geben, sondern ein Jeder solle thun, was er für's Beste halte. Ich kehrte daher zu der andern Barke zurück, die meiner auf offenem Meere wartete. Als ich sie erreicht hatte, sah ich, daß es die der Capitaine Peñarosa und Telles war. Wir segelten vier Tage mit einander ohne eine andere Nahrung, als eine Handvoll Mais; nach Verlauf dieser Zeit wurden wir von einem Sturme befallen, bei dem die andere Barke scheiterte. Gott gestattete ungeachtet des fürchterlichen Wetters nicht, daß wir Alle untergingen. Da wir Winter hatten, und die Kälte außerordentlich war, wir auch seit so vielen Tagen an Mangel und Mühseligkeiten litten, begannen meine Leute so matt zu werden, daß sie am nächsten Tage zusammenbrachen und dem Tode

so nahe waren, daß nur wenigen noch das Bewußtsein ihrer Existenz blieb. Von Allen waren noch fünf auf den Beinen, und als die Nacht anbrach, waren nur ich und der Steuermann noch im Stande, die Barke zu lenken. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang sagte er mir, daß ich allein steuern möchte, da er sich in einem Zustand befände, der mich glauben ließe, daß er diese Nacht sterben würde. Um Mitternacht sah ich nach, ob er todt sei, doch er sagte mir, daß er sich besser befinde, und bis zu Tagesanbruch das Steuer führen wolle. Ich hätte in diesem Augenblick unbedingt den Tod diesem Zustande so vieler Leute vorgezogen. Als der Steuermann die Leitung der Barke wieder übernommen hatte, wollte ich etwas ausruhen, aber es war mir unmöglich, zu schlafen. Kurz vor Tagesanbruch glaubte ich, das Tosen des Meeres zu hören, denn das Land war sehr nahe, und die Wellen schlugen gewaltig. Ich rief sogleich den Steuermann, und dieser sagte mir, er glaube auch, daß wir dem Lande sehr nahe wären. Wir sondirten, und fanden sieben Klaftern Tiefe; sein Rath war, bis Tagesanbruch auf dem Meere zu bleiben. Ich nahm ein Ruder, und steuerte der Küste zu, welche eine Stunde weit entfernt war; als wir dem Lande nahe waren, ergriff eine Welle die Barke, und trieb sie eine große Strecke weit auf das Land. Der Schlag war so heftig, daß fast alle die, welche dem Tode nahe waren, zum Bewußtsein zurückkehrten. Sobald sie sich am Lande erblickten, faßten sie wieder Muth, und schleppten sich auf Händen und Füßen weiter. Wir begaben uns zu einem Hügel, zündeten hier ein Feuer an, und rösteten einigen Mais,

den wir noch mitgebracht hatten. Wir fanden einiges Regenwasser; die Wärme des Feuers stellte unsere Leute wieder her, und allmälig gewannen sie neue Kräfte.

Wir kamen an diesem Orte den sechsten November an.

Elftes Kapitel.

Von dem, was Lopez Oviedo mit Indianern begegnete.

Sobald unsere Leute gegessen hatten, sendete ich zu Lopez Oviedo, der mehr Mannschaft und kräftigere hatte, als wir; ich ließ ihm sagen, er möchte einige in der Nähe stehende Bäume erklettern lassen, um das Land zu übersehen, und er that es. Er entdeckte, daß wir uns auf einer Insel befanden. Der Boden schien durchwühlt, wie an Orten, wo Heerden weiden, und das machte ihn glauben, wir befänden uns in einem Lande, welches von Christen bewohnt sei; er ließ mir dies sagen. Ich befahl ihm, mit noch größerer Aufmerksamkeit zu beobachten, und zu sehen, ob es keine gebahnten Wege gäbe, ohne sich deshalb aber zu weit zu entfernen; denn ich fürchtete, er möchte sich Gefahren aussetzen. Er fand einen Fußsteig, den er eine halbe Stunde weit verfolgte, worauf er zu Indianerhütten gelangte, deren Besitzer auf dem Felde waren. Er nahm hier ein großes Gefäß, einen kleinen Hund, einige Fische, und kehrte wieder zurück. Da er sehr lange blieb, schickte ich ihm zwei Chri-

sten entgegen, welche ihn bald trafen. Sie bemerkten drei Indianer, die ihm folgten, indem sie ihn riefen. Er selbst gab ihnen Zeichen, daß sie näher kommen möchten. Als er zu uns gelangt war, setzten die Indianer sich in geringer Entfernung von uns an die Küste. Eine halbe Stunde später kamen zu den ersten Indianern noch an hundert, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet; die Furcht ließ sie uns als Riesen erscheinen, obgleich sie in der That nur von gewöhnlicher Größe waren. An Vertheidigung durften wir gar nicht denken, denn kaum Sechs von den Unsrigen konnten sich auf den Beinen erhalten. Der Controleur und ich gingen ihnen entgegen; wir riefen sie, und sie näherten sich uns; wir thaten Alles, was in unsern Kräften stand, um sie und zugleich uns selbst zu beruhigen. Wir gaben ihnen Rosenkränze und Glöckchen, und sie schenkten uns dagegen Pfeile, was ein Freundschaftspfand ist. Sie sagten uns, daß sie uns am nächsten Morgen Lebensmittel bringen würden, und entschuldigten sich, nicht gleich welche bei sich zu haben.

Zwölftes Kapitel.

Die Indianer bringen uns Lebensmittel.

Am nächsten Tage mit Sonnenaufgang kehrten die Indianer zurück, und brachten uns viele Fische und Wurzeln, die ihnen als Nahrung dienen. Sie gleichen Nüssen, und sind bald größer, bald kleiner;

man zieht sie mit vieler Mühe aus dem Wasser. Am Abend kehrten sie abermals zurück, und brachten uns noch viel mehr Fische und Wurzeln. Sie brachten ihre Weiber und Kinder mit, uns zu sehen, und entfernten sich, mit Schellen und Rosenkranzperlen reich beschenkt. Am folgenden Tage kamen sie abermals mit Lebensmitteln, denen des vorigen ähnlich. Da wir nun genug Fische, Wurzeln, Wasser und andere nothwendige Gegenstände hatten, faßten wir den Entschluß, unsere Reise fortzusetzen. Unsere Barke war so tief in den Sand versunken, daß wir uns ganz entkleiden mußten, um sie herauszuziehen, und es kostete uns die größte Anstrengung, sie wieder flott zu machen; denn wir befanden uns in einem so erbärmlichen Zustande, daß selbst die leichteste Arbeit hinreichte, unsere Kräfte zu erschöpfen. Kaum waren wir zwei Musketenschüsse auf dem Meere, als eine Welle über uns weg ging, und uns Alle von Kopf bis zu den Füßen durchnäßte. Da wir halb nackt waren, und die Kälte einen hohen Grad erreicht hatte, entsanken die Ruder unsern erstarrten Händen, und eine zweite Welle schlug unser Boot um. Der Controleur und zwei Andere klammerten sich an den Bord, um sich zu retten, aber es geschah grade das Gegentheil; das Boot schlug über sie, und sie ertranken. Die Küste war sehr flach, und so warf eine einzige Welle Alle, die sich außer jenen Dreien in dem Boote befunden hatten, an das Ufer. Wir Ueberlebenden waren nackt, wie an dem Tage, da wir das Licht der Welt erblickten. Wir hätten Alles verloren, was wir besaßen; das war freilich nicht viel, aber in unserer Lage doch von dem größten Werthe. Wir wa-

ren im November; hatten die strengste Kälte, und waren so abgemagert, daß man ohne Mühe unsere Rippen zählen konnte: Wir glichen wandelnden Skeletten. Was mich betraf, so hatte ich seit dem Monat Mai nur von geröstetem Mais gelebt, und oft war ich sogar noch gezwungen gewesen, ihn roh zu essen; zwar hatten wir die Pferde geschlachtet, aber es waren bei der Erbauung der Boote immer so viele Menschen beschäftigt gewesen, daß ich kein Fleisch von den Pferden erhalten konnte; und Fische hatte ich während der ganzen Zeit nicht zehn Mal gegessen.

Ich erwähne das hier, um Wiederholungen zu vermeiden, und damit man sich einen Begriff von unserem Zustande machen kann.

Es erhob sich ein heftiger Nordwind, und wir waren sämmtlich dem Tode näher, als dem Leben, da ließ Gott uns in seiner Gnade einige noch glimmende Brände unseres Feuers vom vergangenen Tage finden; wir entzündeten eine gewaltige Flamme, und lagerten uns rings umher, indem wir die Barmherzigkeit Gottes anflehten, und um die Verzeihung unserer Sünden baten. Wir vergossen zahlreiche Thränen, nicht nur über unser eigenes Geschick, sondern auch über das aller derer, die mit uns litten. Mit Sonnenuntergang brachten uns die Indianer, die von unserer Abfahrt nichts wußten, neue Lebensmittel. Als sie uns in einem so veränderten Zustande erblickten, geriethen sie in solche Furcht, daß sie entflohen. Wir gaben ihnen zu verstehen, daß unsere Barke gescheitert wäre, und wir drei unserer Gefährten verloren hätten. Zwei der Unsrigen hauchten vor ihren Augen das Leben aus, und die Uebrigen schienen

bald folgen zu müssen. Als die Indianer unser Unglück sahen, so wie die traurige Lage, in der wir uns befanden, setzten sie sich zu uns, und weinten, von Mitleid erfüllt, und zwar so laut, daß man sie in der Ferne hätte hören können; das währte eine halbe Stunde. Als wir diese Menschen, deren Verstand so unausgebildet war, und die den wilden Thieren beinahe an Grausamkeit glichen, so viel Mitleid äußern sahen, wurde das Gefühl unseres Elends nur noch lebhafter und drückender. Als wir unsere Thränen getrocknet hatten, sagte ich zu den Christen, wenn sie es billigten, wollte ich die Indianer bitten, uns mit sich zu nehmen. Einige der Unsern, die in Neuspanien gewesen waren, sagten mir, daß ich davon nicht sprechen möchte; wenn die Indianer uns mit in ihre Hütten nähmen, so geschähe es, um uns ihren Götzen zu opfern. Als ich keine andern Gründe hörte, und da der Tod uns auf andere Weise nur noch gewisser war, achtete ich auf den Einwurf nicht, und bat die Indianer, uns mit sich in ihr Dorf zu nehmen. Sie zeigten darüber viel Freude, und sagten, wir möchten nur etwas warten, dann würden sie es gleich thun. Sogleich beluden sich einige Dreißig mit Holz, und begaben sich nach ihren Hütten, die ziemlich weit entfernt lagen. Wir blieben bei den Andern bis zur Nacht; dann kehrten Jene zurück, und führten uns in aller Eile zu sich, denn die Kälte war sehr empfindlich, und wir fürchteten, es möchte Einer oder der Andere der Unsrigen während des Weges erkranken oder wohl gar sterben. Sie hatten vier bis fünf Feuer in nicht zu großer Entfernung von einander angezündet, und sobald wir uns bei dem

einen etwas erholt und gewärmt hatten, trugen sie uns mit der größten Schnelligkeit zu dem nächsten. So gelangten wir zu ihren Hütten; eine derselben hatten sie für uns eingerichtet, und ein großes Feuer darin angezündet. Eine Stunde nach unserer Ankunft begannen sie Tänze, Gesänge und Freudenbezeigungen, welche die ganze Nacht hindurch währten; für uns aber gab es weder Freude noch Schlaf, denn wir erwarteten, geopfert zu werden.

Am nächsten Morgen brachten sie uns wieder Fische und Wurzeln, und behandelten uns überhaupt so gut, daß wir uns vollkommen beruhigten, und nicht mehr an das Opfer dachten

---

Dreizehntes Kapitel.

Wir erhalten Nachrichten von den andern Christen.

Am nächsten Tage sah ich in den Händen eines Indianers einen Tauschgegenstand, den er nicht von uns erhalten hatte. Ich fragte ihn durch Zeichen, wer es ihm gegeben, und er antwortete auf gleiche Weise, er hätte es von andern, uns ähnlichen Menschen, die weiter entfernt wohnten. Ich schickte zwei Christen mit zwei Indianern ab, sich zeigen zu lassen, wo diese Menschen wären. Sie trafen sie in geringer Entfernung, denn sie suchten uns ebenfalls auf, da auch sie durch die Indianer von uns gehört hatten. Es waren die Hauptleute Andreas Doran-

tez und Alonso Castillo mit den Leuten ihrer Barke. Sie schienen sehr verwundert über die Lage, in der sie uns erblickten, und waren sehr betrübt, daß sie uns nichts geben konnten. Sie hatten keine andern Kleidungsstücke, als die auf dem Lande. Sie blieben bei uns, und erzählten uns, daß sie an dem 5. desselben Monats anderthalb Stunde von dort gestrandet wären, und sich gerettet hätten, ohne etwas zu verlieren. Wir beschlossen einstimmig, ihre Barke auszubessern, und die, welche dazu kräftig genug wären, darin absegeln zu lassen. Die Andern sollten bleiben, bis sie wieder hergestellt wären, und dann der Küste folgen, oder warten, bis wir ein von Christen bewohntes Land gefunden hätten. Als das beschlossen war, machten wir uns an die Arbeit. Tavera, ein Edelmann, starb, noch ehe wir das Boot flott machen konnten. Kaum war es auf dem Meere, als es umschlug. Bei unserem so eben beschriebenen Zustande und der außerordentlichen Kälte blieb uns nichts übrig, als an dem Orte, an welchem wir uns befanden, zu überwintern. Wir beschlossen, daß vier der Kräftigsten unter uns sich nach Panuco begeben sollten, von wo wir nicht weit entfernt zu sein glaubten; gelänge ihnen dies, so sollten sie zu wissen thun, wo wir wären, und unsere Leiden und unser Elend anzeigen. Alle Vier waren vortreffliche Schwimmer, Einer, Alvaro, Zimmermann und Matrose; der Zweite hieß Mendez, der Dritte Figueroa, aus Toledo; der Vierte Astudillo, gebürtig aus Zara. — Sie nahmen einen Indianer von der Insel mit sich.

Vierzehntes Kapitel.

Abreise der vier Christen.

Als diese vier Spanier abgereist waren, wurde das Wetter so kalt und stürmisch, daß die Indianer keine Wurzeln ausreißen konnten. Sie fanden nichts mehr in den Kanälen, in denen sie gewöhnlich fischten, und da die Hütten gegen die Kälte nur schlecht geschützt waren, starben unsere Leute Einer nach dem Andern. Fünf Christen, die in der Nähe des Meeres wohnten, aßen einander vor Hunger auf. Einer nur überlebte die Andern, da Niemand da war, auch ihn zu verschlingen. Ihre Namen waren: Sierra; Diego Lopez; Corval; Palacios; Gonzalo Ruyz. Die Indianer nahmen an diesem Vorfalle ein solches Aergerniß, daß sie unsre Landsleute gewiß getödtet haben würden, hätten sie es früher bemerkt; uns brachte es in große Gefahr. Nach einigen Tagen blieben von uns Achtzig, die wir waren, nur noch Funfzehn am Leben. Die Indianer wurden von einer Magenkrankheit befallen, welche die Hälfte der Bevölkerung hinwegraffte. Sie glaubten, wir wären die Ursache ihres Todes, und sie beschlossen, uns umzubringen. Sie kamen, ihren Plan auszuführen, als ein Indianer, der mich pflegte, ihnen sagte, daß sie nicht glauben sollten, wir gäben ihnen den Tod, denn wenn wir diese Macht besäßen, so würden wir gewiß die Unsrigen vom Tode erretten; wir wären nur noch sehr Wenige, Niemand von uns thäte

ihnen etwas Böses, und es wäre besser, uns in Frieden zu lassen. Die andern Indianer wurden überzeugt, und gaben ihren Plan auf. Wir nannten diese Insel Isla del Malhado (Unglücksinsel).

Die Einwohner sind groß, wohlgebaut, und haben keine andern Waffen, als Bogen und Pfeile, deren sie sich mit vieler Geschicklichkeit bedienen. Die Männer durchbohren sich eine Brust, einige sogar alle beide, und in die Oeffnung stecken sie ein Rohr von zwei ein halb Spanne Länge und zwei Daumen Dicke. Sie durchbohren sich auch die Unterlippe, und stecken in die Oeffnung ein Rohr vom Durchmesser eines halben Fingers. Ihre Weiber arbeiten viel. Sie bewohnen diese Insel von Monat October bis zu Ende Februar. Sie leben von den Wurzeln, von denen ich sprach, und die sie während der Monate November und December aus dem Wasser ziehen. Dann essen sie Fische, die sie in Weidengeflecht fangen, und hierauf nähren sie sich wieder von Wurzeln. Ende Februar ziehen sie in ein anderes Land, denn um diese Zeit schießen die Wurzeln in die Höhe und sind nicht mehr eßbar. Kein Volk der Welt liebt seine Kinder mehr und behandelt sie besser. Wenn eines stirbt, beweinen der Vater, die Verwandten und der ganze Volksstamm den Verlust. Sie beweinen es ein ganzes Jahr lang. Jeden Morgen mit Tagesanbruch fangen die Väter an, Thränen zu vergießen, und alle Uebrigen folgen diesem Beispiele; dies geschieht auch Mittags und Abends wieder. Nach einem Jahre der Trauer halten sie das Leichenbegängniß des Todten, und waschen sich den Ruß ab, mit dem sie sich beschmiert haben. So

beweinen sie alle Todten, ausgenommen die Greise, auf die sie keinen Werth legen, weil dieselben, wie sie sagen, ihre Zeit zurückgelegt haben, weil von ihnen kein Vortheil mehr zu erwarten ist, und weil sie den Kindern die Lebensmittel überlassen müssen. Sie beerdigen ihre Todten, ausgenommen die Aerzte, die sie verbrennen. Während der Scheiterhaufen angezündet ist, tanzen Alle und ergötzen sich; dann verwandeln sie die Knochen in Asche. Ein Jahr später, wenn man den Todten die Ehre des Leichenbegängnisses erzeigt, nehmen Alle daran Theil, und die Verwandten vertheilen das Pulver, von welchem die Eingebornen in das Wasser schütten und es trinken. Alle haben ihre anerkannten Weiber. Die Aerzte sind sehr unzüchtige Menschen; sie haben zwei bis drei Weiber, die in großer Eintracht mit einander leben. Wenn ein Mädchen sich verheirathet, bringt sie von dem Tage an Alles, was ihr Mann auf der Jagd erlegt oder beim Fischfang gewinnt, zu ihrem Vater, ohne daß sie etwas davon anzurühren wagt. Man bringt ihre Nahrungsmittel vom Schwiegervater; dieser und die Schwiegermutter dürfen nicht in das Haus der Neuvermählten treten; der Mann darf nicht zu seinem Schwiegervater und zu seinen Verwandten kommen. Wenn sie sich zufällig begegnen, so müssen sich beide auf Schleuderweite von einander entfernen, den Kopf und die Augen auf den Boden senken, denn sie glauben, daß es unanständig ist, einander zu sehen und mit einander zu sprechen. Die Weiber genießen die Freiheit, mit ihrem Schwiegervater und ihren Verwandten umzugehen und zu sprechen. Diese Gebräuche erstrecken sich von dieser Insel bis funfzig

Stunden in das Innere. Noch ein anderer Gebrauch ist: Wenn Jemand seinen Sohn oder seinen Bruder verliert, so geht Niemand drei Monate lang aus dem Hause des Todten aus, Lebensmittel zu holen, und sollten auch darüber Alle vor Hunger sterben. Die Verwandten oder Nachbarn liefern dem Vater oder Bruder des Verstorbenen die Nahrungsmittel. Als wir in diesem Lande waren, herrschte eine große Sterblichkeit, so daß in vielen Häusern aus Achtung vor den Gebräuchen Hungersnoth entstand, da die, welche nach Lebensmitteln gingen, nur sehr wenig herbeischaffen konnten. Dieser Umstand zwang die Indianer, die mich aufgenommen hatten, die Insel zu verlassen. Sie erreichten das Festland, und begaben sich in die Buchten, wo man eine Menge Austern fand. Drei Monate nähren sie sich nur von diesen Muscheln und trinken dazu sehr schlechtes Wasser. Das Holz ist sehr selten, und das Land von Musquitos erfüllt. Sie erbauen ihre Hütten aus Matten, über Haufen von Austerschalen, auf denen sie ganz nackt schlafen; übrigens muß noch der Zufall ihnen selbst dieses Lager bieten.

So lebten wir bis zu Ende April, und während dieses ganzen Monats nährten wir uns von Himbeeren; die Indianer unterbrachen in dieser Zeit ihre Freuden und Festlichkeiten nicht.

Funfzehntes Kapitel.

Was uns in dem Dorfe Malhado begegnete.

Auf der erwähnten Insel wollte man uns zu Aerzten machen, ohne uns zu examiniren und unsere Diplome zu fordern. Die Einwohner haben die Gewohnheit, ihre Kranken dadurch zu heilen, daß sie sie anblasen. Sie glaubten, durch den Hauch und ein dabei gemachtes Zeichen die Krankheit zu vertreiben; sie baten uns, ihnen diesen Dienst zu leisten. Wir lachten, sagten ihnen, es sei ein Scherz, und wir könnten auf diese Weise keinen Menschen heilen. Sie hörten nun auf, uns Lebensmittel zu bringen, bis wir sie befriedigt haben würden. Da sie unsere Hartnäckigkeit sahen, sagte mir ein Indianer, ich wüßte nicht, was ich spräche, und das Alles nützte zu nichts; ihm sei es wohlbekannt, daß Wein und andere Dinge, welche die Erde hervorbrächte, Tugenden hätten, die ihnen eigenthümlich wären; ein warmer Stein auf den Magen gelegt vertreibe den Schmerz, wir, die wir Menschen wären, müßten also noch viel bessere Eigenschaften haben. Die Noth drängte uns endlich so sehr, daß wir gezwungen waren, ihnen nachzugeben, denn sie würden uns nicht gewichen sein. Wenn sie krank sind, schicken sie zu dem Arzte, und wenn er sie heilt, geben sie ihm nicht nur Alles, was sie besitzen, sondern verschaffen sich auch von ihren Verwandten, was sie nur erhalten können. Der Arzt macht ihnen Einschnitte um die schmerzhaften Stellen,

und saugt ihnen ringsherum das Blut aus. Sie ätzen auch mit dem Feuer, und betrachten dies als ein großes Specificum. Ich selbst habe dies empfunden. Dann blasen sie auf den kranken Ort und glauben, daß dies das Uebel vertreibt. Wir schlugen das Zeichen des Kreuzes, bliesen darauf, sprachen ein Pater und ein Ave und baten Gott inständigst, sie zu heilen und ihnen einzuflößen, daß sie uns gut behandeln möchten. Gott, unser Herr, erlaubte in seiner Barmherzigkeit, daß alle die, für welche wir beteten, auf der Stelle zu ihren Gefährten sagten, sie fühlten sich geheilt. Hierauf beraubten sie sich zu unsern Gunsten der Lebensmittel, gaben uns Häute und verschiedene Kleinigkeiten.

Die Hungersnoth war so groß, daß ich drei Tage ohne Nahrung zubrachte. Ich betrachtete das Leben als unerträglich, und doch litt ich später, wie ich dies erzählen werde, noch grausamer durch den Hunger. Die Indianer, bei denen Alonso Castillo, Andreas Dorantez und die andern überlebenden Spanier waren, gehörten einem andern Stamme an, und redeten eine andere Sprache; sie begaben sich an die Küsten des Festlandes, um sich da von Austern zu ernähren. Sie blieben dort bis zum ersten Mai, und kehrten dann auf die Insel zurück, die zwei Stunden entfernt war. Die Breite der Insel betrug eine halbe Stunde und die Länge fünf Stunden. Alle Bewohner sind nackt, ausgenommen die Weiber, die sich mit einer Art von Wolle bekleiden, die auf den Bäumen wächst. Die jungen Mädchen kleiden sich in Hirschhäute. Die Reinlichkeit ist bei ihnen eine besondere Eigenschaft. Sie haben Häuptlinge. Alle

die, welche zu einer Familie gehören, leben mit einander. Es gibt unter ihnen zwei verschiedene Stämme, die Capoquen und die Han. Wenn sie einander kennen, pflegen sie sich von Zeit zu Zeit zu besuchen. Ehe sie mit einander sprechen, weinen sie eine halbe Stunde; dann steht der, welcher den Besuch empfängt, auf, und gibt Alles, was er besitzt, an den Gast, der es nimmt und fortträgt. Bald darauf, oft sogar sogleich, geht er davon, ohne etwas zu sagen.

Es herrschen noch andere sehr sonderbare Gebräuche, doch ich gebe nur die auffallendsten an, um in meinem Bericht fortzufahren.

Sechzehntes Kapitel.

Die Christen verlassen die Insel Malhado.

Als Dorantez und Castillo auf die Insel zurückkehrten, versammelten sie alle Christen: es waren ihrer vierzehn. Ich sagte schon, daß ich mich auf dem Festlande befand, wohin meine Indianer gezogen waren. Ich war so krank, daß ich keine Hoffnung mehr zur Genesung hegte. Dieser Gedanke allein hätte genügt, mich in das Grab zu ziehen. Sobald die Christen dies hörten, gaben sie einem Indianer den Mardermantel, den wir früher von den Caziken erhalten hatten, unter der Bedingung, sie zu mir zu führen. Sie waren ihrer zwölf, denn die übrigen hatten sich zu matt gefühlt, sie zu begleiten. Hier die Namen derer, die mich besuchten: Alonzo del Castillo, An-

dreas Dorantez, Diego Dorantez, Valdiviesо, Estrada, Tostado, Chavez, Gutierrez, Esturiano, Priester Diego de Huelva, Estevanico, der Neger und Benitez. Als sie auf dem Continente angekommen waren, fanden sie einen der Unsrigen, Namens Franzisco de Leon; alle dreizehn folgten der Küste. Als sie vorübergingen, ließen die Indianer mich es wissen, und sagten mir auch, daß Hieronymo del Avanez und Lopez auf der Insel geblieben wären. Meine Krankheit hinderte mich, sie zu sehen und ihnen zu folgen. Ich mußte ein Jahr bei den Indianern auf der Insel bleiben. Endlich zwangen die schlechte Behandlung und die Arbeit, mit der sie mich überhäuften, zur Flucht zu dem Stamme der Indianer Charuco, welche mitten im Walde auf dem Festlande leben. Meine Existenz bei den ersten Indianern war unerträglich. Unter andern Arbeiten mußte ich auch die Wurzeln, von denen sie sich nährten, aus dem Wasser zwischen dem Schilfe hervorziehen, zwischen welchem sie wachsen. Meine Finger waren so verletzt, daß man sie nur mit einem Strohhalme berühren durfte, um sie blutend zu machen. Das Rohr zerschnitt mir das Fleisch auf allen Seiten, denn viele Halme waren zerbrochen, und ich mußte nackt hindurch. Das war auch die Ursache, weshalb ich mich entschloß, zu den andern Eingebornen zu fliehen, bei denen ich es viel besser hatte. Ich machte mich hier zum Krämer und verwendete alle Sorgfalt darauf, mein Amt gut zu versehen; sie ernährten mich und behandelten mich sehr gut. Sie schickten mich bald hier, bald dort hin, zu holen, wessen sie bedurften, denn die beständigen Kriege, die es in diesem Lande gibt, verhindern allen

Verkehr. Auf meinen Fahrten bei meinem kleinen Handel brachte ich in das Innere des Landes allerhand Nothwendigkeiten mit, und entfernte mich 40 bis 50 Stunden von der Küste. Meine Haupthandelszweige waren Stücken und Herzen der Cirkelschnecken, Muscheln, mit denen sie eine Art von Früchten schneiden, welche den Artischoken ähnlich sind, die sie als Medikament benutzen, und die ihnen bei ihren Tänzen und Festlichkeiten dienen, die vortheilhafteste Waare. Ferner kleine Meermuscheln, die als Münze dienen, und andere Gegenstände. Das waren die Sachen, die ich ins Innere brachte. Dagegen brachte ich in Tausch Häute zurück, und eine Art rother Erde, deren sich die Indianer bedienen, um Gesicht und Haare zu färben, Steine zu den Spitzen der Pfeile, sehr hartes Rohr zu den Pfeilschäften, Leim und Bürsten, die sie aus Hirschhaaren machen, und scharlachroth färben. Dieses Geschäft gefiel, denn ich ging und kam ganz nach meinem Belieben, hatte keine gezwungene Arbeit, ich war kein Sklave, und überall, wo ich mich zeigte, empfing man mich freundlich, und gab mir für meine Dienste zu essen. Noch hatte ich den Vortheil dabei, daß ich beobachtete, auf welcher Seite ich etwa durchdringen konnte, und daß ich den Eingebornen bekannt wurde. Wenn sie mich mit dem, was sie bedurften, ankommen sahen, freuten sie sich ungemein, und die, welche mich noch nicht kannten, wünschten mich noch kennen zu lernen. Es würde viel Zeit erfordern, wollte ich alle die Leiden erzählen, die ich während dieser Zeit meines Lebens erduldete; die Gefahren, den Hunger, die Stürme und Kälte, welche mich oft

überfielen, wenn ich mitten in einer Wüste allein war; und dennoch hat die unendliche Gnade und Barmherzigkeit des Höchsten mich am Leben erhalten. Diese Umstände hinderten mich, während des Winters meinen Handel zu treiben; denn in dieser Jahreszeit verlassen selbst die Indianer ihre Hütten nur sehr selten, und konnten mir daher nicht nützlich sein. Ich blieb gegen sechs Jahre in diesem Lande, allein unter den Indianern, und ganz nackt, wie sie; mein Verlangen, einen andern Christen, Lopez Oviedo, der auf der Insel geblieben war, mit mir zu nehmen, machte, daß ich meinen Aufenthalt verlängerte. Alanez, sein Gefährte, der bei ihm geblieben war, starb unmittelbar nach der Ankunft Alonzo del Castillo, Andreas Dorantez und der Andern. Jedes Jahr begab ich mich auf die Insel, und bat ihn, mit mir zu kommen, und Christen aufzusuchen; er vertröstete mich stets auf das nächste Jahr, doch endlich nahm ich ihn mit mir. Da er nicht schwimmen konnte, schaffte ich ihn über eine Bucht und vier Küstenflüsse. Wir gingen mit einigen Indianern, die uns den Weg zeigten, bis zu einer kleinen Bucht von einer Stunde Breite, die auf allen Seiten sehr tief war; wir glaubten in ihr die sogenannte Bucht des heiligen Geistes zu erkennen. Wir erblickten auf der andern Seite einen Indianer, der kam, um die Unsrigen zu sehen. Er sagte uns, weiterhin wären drei Menschen, wie wir, und nannte sie uns auch. Wir fragten ihn, was aus den Uebrigen geworden sei, und er antwortete uns, sie wären vor Kälte und Hunger gestorben. Er fügte hinzu, daß die Indianer, welche uns voranschritten, zum Zeitvertreibe Diego Dorantez, Valde-

viejo und Diego de Huelva getödtet, weil diese von einem Hause zum andern gegangen wären; und die Indianer, ihre Nachbarn, bei denen der Capitain Dorantez noch wäre, hätten Esquivel und Mendez in Folge eines Traumes getödtet. Wir fragten sie, welches Leben die noch übrig gebliebenen Spanier führten. Sie antworteten uns, sie würden sehr mißhandelt; die jungen Leute, welche bei den Indianern sehr müßig und von bösem Charakter sind, so wie die andern Indianer, versetzten ihnen Fußstöße und Faust- und Stockschläge. Wir erkundigten uns nach der Natur des Landes im Innern und nach der Art der Lebensmittel, die man dort fände. Ihre Antwort war: es gäbe nur wenig Einwohner, fast gar keine Lebensmittel und die Eingebornen stürben vor Kälte, da sie keinen Pelz hätten, sich zu bedecken. Sie sagten uns, wenn wir drei Christen sehen wollten, so kämen in zwei Tagen die Indianer, in deren Macht sie sich befänden, an das Ufer dieses Flusses, um Nüsse zu suchen. Um uns zu zeigen, daß es wahr sei, was sie uns von der schlechten Behandlung erzählten, die unsere Gefährten erdulden müßten, schlugen sie meinen Gefährten mit der Faust und mit Stöcken, und auch ich bekam meinen Theil. Sie begnügten sich nicht mit dieser Rohheit, sondern setzten uns auch noch täglich die Spitze ihrer Pfeile auf die Brust, und sagten, daß sie uns tödten wollten, wie sie unsere Landsleute getödtet hätten. Lopez de Oviedo fürchtete, daß uns dies ebenfalls begegnen möchte, und sprach davon, daß er umkehren wollte, um die Weiber der Indianer aufzusuchen, mit denen wir über die Bucht gefahren, und die schon sehr weit entfernt waren. Ich

rieth ihm dringend, das nicht zu thun, aber es war mir unmöglich, ihn aufzuhalten. Er kehrte daher um, und ich blieb allein bei den Indianern. Sie hießen Quevenes und die andern, zu denen Lopez de Oviedo zurückkehrte, Deaguanes.

Siebzehntes Kapitel.

Die Indianer kommen, und nehmen Andreas Dorantez, Castillo und Estevanico mit sich.

Zwei Tage nach der Entfernung des Lopez de Oviedo kamen die Indianer, welche Lorenzo Castillo und Andreas Dorantez bewachten, zu dem Orte, den man uns angedeutet hatte, um die Nüsse zu essen, von denen sie zwei Monate lang leben, indem sie sie mit einem gewissen Samen vermischen, und ohne eine andere Nahrung zu sich zu nehmen; dabei haben sie diese Nahrung noch nicht einmal alle Jahre, denn wenn diese Frucht das eine Jahr reift, bleibt sie das nächste aus. Diese Nüsse sind so groß, wie die in Galizien, aber die Bäume, deren es eine große Menge gibt, wachsen viel höher. Ein Indianer sagte mir, daß die Christen angekommen wären, und wenn ich sie sehen wollte, müßte ich entfliehen und im Walde einen Ort erreichen, den er mir bezeichnete; er sagte mir zugleich, er selbst und mehrere seiner Verwandten würden diese Indianer aufsuchen, und mich mit sich zu ihren Landsleuten nehmen. Ich vertraute ihnen und beschloß, zu entfliehen. Diese Eingebornen wa-

ren von einem andern Stamme, als die, welche uns bewachten. Ich führte den Plan aus; am nächsten Tage fanden sie mich an dem bezeichneten Orte, und nahmen mich mit sich. Sobald ich in der Nähe des Ortes war, wo die Indianer gewöhnlich Halt machten, kam Andreas Dorantez, zu sehen, wer ich sei, da die Indianer ihm gesagt hätten, ein Christ sei gekommen. Als er mich sah, war sein Staunen groß, denn nach der Versicherung der Indianer glaubte er, ich sei schon lange gestorben. Wir dankten Gott dafür, uns wieder vereint zu sehen, und dieser Tag war für uns einer der glücklichsten unsers Lebens. Als ich bei Castillo war, fragte er mich, wohin ich wollte. Ich sagte ihm, meine Absicht sei, in ein Land zu gehen, wo ich Christen fände. Andreas Dorantez erwiderte mir, seit langer Zeit bäte er Castillo und Estevanico, weiter vorwärts zu dringen; aber sie wagten es nicht, da sie nicht schwimmen könnten, und aus diesem Grunde das Uebersetzen über die Buchten und Flüsse fürchteten, die in diesem Lande sehr häufig waren. Da Gott unser Herr mich nach so vielen überstandenen Leiden und Krankheiten endlich wieder mit ihnen vereinigt hätte, wollten sie sich jedoch zur Flucht entschließen, und ich würde ihnen beistehen, über die Buchten und Ströme auf unserm Wege zu gelangen. Sie riethen mir, die Indianer meine Absicht auf keine Weise argwöhnen zu lassen, weil sie mich sonst auf der Stelle tödten würden, sondern noch sechs Monate bei ihnen bleiben. Dies war die Zeit, zu welcher sich die Eingebornen in ein anderes Land begaben, um von Tunas (indianischen Feigen) zu leben. Dies sind Früchte wie die Eier, gelb oder schwarz und von

vortrefflichem Geschmack. Drei Monate dieses Jahres haben die Eingebornen kein anderes Nahrungsmittel; später kommen andere Indianer, und bringen ihnen Bogen, um mit ihnen Handel zu treiben. Wir wählten diese Jahreszeit, um Alle zusammen zu entfliehen. Als diese Absicht gefaßt war, blieb ich in ihrer Gesellschaft, und man gab mich als Sklaven an einen Indianer, der schon Dorantez hatte. Dieser Mensch, seine Frau und seine Kinder waren sämmtlich einäugig. Man nannte sie Mareamees. Castillo war bei Nachbarn dieser Leute, die sich Yguas nannten. Die Spanier erzählten mir, nach ihrer Abfahrt von der Insel Malhado hätten sie an der Küste eine gescheiterte Barke gefunden; es war die des Contadors und der Geistlichen. Nachdem diese über vier sehr breite reißende Flüsse gesetzt waren, wurde ihre Barke auf das offene Meer getrieben, wo vier der Ihrigen ertranken. Sie schifften bis zur Bucht, und kamen mit vieler Mühe über dieselbe hinaus. Funfzehn Stunden weiter fanden sie abermals eine. Schon waren zwei der Ihrigen auf einer Reise von sechzig Stunden umgekommen, und alle Uebrigen standen auf dem Punkte, ihnen zu folgen. Während des ganzen Weges hatten sie nur von Krabben und Moos gelebt. Als sie zu der letzten Bucht gelangt waren, fanden sie Indianer, welche sich von Maulbeeren ernährten. Sobald diese Eingebornen die Christen erblickten, eilten sie an das andere Ufer. Während die Unsrigen beschäftigt waren, ein Mittel ausfindig zu machen, über die Bucht zu gelangen, kam ein Indianer mit einem Christen zu ihnen; es war Figueroa, einer der vier, die wir auf die Insel Malhado ge-

schickt hatten. Dieser Mensch erzählte ihnen, wie er bis dahin mit seinen Gefährten gekommen sei; wie zwei derselben vor Kälte und Frost umkamen. Die Indianer hatten ihn und Mendez gefangen genommen. Dieser war entflohen, um sich nach Panuco zu begeben; aber die Eingebornen hatten ihn verfolgt und getödtet. Figueroa erfuhr bei diesen Indianern, daß ein Christ bei den Mareamees zurückgehalten würde, erreichte eine andere Gegend, und fand ihn bei den Quevenes. Dieser Christ war Hernando de Esquivel, gebürtig aus Badajoz; er war auf der Barke des Commissairs gewesen. Figueroa erfuhr von Esquivel das Ende des Statthalters, des Contadors und der Andern. Diese Letztern hatten ihre Barke zwischen den Flüssen auf den Strand laufen lassen; indem sie der Küste folgten, fanden sie Pamphilo de Narvaez und dessen Leute. Der Statthalter begab sich in seiner Barke bis zur großen Bucht; hier ließ er die Mannschaft einschiffen, und brachte sie auf das entgegengesetzte Ufer; dann kehrte er zurück, den Contador, die Geistlichen und alle Andern zu holen. Nach der Landung hatte er den Contador von seinem Posten als Lieutenant des Statthalters entbunden, und damit einen Capitain von seiner Begleitung, Namens Pentoja, bekleidet. Am Abend wollte Pamphilo de Narvaez nicht an das Land gehen, und blieb mit dem Steuermann und einem kranken Schiffsjungen in der Barke. Sie hatten weder Wasser noch Lebensmittel an Bord. Um Mitternacht erhob sich ein so heftiger Nordwind, daß die Barke, welche nur einen Stein zum Anker hatte, auf das offene Meer getrieben wurde, ohne daß es Jemand bemerkte; seitdem hörte man nicht wieder

von ihm sprechen. Die, welche am Lande waren, folgten dem Ufer, wurden aber durch eine große Wasserfläche aufgehalten. Sie erbauten ein Floß, und setzten damit auf das andere Ufer. Indem sie ihren Weg verfolgten, kamen sie zu der Spitze eines Waldes, wo sie Indianer fanden, die bei ihrem Anblicke ihre Hütten auf Canots luden, und auf das entgegengesetzte Ufer fuhren. Die Christen machten in Erwägung der strengen Jahreszeit, denn es war Mitte November, in einem Walde Halt, wo sie Holz, Wasser und am Ufer einige Krabben und Muscheln fanden. Hier starben sie Einer nach dem Andern vor Hunger und Frost. Pentoja, der Befehlshaber geworden war, behandelte sie sehr schlecht. Soto Major, der Bruder des Vasco Porcallo, gebürtig von der Insel Cuba, der als Oberst der Reiterei der Expedition beigewohnt hatte, konnte Pentoja nicht ertragen, empörte sich gegen ihn, und versetzte ihm mit dem Stocke einen Schlag, wodurch er ihn tödtete. So verminderte sich ihre Zahl. Die Ueberlebenden ließen die Leichen der Gestorbenen rösten. Der Letzte, der erlag, war Soto Major; Esquivel bratete ihn, und lebte von seiner Leiche bis zum ersten März. Um diese Zeit kam einer von den Indianern, welche bei der Ankunft der Christen die Flucht ergriffen hatten, um nachzusehen, ob Alle todt wären; er fand Esquivel, und nahm ihn mit sich. Während dieser sich in der Sclaverei befand, konnte Figueroa mit ihm sprechen, und erfuhr von ihm Alles, was ich so eben erzählte. Er bat Esquivel, sich mit ihm nach Panuco zu begeben; jener wollte es aber nicht, und sagte, die Geistlichen hätten behauptet, Panuco wäre sehr entfernt.

Esquivel blieb, und Figueroa begab sich nach der Küste, wo er wohnte.

Achtzehntes Kapitel.

Erzählung Esquivels.

Hier die Erzählung, welche Esquivel Figueroa machte; von Einem bis zum Andern ist sie bis zu mir gelangt. Man kann dadurch sehen, was das Ende dieser ganzen Flotte war und was den Meisten derer begegnete, die sich auf derselben befanden. Figueroa fügt hinzu, wenn jemals Christen in dieses Land zurückkehrten, so könnten sie wohl Esquivel finden, weil er erfahren hätte, daß dieser seine Indianer verließ und zu den benachbarten Mareamees flüchtete. Er erzählte uns hierauf, daß er sich mit dem Asturier hatte zu andern Indianern begeben wollen, die weiter vorwärts wohnten; die Indianer aber, bei denen er sich befand, verfolgten sie, prügelten sie, plünderten den Asturier aus und durchbohrten ihm den Arm mit einem Pfeile. Es gelang ihnen dennoch, zu entfliehen und zu den Mareamees zu kommen, die sie überredeten, sie als Sclaven anzunehmen. Während sie sie aber bedienten, wurden sie von den Eingebornen so sehr mißhandelt, als irgend ein Sclave mißhandelt worden sein kann. Nicht zufrieden, sie zu schlagen und ihnen den Bart auszureißen, tödteten sie auch drei von ihnen nur aus dem Grunde, weil sie aus einem Hause in das andere gegangen waren; es waren Diego Dorantez, Valderieso und Diego de Huelva.

Die Ueberlebenden erwarteten dasselbe Loos. Andreas Dorantez konnte diese Behandlung nicht mehr ertragen und begab sich zu den Mareamees, bei denen Esquivel war. Diese Leute erzählten ihm, daß Esquivel die Flucht versucht hätte, weil seine Frau träumte, er würde ihren Sohn tödten; sie hatten ihn verfolgt und niedergehauen. Sie zeigten Andreas Dorantez seinen Degen, seinen Rosenkranz, ein Buch und andere Gegenstände, die ihm gehört hatten. Sie folgten darin einem Gebrauche, der bei ihnen eingeführt ist, und nach welchem sie bei gewissen Träumen ihre eigenen Kinder tödteten. Sie lassen ihre Töchter sogleich nach der Geburt von Hunden fressen und geben als Grund dafür an, daß alle Einwohner der Gegend ihre Feinde sind, und da sie in immerwährendem Kriege leben, würde die Zahl ihrer Feinde sich durch die Verheirathung ihrer Töchter so sehr vermehren, daß sie sie besiegen und unterjochen würden. Lieber tödten sie daher ihre Töchter, als sich der Gefahr auszusetzen, die von ihren Töchtern gebornen Kinder ihre Feinde werden zu sehen. Wir fragten sie, weshalb sie sie nicht lieber in ihren Familien verheiratheten, und sie antworteten uns darauf, es wäre ein Verbrechen, Verwandte zu heirathen, und es wäre besser, die Töchter zu tödten, als dies Verbrechen zu begehen oder sie an ihre Feinde zu geben. Nur die Yguazes theilen diesen Gebrauch. Wollen sie sich verheirathen, so kaufen sie Weiber von ihren Feinden, und zahlen dafür den besten Bogen, den sie sich verschaffen können, und Pfeile für jedes Weib; haben sie keine Bogen, so geben sie ein Netz von drei Fuß Länge und eben so viel Breite. Sie tödten auch ihre Söhne

und kaufen die anderer Völkerstämme. Ihre Ehe dauert nur so lange sie damit zufrieden sind; sie brechen sie wegen jeder Kleinigkeit.

Dorantez blieb nur wenige Tage bei diesen Leuten und entfloh. Castillo und Estevanico begaben sich in das Innere des Landes zu den Yguazes. Alle diese Menschen schießen mit dem Bogen; sie sind wohlgebaut, doch minder groß, als die Stämme, die wir früher verließen. Sie durchbohren sich eine Brust und eine Lippe. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in zwei bis drei Wurzelarten. Sie sammeln diese in allen Ländern; sie sind sehr schlecht, und treiben die auf, die davon essen. Man muß sie zwei Tage kochen, und außerdem ist es noch sehr schwer, sie zu erlangen. Diese Menschen sind so gefräßig, daß sie sich ohne diese Wurzeln nicht sättigen können. Sie suchen sie zwei bis drei Stunden in der Runde. Zuweilen tödten sie Wildpret und fangen Fische, aber immer nur sehr wenig. Ihr Hunger ist so groß, daß sie Spinnen, Ameiseneier, Würmer, Eidechsen, Nattern, deren Stich tödlich ist, Erde, Holz, Hirschkoth und andere Dinge essen, die ich nicht nennen mag. Ich glaube in der That, wenn es in diesem Lande Steine gäbe, so würden sie sie essen. Sie bewahren die Gräten der Schlangen und Fische, die sie gegessen haben, und reiben sie zu Pulver, das sie dann auch essen. Die Männer tragen nie eine Last, sondern die Weiber und Greise, welche sie fürcht rlich mißhandeln. Diese Indianer lieben ihre Kinder nicht so sehr, wie die, von denen ich früher sprach, und mehrere sündigen gegen die Gesetze der Natur. Die Frauen werden außerordentlich mißhandelt; von

vierundzwanzig Stunden dürfen sie nur sechs ruhen; den übrigen Theil der Nacht bringen sie am Feuer zu, Wurzeln zu trocknen. Sobald der Morgen anbricht, bebauen sie das Land, holen Holz und Wasser und beschäftigen sich mit andern Arbeiten. Diese Indianer sind sehr diebisch, und obgleich sehr einig, bestehlen sie sich doch unter einander, wenn der Vater oder Sohn nur den Kopf wendet. Sie sind sehr lügenhaft und sehr leidenschaftlich für ein gewisses berauschendes Getränk, das sie zubereiten. Sie sind so gewöhnt an das Laufen, daß sie vom Morgen bis zum Abend einen Hirsch verfolgen können, ohne anzuhalten, oder zu ermüden. Sie tödten häufig einen Hirsch dadurch, daß sie ihn auf diese Weise ermatten, und oft fangen sie ihn sogar lebendig. Ihre Hütten bestehen aus Schilfmatten, die an vier Bogen befestigt sind. Sie tragen sie aller zwei bis drei Tage auf dem Rücken weiter, um Lebensmittel zu suchen, denn sie treiben durchaus keinen Ackerbau. Ungeachtet ihres beständigen Mangels an Nahrungsmiteln, sind sie doch sehr heiter, und hören nicht auf, zu tanzen und Feste zu feiern. Die beste Zeit für sie ist die Zeit der Tunas, denn während dieser Zeit leiden sie keinen Hunger, tanzen Tag und Nacht, und essen diese Früchte. Sie verwenden ihre ganze Zeit darauf, die Früchte zu pressen und zu öffnen, sie trocknen sie, pressen sie wie die Feigen und bewahren sie zur Reise auf. Die Rinde machen sie zu Pulver. Während wir bei ihnen waren, blieben wir oft drei bis vier Tage ohne Speise, weil es an Lebensmitteln fehlte. Um uns zu trösten, sagten sie, daß wir nicht so traurig sein sollten, daß wir bald andere Tunas

bekommen; daß wir dann reichlich davon essen; daß wir den Saft trinken und dicke Bäuche bekommen; daß wir sehr zufrieden sein, und kein Bedürfniß zum Essen mehr fühlen würden. Aber auf das Alles mußten wir sechs Monate warten. Als diese Zeit endlich gekommen war, aßen wir viele Tunas. Wir fanden in diesem Lande eine Menge Mosquito's von drei verschiedenen Arten; doch waren alle sehr unbequem. Fast das ganze Frühjahr hindurch quälten sie uns. Um uns gegen diese Insecten zu vertheidigen, zündeten wir in der Nähe Feuer von nassem und verfaultem Holz an, damit es nicht hell brannte, und recht viel Rauch verursachte. Dieses Mittel führte einen andern Uebelstand herbei, denn der Rauch schlug uns in die Augen, und entlockte uns schmerzhafte Thränen, der großen Hitze noch gar nicht zu erwähnen. Wir legten uns am Ufer des Flusses nieder, doch kaum waren wir eingeschlafen, so weckten uns die Indianer mit Stockschlägen, daß wir die Feuer wieder anzünden mußten. Die Indianer im Innern des Landes wenden gegen die Mosquitos ein noch merkwürdigeres Mittel an: Sie zünden die Wiesen und Wälder in der Nähe ihres Aufenthaltsortes an, um die Eidechsen und andere Thiere aus der Erde zu jagen, und zur Speise zu gewinnen. Sie verjagen auch die Hirsche durch Feuer aus der Gegend, in welcher sie sich befinden. Ihre Hütten schlagen sie stets nur an Orten auf, wo es Wasser und Holz gibt. Wenn sie Hirsche aufsuchen, die sich gewöhnlich an Orten aufhalten, wo es wenig Wasser gibt, nehmen sie solches in großer Menge mit sich. Am Tage ihrer Ankunft tödten sie die Hirsche und

alle Thiere, welche sie finden; dann verbrauchen sie ihr Holz, um ihre Speisen zu bereiten, und sich durch Feuer gegen die Mosquitos zu schützen. Am nächsten Tage machen sie sich wieder auf den Weg. Wenn sie aufbrechen, sind sie mit Insectenstichen so bedeckt, daß sie Aussätzigen gleichen. Durch so peinliche Mittel stillen sie jährlich zwei bis dreimal ihren Hunger, und ich kann betheuern, daß keine Uebel der Welt diesen vergleichbar sind. Im Innern findet man viele Hirsche, Vögel von verschiedenen Arten und andere Thiere, von denen ich schon sprach. Es gibt hier auch Kühe, ich habe dreimal welche gesehen und davon gegessen; sie kamen mir eben so groß vor, als in Spanien; ihre Hörner sind kleiner, als die der maurischen Kühe; ihr Haar ist sehr lang, und der Wolle unserer Schaafe ähnlich. Ich sah gefleckte und schwarze. Das Fleisch ist viel besser, als das der unsrigen, und die Thiere überhaupt fleischiger. Die Felle der Kälber benutzen die Indianer zu Mänteln; die der Kühe werden zu Schuhen und Schildern verarbeitet. Diese Thiere kommen aus dem Norden in das Innere bis an die Küste, und verbreiten sich über eine Strecke von mehr als vierhundert Stunden. Während des ganzen Weges folgen sie den Wiesen, und nähern sich den Einwohnern, denen sie Lebensmittel und eine große Menge von Häuten liefern.

Neunzehntes Kapitel.

Wie die Indianer uns trennten.

Sechs Monate waren verflossen, seitdem ich mit den Christen den Augenblick der Ausführung unseres Planes erwartete, als die Indianer dreißig Stunden weiter zogen, um die Tunas aufzusuchen. Als wir auf dem Punkte standen, zu entfliehen, zankten sie sich über ein Weib, schlugen sich und Mehrere wurden dabei todtgeschlagen; dann nahm jeder seine Hütte auf den Rücken und zog nach einer andern Richtung fort. Wir Christen waren daher gezwungen, uns zu trennen, und konnten uns ein ganzes Jahr lang nicht wieder vereinigen. Während dieser Zeit führte ich die peinlichste Existenz, sowohl wegen der schlechten Kost, die ich empfing, als auch wegen der Behandlung, die mir zu Theil wurde; ich entfloh deshalb meinem Herrn dreimal. Sie verfolgten mich, und thaten Alles, mich zu tödten, aber Gott erlaubte in seiner Barmherzigkeit, daß ich allen ihren Nachforschungen entging, und es gelang mir, die Spanier zur Zeit der Tunasernten an eben dem Orte wieder zu finden, wo wir uns früher gesehen hatten. Wir hatten abermals beschlossen, die Flucht zu ergreifen, aber an demselben Tage, an welchem wir unsern Entschluß ausführen wollten, trennten uns die Indianer. Ich sagte meinen Kameraden, daß ich sie in den Tunas bis zum Vollmonde erwarten würde. Am 1. September und zugleich am Tage des Neumondes kamen wir hierin überein. Ich blieb bei

meinen Indianern bis zum 13. Tage des Mondes: ich hatte beschlossen, mich zur Zeit des Vollmondes zu den andern Eingebornen des Landes zu begeben. Am 13. September kamen Andreas Dorantez und Estevanico zu mir; sie sagten mir, daß sie Castillo in der Nähe bei den Anagados-Indianern hinterlassen hätten. Sie erzählten uns eine Menge von Gefahren, denen sie ausgesetzt gewesen wären. Sie waren dem Tode nahe gewesen, als die Indianer ihren Wohnort veränderten, und hatten sich dann dahin begeben, wo Castillo sich befand. Sie sollten sich mit denen vereinigen, die ihn in der Sclaverei zurückhielten, und den Frieden bewirkten, denn bisher hatten sie im Kriege gelebt. So fanden wir Castillo wieder. Während wir von Tunas lebten, standen wir ungemein viel Durst aus; ihn zu stillen, tranken wir den Saft dieser Früchte. Wir sammelten ihn in Löchern, die wir in die Erde gruben, da es uns an jedem Gefäße mangelte. Das Getränk ist süß und hat die Farbe des Weintrauben-syrups. Die Tunas sind von verschiedener Art, aber alle schienen mir vortrefflich. Da der Hunger mir nie Zeit ließ, sie zu kosten, konnte ich daher nicht sagen, welches die besten waren. Fast alle Eingebornen trinken Regenwasser, welches sie an gewissen Orten sammeln. Es gibt viele Flüsse, aber die Eingebornen kennen sie nicht, da sie nie einen festen Wohnsitz haben. Es gibt in der ganzen Gegend viele vortreffliche Weiden und Wiesen, die für die bedeutendsten Heerden hinreichen würden. Es schien mir, als sei der Boden sehr fruchtbar, wenn er bebaut würde, und von civilisirten Menschen bewohnt wäre. Einen Berg bekamen wir auf allen unsern Zügen nicht zu sehen.

Die letzten Indianer, von denen wir sprachen, sagten uns, weiterhin an der Küste lebte der Stamm der Comons, und die Eingebornen hätten alle Spanier auf der Barke des Tenalosa und Telles umgebracht; die Christen waren so schwach gewesen, daß sie sich nicht hatten vertheidigen können. Die Indianer zeigten uns Kleidungsstücke und Waffen, welche unsern Landsleuten gehört hatten; sie sagten uns, die Barke wäre an dem Ufer gescheitert: es war die fünfte, die unterging. Die des Gouverneurs war, wie erwähnt, auf das offene Meer getrieben worden; eine andere, in der sich die Mönche und der Contador befanden, war gescheitert, wie Esquivel erzählte. Ich erwähnte, wie die beiden letzten, auf denen sich Dorantez, Castillo und ich befanden, auf der Insel Malhado untergingen.

Zwanzigstes Kapitel.

Wir ergreifen die Flucht.

Zwei Tage, nachdem wir uns vereinigt hatten, empfahlen wir uns dem Herrn, und ergriffen die Flucht, indem wir darauf rechneten, daß, obgleich die Zeit der Tunas-Ernte schon sehr nahe war, wir uns mit andern Früchten, die noch blieben, nähren und einen guten Theil des Landes zurücklegen könnten. An diesem Tage schritten wir hastig vorwärts, indem wir beständig fürchteten, von den Indianern wieder ergriffen zu werden. Wir bemerkten Abends Rauch;

ehe wir an den Ort gelangten, von dem er aufstieg, sahen wir einen Indianer, der die Flucht ergriff, sobald er uns erblickte. Wir sendeten den Neger zu seiner Verfolgung ab. Als der Indianer sah, daß dieser Mensch allein war, blieb er stehen, und der Neger sagte ihm hierauf, daß wir die Menschen suchten, von denen der Rauch herrühre. Der Indianer antwortete, die Häuser wären nicht weit entfernt, und er wollte uns dahin begleiten. Er lief voran, unsere Ankunft zu melden, und wir folgten ihm. Gegen Sonnenuntergang sahen wir die Häuser, und zwei Musketenschüsse vorher trafen wir vier Indianer, die uns erwarteten und sehr gut aufnahmen. Wir sagten ihnen in der Sprache der Mareomees, daß wir uns zu ihnen begäben. Sie zeigten viel Freude, uns zu sehen, und führten uns in das Dorf. Den Neger und Dorantez brachten sie bei einem Arzte unter, Castillo und mich bei einem andern Indianer. Diese Eingebornen hießen Avavares und sprachen eine eigene Sprache. Sie brachten unsern frühern Herren Pfeile und trieben mit ihnen Handel. Obgleich ihre Sprache abweichend ist, und sie eine eigene Nation bilden, verstehen sie sich doch. Die Unsrigen waren an demselben Tage bei den Avavares gewesen. Diese boten uns sogleich Tunas an, weil sie schon von uns hatten sprechen hören, und wußten, daß wir die Kranken heilten und durch die Gnade des Herrn andere Wunder vollbrachten. Es war schon ein sehr Großes, daß wir uns in einem unbewohnten Lande einen Weg gebahnt hatten; daß wir so viele Gefahren bestanden, ohne unterzugehen; daß wir uns bei einer so großen Hungersnoth nährten, und diese

Leute bestimmten, daß sie uns behandelten, wie ich dies erzählen werde.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie wir Kranke heilen.

An dem Abende unserer Ankunft kamen mehrere Indianer zu Castillo, und sagten ihm, daß sie Kopfschmerzen hätten, von denen er sie heilen möchte. Sogleich segnete er sie, empfahl sie Gott, und die Leute sagten auf der Stelle, daß das Uebel verschwunden sei. Sie eilten nach Haus und brachten eine Menge Tunas und ein Stück Hirschfleisch, worüber wir uns sehr wunderten. Das Gerücht dieser Cur verbreitete sich, und eine Menge Kranke kamen noch an demselben Abend, sich heilen zu lassen; jeder brachte ein Stück Hirschfleisch. Wir wußten nicht, wohin wir mit all dem Vorrath sollten. Wir dankten Gott, daß seine Gnade sich täglich sichtbarer für uns zeigte. Als die Heilungen beendet waren, fingen sie an zu tanzen, und überließen sich ihren Lustbarkeiten bis zum Anbruch des Morgens. Die Festlichkeiten, die sie zur Feier unserer Ankunft anstellten, währten drei Tage. Nach Verlauf dieser Zeit fragten wir sie nach den weiterhin liegenden Ländern und deren Einwohnern und Lebensmitteln. Sie antworteten uns, die Gegend brächte viele Tunas hervor, aber sie wären schon vorbei, und es gäbe keine Einwohner mehr, weil Alle nach der Ernte die Gegend verließen. Es sei dort kalt, sagten sie, und man fände sehr wenige Felle. Als wir dies Alles überlegt

hatten, und da der Winter und die Kälte nahe waren, beschlossen wir, diese Jahreszeit bei ihnen zu bleiben. Fünf Tage nach unserer Ankunft brachen wir auf, um andere Tunas in einem andern Lande zu suchen, in welchem fremde Völkerschaften wohnten. Nach einem fünftägigen Marsche, während dessen wir durch Hunger viel litten, kamen wir an einen Fluß, an dessen Ufern wir unsere Hütten aufschlugen; hierauf suchten wir eine Art Früchte, welche den Wicken gleicht, doch da es in diesem Lande keine Wege gibt, verirrte ich mich beim Pflücken. Die Indianer brachen auf, und ich blieb allein. Während ich sie suchte, verirrte ich mich vollends. Gott ließ mich einen brennenden Baum finden, und ich ertrug die Kälte der Nacht, indem ich mich daneben niederlegte. Am Morgen nahm ich Holz und zwei Brände mit mir und suchte meine Gefährten auf. Ich reiste fünf Tage und nahm beständig Holz und Feuer mit mir, aus Furcht, in eine Gegend zu kommen, wo es nicht zu haben wäre. Mit Hülfe dieser Vorsichtsmaßregel war ich nie ohne Feuer, ein anderes Mittel aber, mich gegen die Kälte zu schützen, hatte ich nicht, denn ich war ganz nackt. Während der Nacht suchte ich Schutz unter den Bäumen der Wälder an den Ufern der Flüsse. Vor Sonnenuntergang machte ich ein Loch in die Erde, und sammelte eine Menge trockener von den Bäumen herabgefallener Zweige, und zündete diese in vier Feuern in Kreuzgestalt an. Von Zeit zu Zeit legte ich auf den Feuern nach, und in meinem Erdloche bedeckte ich mich mit Stroh, welches man in großer Menge findet. So schützte ich mich während der Nächte gegen die Kälte, Eines Abends, als ich eingeschlafen war, faßte das

Feuer das Stroh, welches mich bedeckte, und obgleich ich schnell aufsprang, war mir doch fast das ganze Haar abgebrannt. Während der fünf Tage aß ich nichts, denn ich fand nicht das Geringste. Ich hatte keine Fußbekleidung, und so waren meine Füße ganz wund. Gott erbarmte sich meiner, denn während dieser ganzen Zeit blies der Nordwind nicht, sonst hätte ich sterben müssen. Endlich traf ich meine Indianer am Ufer eines Flusses; sie und die Christen hatten mich schon für todt gehalten, und Alle bezeugten über meine Ankunft die größte Freude, besonders die Christen. Sie sagten mir, sie hätten durch Hunger sehr gelitten, und wären dadurch auch abgehalten worden, mich zu suchen. Am Abend gaben sie mir Tunas zu essen. Am nächsten Tage begaben wir uns an einen Ort, an dem es eine große Menge dieser Früchte gab, mit denen wir unsern Hunger stillten.

Wir dankten dem Heiland innig dafür, daß er nicht aufhörte, uns zu beschützen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Man führt uns andere Kranke zu.

Am nächsten Morgen suchte uns eine große Menge von Indianern auf; sie führten uns fünf sehr kranke und gelähmte Personen zu, die sich von Castillo heilen lassen wollten. Jeder Kranke bot seinen Bogen und seine Pfeile. Castillo nahm sie an, und mit Sonnen-

untergang segnete er sie und empfahl sie der Gnade Gottes, unsers Herrn. Wir vereinigten unsere Gebete mit den seinigen, diesen Menschen ihre Gesundheit wieder zu geben, weil wir wußten, daß dies das einzige Mittel war, den Schutz der Indianer für uns zu gewinnen und uns so dem Elend zu entreißen. Gott erhörte uns in seiner Barmherzigkeit, denn am Morgen erhoben sich die Kranken gesund und so kräftig, als sie nie zuvor gewesen waren. Die Indianer waren sehr überrascht, und wir erkannten die Wohlthat Gottes durch innige Dankgebete an. Wir schöpften daraus die Hoffnung, daß er uns endlich von unsern Leiden ganz erlösen würde. Ich kann behaupten, daß ich nie die Hoffnung verloren habe, die göttliche Gnade werde mich aus dieser Sclaverei befreien; ich hörte auch nicht auf, meine Gefährten zu ermuthigen.

Sobald die Indianer mit ihren genesenen Kranken fortgezogen waren, suchten wir Tunas an einem andern Orte, an welchem sich Eingeborne befanden, die Cutalches und Malicones hießen. Wir fanden bei ihnen noch zwei andere Völkerstämme, die Coayos und Susolas. Auf der andern Seite waren die Atayos, die mit diesen Krieg führten, und täglich beschossen sich beide Stämme mit Pfeilen. Da in der ganzen Gegend nur von den Wundern die Rede war, die Gott durch unsere Hände bewirkte, kamen von allen Seiten Leute herbei, sich heilen zu lassen. Zwei Tage nach unserer Ankunft suchten uns die Susolas auf, und baten Castillo, einen Verwundeten zu heilen und andere Kranke, von denen einer dem Tode nahe war. Castillo war ein sehr gottesfürchtiger Arzt, besonders bei gefährlichen Krankheiten; er fürchtete, daß seine

Sünden den glücklichen Erfolg hindern könnten. Die Indianer sagten mir, ich möchte die Kranken pflegen; sie wollten mir wohl, denn sie erinnerten sich, daß ich sie geheilt hätte, als sie in der Nähe der Nußbäume waren, wo sie mir auch Nüsse und Felle gegeben hätten. Das fand Statt, als ich mich mit den andern Christen vereinigt hatte.

Ich mußte wohl mitgehen. Dorantez und Estevanico begleiteten mich. Als ich zu der Hütte kam, bemerkte ich, daß der Kranke schon todt sei. Vor der Hütte standen eine Menge Verwandte und weinten; die Hütte war niedergerissen, ein Zeichen, daß er todt sei. Die Augen des Indianers waren starr und gebrochen, sein Puls schlug nicht mehr, und er hatte alle Zeichen des Todes; das war wenigstens Dorantez's und meine Meinung. Ich hob eine Matte auf, die den Todten bedeckte, und bat den Herrn, diesem Menschen und allen Kranken die Gesundheit wieder zu schenken. Ich segnete ihn mehrmals und hauchte ihn an; die Andern brachten mir seinen Bogen und gaben mir einen Korb getrockneter Tunas. Man führte mir viele andere Indianer zu, die an Betäubung litten, und gab mir noch zwei Körbe mit getrockneten Tunas. Ich gab diese den Indianern, mit denen wir reisten, und dann kehrten wir in unser Lager zurück. Unsere Indianer, denen ich die Tunas gegeben hatte, blieben. Am Abend kehrten sie nach ihren Hütten zurück, und sagten, der Todte, den ich in ihrer Gegenwart behandelt hätte, sei wohl und munter aufgestanden, umher gegangen, und habe mit ihnen gesprochen und gegessen; auch die andern Kranken wären wohl und sehr lustig, was im ganzen Lande die größte Bewun-

derung verbreitete. Man sprach nur von diesem Ereignisse, und Alle, die davon hörten, suchten uns auf, damit wir ihre kranken Kinder heilten und das Zeichen des Kreuzes über sie schlügen. Als die Cutalchiches-Indianer, die sich bei den Unsrigen befanden, auf dem Punkte standen, nach ihrer Heimath zurückzukehren, gaben sie uns alle Tunas, die sie für die Reise aufgehoben hatten, ohne eine einzige für sich zu behalten. Sie schenkten uns außerdem noch Kiesel von 1½ Spannen Länge, deren sie sich zum Schneiden bedienen, für sie von sehr großem Werthe. Sie baten uns, ihrer uns zu erinnern, und den Herrn zu bitten, daß er sie stets bei guter Gesundheit erhalten möchte. Dann gingen sie so zufrieden, wie nur ein Mensch auf der Welt sein kann, obgleich sie uns Alles gegeben hatten, was sie Werthvolles besaßen. Wir blieben acht Monate bei den Avavaren. Wir berechneten die Zeit nach dem Monde. Während dieser Zeit suchte man uns an allen Orten auf, und sagte, wir wären die ächten Kinder der Sonne. Bisher hatten Dorantez und der Neger keine Kranken geheilt, Castillo und ich aber wurden so häufig belästigt, daß auch sie sich zu Aerzten machten. Ich genoß jedoch des größten Rufes wegen meiner Unerschrockenheit, jede Art von Heilung zu übernehmen. Wir behandelten nun keinen Menschen, ohne daß er zuletzt genas, und sie waren bei unserer Pflege ihrer Heilung so gewiß, daß sie fest überzeugt waren, keiner der Ihrigen würde je sterben, wenn wir immer bei ihnen blieben.

Diese Indianer, so wie die andern, erzählten uns ein außerordentliches Ereigniß, welches sich ihrer Berechnung nach vor 15—16 Jahren zugetragen haben sollte. Sie behaupteten, ein kleiner Mann, den sie für bärtig

hielten, obgleich sie sein Gesicht nicht hätten sehen können, sei in dem Lande gereist. Sie nannten ihn in ihrer Sprache: böses Ding. Als dieser Mensch zu ihnen kam, sträubten sich ihre Haare; sie zitterten und sahen vor der Thür ihrer Hütten einen flammenden Brand. Der Mensch trat ein, nahm Alles, was ihm gefiel, brachte ihnen in der Seite drei große Wunden mit einem Kiesel bei, der so breit war wie die Hand und zwei Spannen lang. Dann fuhr er mit der Hand in die Wunden, zog ihre Eingeweide heraus, schnitt einen Zweig von der Länge einer Spanne davon ab und warf ihn in das Feuer. Er versetzte ihnen drei andere Wunden am Arme, trennte die Glieder von einander, setzte sie dann wieder zusammen und legte die Hände auf die Wunden, und die Leute behaupteten, sie wären auf der Stelle geheilt gewesen. Während ihrer Tänze erschien ihnen dieses Wesen oft bald als Weib, bald als Mann; kam ihm die Laune an, so nahm er ihre Hütten mit sich in die Luft, und sank sie umstürzend, wieder damit nieder. Sie erzählten uns, daß sie ihm mehrmals Nahrungsmittel angeboten, er aber sie nie angenommen hätte. Sie hätten ihn gefragt, woher er käme und wo er wohnte, und seine Antwort wäre gewesen: daß er auf eine Spalte in der Erde deutete und sagte, da unten wohne er. Wir lachten über ihre Erzählung; als sie aber sahen, daß wir ihnen nicht glaubten, holten sie eine Menge von denen herbei, die jenes Wesen verwundet hatte, und wir erblickten an ihnen die Narben. Wir sagten ihnen, daß es ein Verwünschter sei, und wenn sie an Gott unsern Herrn glaubten, und wenn sie Christen wie wir wären, so würden sie den kleinen Menschen nicht fürchten, und

dieser nicht wagen, sie zu quälen. Sie durften überzeugt sein, daß er nicht kommen würde, so lange wir in dem Lande wären. Sie freuten sich darüber sehr, und ihre Furcht schwand etwas. Sie sagten uns, sie hätten weiter hin an der Küste, welche wir die Feigenküste nannten, Asturiano, Figueroa und andere Spanier gesehen. Alle diese Menschen haben nicht die geringste Kenntniß von der Kunst, die Zeit einzutheilen, indem sie die Sonne und den Mond beobachten. Sie zählen nicht nach Monaten und Jahren, und berechnen den Unterschied der Jahreszeiten nur nach der Reife der Früchte, dem Tode der Fische oder dem Aufgang der Sterne, und darin sind sie sehr geschickt. Wir wurden von ihnen sehr gut behandelt, gleichwohl mußten wir aber selbst unsere Lebensmittel, Holz und Wasser holen. Ihre Nahrung ist dieselbe, wie die der andern Indianer, von denen wir schon sprachen; sie ernten weder Mais, noch Eicheln, noch Nüsse. Wir waren Alle nackt, wie sie, und nur während der Nacht bedeckten wir uns mit Hirschhäuten. Während der acht Monate, die wir bei ihnen blieben, litten wir sechs den größten Mangel, denn sie fingen nur sehr wenig Fische. Endlich begannen die Tunas zu reifen, und wir entflohen, ohne bemerkt zu werden. Wir gingen zu Indianern, die Maliacones hießen, und weiter vorwärts wohnten. Nachdem wir eine Tagereise zurückgelegt hatten, schlossen wir uns Indianern an, die sich von einer kleinen Frucht nährten, welche die Bäume trugen; sie essen diese während 10—12 Tage in Erwartung der völligen Reife der Tunas. Andere Indianer, welche Arbadaos hießen, schlossen sich denen an, bei welchen wir uns befanden. Unter den Arbadaos

gab es eine so große Menge Kranker, Schwacher und Aufgeschwollener, daß wir darüber staunten. Die Indianer, mit denen wir reisten, zogen weiter, und wir sagten ihnen, daß wir bei den andern bleiben wollten, was ihnen sehr schmerzlich war. Wir legten uns daher auf dem Felde in der Nähe ihrer Hütten nieder; als sie dies sahen, beriethen sie sich, und darauf nahm Jeder von ihnen Einen von uns bei der Hand und führte ihn in seine Hütte. Bei den Arbadaos litten wir viel mehr Hunger als bei den Maliacones. Wir aßen den ganzen Tag nichts, als zwei Händevoll jener Früchte; sie waren grün und hatten einen Saft, der uns den Mund verbrannte.

Wir waren so ausgehungert, daß wir ihnen Netze, ein Fell, mit denen ich mich bedeckte, und andere Gegenstände für zwei Hunde gaben.

Ich erwähnte bereits, daß wir nackt waren, während wir uns in diesem Lande befanden, und, daran nicht gewöhnt, wechselten wir die Haut jährlich zweimal wie die Schlangen. Die Kälte und die scharfe Luft zogen uns auf der Brust und auf den Schultern große Flechten zu, die uns die heftigsten Schmerzen verursachten. Wir waren mit so schweren Lasten bepackt, daß die Stricke, die zum Tragen dienten, uns in das Fleisch schnitten. Das Land ist so wild und so mit Gestrüpp bedeckt, daß wir häufig beim Holzsammeln von Dornrissen am ganzen Leibe blutig zurückkehrten. Mehrmals war es mir unmöglich, das gesammelte Holz fortzuschleppen, so entkräftet war ich und so zerfleischt mein Rücken. Bei allen diesen Leiden war mein einziger Trost, an die Martern unsers Heilandes Jesu Christi zu denken, an das Blut, das

er auch für mich vergoß. Ich dachte, um wie viel grausamer noch seine Schmerzen gewesen sein mochten, als die meinigen. Ich trieb Handel mit den Indianern, lieferte ihnen Netze, Bogen, Pfeile, machte ihnen Kämme, und wir verfertigten Matten, deren sie sehr bedurften. Obgleich sie diese Gegenstände alle zu fertigen verstanden, wollten sie sich doch nicht damit beschäftigen, sondern zogen es vor, Lebensmittel zu suchen; denn während sie sich der Arbeit überlassen, leiden sie gewaltig Hunger. Sie halfen mir die Häute schaben, daß sie biegsamer wurden; das war für mich ein guter Dienst, denn ich nährte mich von dem Abgeschabten zwei bis drei Tage.

Wir waren mit diesen Indianern und denen, die wir verlassen hatten, übereingekommen, daß sie uns das Fleisch roh geben sollten, um es so zu essen; denn wenn wir es rösten ließen, verschlang es der erste beste Indianer. Der Gefahr wollten wir uns nicht aussetzen, und obgleich wir es lieber geröstet gegessen hätten, mußten wir es doch roh genießen.

Das war die Existenz, die wir führten, und die wenigen Nahrungsmittel, deren wir habhaft werden konnten, verdankten wir nur den Tauschgegenständen, die die Arbeit unserer Hände waren.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wir reisen weiter, nachdem wir die beiden Hunde gegessen haben.

Als wir die beiden Hunde gegessen hatten, glaubten wir uns stark genug, den Marsch wieder anzutre-

ten, und verließen die Indianer, nachdem wir Gott gebeten hatten, uns Führer zu sein. Diese Menschen führten uns zu Eingebornen ihres Stammes, welche in der Nähe wohnten. Es regnete den ganzen Tag hindurch. Außer dieser Unannehmlichkeit kamen wir auch noch vom Wege ab, und wurden dadurch gezwungen, uns in einen großen Wald zu flüchten. Wir sammelten hier eine große Menge Tunasblätter, und kochten sie in einem Ofen, den wir errichteten, so daß sie am Morgen eßbar waren.

Nachdem wir diese Mahlzeit gehalten und uns Gott empfohlen hatten, brachen wir auf und fanden auch bald den verlornen Weg wieder. Jenseit des Waldes sahen wir andere Indianerhütten, und als wir ihnen nahe kamen, bemerkten wir zwei Weiber mit ihren Kindern; sie erschraken, und entflohen nach dem Walde, um Männer herbeizuholen; sie kamen, aber sie verbargen sich, um uns zu betrachten. Wir riefen sie, sie näherten sich sehr schüchtern und sagten, sie stürben vor Hunger. Dann erzählten sie uns, in der Nähe lägen eine Menge von Wohnungen, worauf sie uns dahin führten. Am Abende gelangten wir zu einem Orte, wo funfzig Hütten standen. Die Eingebornen waren sehr überrascht und erschreckt, uns zu sehen; als sie sich von ihrem Schreck erholt hatten, betasteten sie uns das Gesicht und den Körper mit den Händen, und näherten sie dann ihrem Gesicht und ihrem Körper. Wir brachten die Nacht bei ihnen zu, und am nächsten Tage führten sie ihre Kranken zu uns, und baten uns, das Zeichen des Kreuzes über sie zu machen. Sie gaben uns von den Lebensmitteln, die sie hatten: Tunasblätter und grüne geröstete Tunas. Als sie sa-

hen, wie gut wir sie behandelten, und daß wir ihnen freudig gaben, was wir hatten, beraubten sie sich ihrer eignen Nahrungsmittel, um sie uns zu geben. Während wir bei ihnen waren, kamen andere Indianer, welche weiter vorwärts wohnten; als diese wieder aufbrechen wollten, sagten wir den ersten, daß unsre Absicht sei, mit diesen zu gehen. Sie waren darüber sehr betrübt, und baten uns dringend, zu bleiben. Endlich aber nahmen wir Abschied von ihnen, und sie weinten über unsere Abreise.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ueber die Sitten der Indianer in diesem Lande.

Seit der Insel Malhado haben alle Eingebornen, auf die wir stießen, die Gewohnheit, bei ihren Frauen nicht mehr zu schlafen, sobald sie wissen, daß sie schwanger sind, und dann bis zwei Jahre nach ihrer Niederkunft. Die Mütter stillen ihre Kinder bis zum Alter von zwölf Jahren; dann sind sie im Stande, sich selbst Nahrung zu verschaffen. Wir fragten sie nach dem Grunde dieser Erziehung, und sie sagten uns, es geschähe wegen des Mangels an Lebensmitteln. Oefters blieben sie zwei bis drei Tage ohne Nahrung und sogar bis vier. Deshalb stillen sie die Kinder so lange; sonst würden sie bei Hungersnoth entweder sterben, oder zu schwächlichen Menschen heranwachsen. Wenn Einige der Ihren krank werden, verlassen sie sie auf den Feldern, ausgenommen, wenn es Söhne

sind; die, welche den Andern nicht folgen können, bleiben zurück; sind es aber ihre Kinder oder Brüder, so tragen sie sie auf dem Rücken fort. Alle pflegen ihre Frauen zu verlassen, wenn sie sich nicht mit ihnen vertragen, und heirathen, wen sie wollen; haben sie Kinder mit ihren Frauen, so trennen sie sich nie von einander.

Erhebt sich in einem Stamme ein Streit, so kämpfen sie, bis sie durch Ermüdung erschöpft sind; zuweilen trennen die Weiber sie, indem sie sich zwischen sie werfen, die Männer aber dürfen dies nicht. Bei ihren persönlichen Streitigkeiten bedienen sie sich nie der Bogen und Pfeile. Sobald sie aufgehört haben, sich zu prügeln, brechen sie ihre Hütten ab, nehmen ihre Weiber und Kinder mit sich, und leben fern von den andern, bis der Zorn sich gelegt hat; dann kehren sie in ihr Dorf zurück, werden wieder Freunde wie zuvor, als sei nichts vorgefallen, und ohne daß es nöthig wäre, sie mit einander auszusöhnen. Wenn die Indianer, die einen Streit haben, nicht verheirathet sind, gehen sie zu einem benachbarten Stamme, und werden von demselben gut aufgenommen, sollten sie selbst Feinde sein. Man freut sich über ihre Ankunft und macht ihnen so viele Geschenke, daß sie bei der Rückkehr in ihr Dorf sehr reich sind.

Alle sind Krieger und so gewandt darin, sich gegen ihre Feinde zu schützen, als wären sie in Italien unter den beständigen Kriegen dieses Landes aufgewachsen. Befinden sie sich an einem Orte, an welchem der Feind ihnen schaden könnte, so führen sie ihre Hütten am Saume eines dichten Waldes auf, graben dicht daneben einen Graben, in welchem sie

schlafen, und die Krieger verschanzen sich hinter Baumgeflecht und verbergen sich dabei so gut, daß man sie nicht bemerkt, wenn man auch ganz in ihrer Nähe ist. Ein sehr schmaler Weg führt in die Mitte des Waldes zu einem Orte, wo ihre Weiber und Kinder sich aufhalten. Wenn die Nacht anbricht, zünden sie in ihren Hütten Feuer an, um die Spione glauben zu machen, daß sie darin sind; vor Anbruch des Tages geben sie dem Feuer neue Nahrung. Wenn zufällig die Feinde die Hütten angreifen, so schießen die, welche im Hinterhalte liegen, auf sie, und bringen ihnen den größten Schaden bei, ohne gesehen zu werden. Ist kein Wald in der Nähe, in dem sie sich verbergen können, so lassen sie sich auf der Ebene an einem Orte nieder, der ihnen am passendsten scheint; sie umgeben sich mit Verschanzungen, die sie mit sehr dünnen Zweigen bekleiden; darein bringen sie Oeffnungen, durch welche sie auf ihre Feinde schießen. Diese Arbeiten machen sie während der Nacht. In der Zeit, als ich bei den Aguenes war, wurden die Feinde in der Nacht von ihnen überfallen, drei getödtet und vier verwundet. Die Aguenes verließen ihre Hütten und flohen in den Wald; als sie aber hörten, daß jene abgezogen wären, kehrten sie zurück, sammelten die Pfeile, die jene ihnen zugeschossen hatten, und verfolgten sie so heimlich als möglich; sie erreichten in der Nacht darauf die Hütten der Feinde, ohne bemerkt zu werden. Mit Tagesanbruch griffen sie sie an, tödteten ihnen fünf Menschen, verwundeten eine große Menge, und zwangen sie, ihre Hütten, ihre Bogen und Alles, was sie besaßen, in Stich zu lassen. Einige Zeit darauf kamen die Weiber jener

Indianer, welche Quevenen hießen, beriethen sich mit den Aguenes und schlossen Frieden. Die Weiber sind fast immer die Veranlassung zu den Kriegen.

Bei ihren persönlichen Feindschaften tödten sie sich des Nachts verrätherisch, und begehen dabei die größten Grausamkeiten; unter Verwandten findet dieses nie Statt.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Indianer sind im Kriege von der größten Wachsamkeit.

Von allen Nationen, die ich auf der Welt gesehen habe, zeigt keine so viel Klugheit, als diese Indianer, wenn sie angegriffen zu werden pflegen. Während der ganzen Nacht sind sie auf den Beinen, lassen ihre Bogen nicht von sich, und sind mit einem Dutzend Pfeilen versehen. Selbst wenn sie schlafen, legen sie ihre Waffen nicht ab, und wenn die Bogen auch nicht gespannt sind, halten sie sie doch stets dazu bereit. Häufig verlassen sie ihre Hütten und beugen sich zur Erde nieder, um nicht gesehen zu werden; sie lauschen und blicken nach allen Seiten umher, um zu sehen, was vorgeht. Sobald sie das geringste Geräusch hören, sind alle mit ihren Bogen auf den Beinen; sie laufen während der Nacht von einer Seite zur andern nach dem Orte, wo sie den Feind finden zu können glauben. Bricht der Tag an, so spannen sie ihre Bogen bis zu dem Augenblicke ab, wo sie ins Feld ziehen. Die Sennen, deren

sie sich bedienen, sind aus Hirschsehnen gedreht. Beim Kampfe bücken sie sich bis zur Erde nieder und schießen ihre Pfeile ab, indem sie sprechen und beständig von der Rechten zur Linken springen, um die Pfeile der Feinde zu vermeiden. Armbrüste und Musketen thun ihnen nur wenig Schaden, und man sieht die Indianer darüber lachen. Diese Waffen sind daher auch auf den Ebenen von geringem Nutzen. Sie sind nur in Engpässen oder da gut, wo es Wasser gibt. Bei jeder andern Gelegenheit können sie nur durch Reiter besiegt werden, vor diesen haben sie die größte Furcht. Die, welche die Indianer bekämpfen wollen, dürfen nicht die geringste Schwäche oder Geiz blicken lassen; auch dürfen sie während des ganzen Krieges ihre Feinde nicht schonen, denn wenn die Indianer nur die geringste Furcht spüren oder man ihnen nimmt, was sie besitzen, so würden sie gewiß die Gelegenheit zur Rache zu finden wissen.

Wenn sie sich mit Pfeilen beschossen haben, und die Munition ihnen ausgeht, so zieht jede Armee auf ihrer Seite davon, sollte selbst die eine zahlreich und die andere schwach sein. Oft durchbohren die Pfeile ihnen den Körper durch und durch, ohne daß sie an der Wunde sterben. Wenn sie nicht in die Eingeweide oder in das Herz geschossen werden, heilen sie sehr schnell. Sie sehen und hören viel besser, als jedes andere Volk; auch ihr Geruch ist viel feiner. Sie ertragen Hunger, Durst und Kälte sehr leicht, denn kein Volk ist mehr als sie an das Elend gewöhnt.

Ich erzähle dies Alles, nicht nur weil die Menschen gewöhnlich neugierig sind, die Sitten und Kampfesart anderer Völker kennen zu lernen, sondern auch weil

es bei gewissen Gelegenheiten sehr nützlich sein kann, die Gebräuche und die Kriegslisten der Völker zu kennen.

Sechs und zwanzigstés Kapitel.

Von den verschiedenen Stämmen und ihren Sprachen.

Auch von den Nationen Floridas will ich sprechen, die man von der Insel Malhado bis an die äußerste Grenze findet; und eben so von ihren Sprachen. Auf der Insel Malhado gibt es zwei Stämme, die Caoquen und die Han. Auf dem Continente, der Insel gegenüber, leben die Chorucos, welche ihren Namen von den Wäldern ableiten, die sie bewohnen; weiterhin an der Küste leben andere Eingeborne, Doguenen genannt, diesen gegenüber die Mendicas und noch weiterhin an der Küste die Quevenen. Die Marianees wohnen im Innern des Festlandes, und wenn man diesen gegenüber die Küste verfolgt, kommt man zu den Guayconen. Die Yguazes bewohnen das Festland, den Guayconen gegenüber; weiterhin sind die Atayos und auf diese folgen die Acubadaos, die sehr zahlreich sind. Die Quitolen bewohnen das Ufer, und ihnen gegenüber auf dem Continente sind die Avavaren; an diese schließen sich die Maliaconen, Cutalchichen, Susolas und Camos an. Die Camolen wohnen jenseit der Küste, und weiterhin ein anderer Stamm, dem wir den Namen Leute der Feigen (los de los Higos) gaben.

Alle diese Nationen haben ihre eigenen Wohnungen, Dörfer und Sprachen. Bei einer heißt ein Hund Arre, bei der andern Aca, bei der dritten Xo. In dieser ganzen Gegend berauschen sie sich mit Hirschlosung, für die sie all' ihre Reichthümer hingeben. Sie trinken ein Getränk, welches sie aus den Blättern eines Baumes bereiten, der der Steineiche gleicht. Diese Blätter kochen sie in Gefäßen. Hat das Wasser zwei Mal aufgekocht, so gießen sie es in ein anderes Gefäß, in welchem sie es abkühlen lassen. Ist es aber sehr schäumig, so trinken sie es so heiß als möglich. Von dem Augenblicke an, wo sie das Gebräude aus dem ersten Gefäße nehmen, stoßen sie fortwährendes Geschrei aus, wozu sie rufen: Wer will trinken! Sobald die Weiber das Geschrei hören, bleiben sie stehen und wagen kein Wort zu sprechen; wären sie selbst mit einer großen Last beladen, so dürfen sie dieselbe nicht ablegen. Macht zufällig eines der Weiber eine Bewegung, so wird es mißhandelt und geprügelt und voll Betrübniß das Getränk weggegossen, das sie zu verzehren im Begriffe standen. Sie geben selbst das, was sie schon getrunken haben, von sich, und zwar mit der größten Leichtigkeit und ohne Schmerz. Als Grund dieses Gebrauches geben sie an: Wie die Weiber ihren Platz verließen, während sie dieses Getränk genössen, würde das Getränk eine schlechte Eigenschaft erhalten und sie darnach bald sterben. Während der Zeit, daß das Getränk bereitet wird, muß das Gefäß verschlossen sein; bleibt es offen und ein Weib geht vorüber, wird der Inhalt weggegossen. Die Flüssigkeit ist gelblich; sie trinken davon drei Tage hinter einander, ohne zu essen; ein Indianer ge-

nießt täglich ungefähr 1½ Aroba (36 Pfund). Wenn die Weiber in ihren kritischen Tagen sind, holen sie nur für sich selbst Nahrung, und kein anderer rührt davon an. Bei ihnen war ich Zeuge einer teuflischen Thatsache: ich sah einen Mann, der mit einem andern verheirathet war, und auch viele Andere, die mit weibischen Männern in der Ehe lebten; sie waren wie Weiber gekleidet, versahen Weiberdienste, schossen mit dem Bogen und trugen sehr große Lasten. Wir haben viele solche Weibermänner gesehen; sie sind fleischiger als die andern, größer, und tragen außerordentlich schwere Lasten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wir verändern unsern Aufenthalt und werden gut aufgenommen.

Nachdem wir die Indianer in Thränen verlassen hatten, folgten wir den andern Eingebornen nach ihren Hütten; die, welche wir dort fanden, empfingen uns sehr freundlich und brachten uns ihre Kinder, um sie zu segnen. Sie gaben uns sehr viel Mesquiquez-Mehl; dies ist eine Frucht, welche dem Johannisbrote gleicht. Das Mehl ist sehr bitter; man ißt es mit Erde vermischt, und dann schmeckt es süß und angenehm. Die Indianer haben folgende Verfahrungsweise, um es eßbar zu machen: sie graben ein Loch in die Erde, so tief als sie es für zweckmäßig halten, thun die Früchte hinein und rühren sie mit einem Pfahle, der so dick ist wie ein Bein und anderthalb Spannen lang, zu

Brei. Wenn dieser Brei sich mit der Erde des Loches vermischt hat, nehmen sie ihn heraus, thun andere Früchte hinein und fangen wieder an zu rühren. Dann sammeln sie Alles in ein Gefäß, welches einem Korbe gleicht, und gießen so viel Wasser hinein, daß der Brei davon bedeckt wird. Wenn das Wasser abgelaufen ist, so kostet der, welcher den Brei gerührt hat, denselben, und findet er ihn noch nicht süß genug, so fängt er die Arbeit von vorn an, bis keine Bitterkeit mehr zu spüren ist. Dann setzen sich Alle um das Gefäß und Jeder nimmt mit den Händen so viel heraus, als er kann. Sie trocknen die Aepfel und Rinde dieses Baumes auf Häuten. Der, welcher mit dem Rühren des Breies beauftragt gewesen ist, läßt sie kochen, thut sie in das Gefäß, deckt sie eben so wie den Brei mit Wasser, und sammelt den Saft und das Wasser, die herausquellen; dann thut er die Aepfel sowie die Schale wieder auf die Haut, und wiederholt die Arbeit drei- bis viermal. Die, welche zu diesem Feste eingeladen worden, das für sie ein Hauptmahl ist, stopfen sich mit dieser Erde und dem Wasser voll. Die Indianer versprachen uns diese Mahlzeit mit ganz besonderem Lobe. Während der ganzen Zeit, die wir bei ihnen zubrachten, endeten Tänze und Festlichkeiten nicht. Während wir Nachts unter freier Luft schliefen, wachten sechs Indianer bei Jedem von uns mit der größten Aufmerksamkeit, ohne Jemandem zu erlauben, vor Sonnenaufgang in unsere Hütten zu gehen. Als wir diese Indianer verließen, wurden sie von Weibern eines weiterhin wohnenden Stammes besucht. Wir erkundigten uns nach ihren Wohnsitzen, und brachen dann ungeachtet der dringenden Bitten der andern Indianer

auf, welche uns diesen Tag noch bei sich behalten wollten, und deshalb sagten, die Wohnungen, zu denen wir uns begäben, lägen sehr weit entfernt, es führe kein Weg dahin, die Weiber wären sehr ermüdet und könnten sich einen Tag ausruhen, um uns dann zu Führern zu dienen. Wir wollten nicht einwilligen und brachen auf; kurze Zeit darauf holten uns die Weiber mit den Indianern des Stammes ein, den wir verließen; da aber kein gebahnter Weg war, verirrten wir uns und legten vier Stunden zurück, ohne zu wissen, wo wir uns befanden. Endlich gingen wir, uns zu erquicken, dem Rauschen eines Wassers nach, und kamen an einen Bach, bei dem uns die Weiber fanden, die uns nun während des übrigen Wegs zu Führern dienten. Am Abend kamen wir an einen Fluß, der ziemlich klein und sehr reißend war; das Wasser ging uns bis zur Brust. Mit Sonnenuntergang gelangten wir zu einem Dorfe von etwa hundert Hütten. Alle Einwohner kamen zu unserm Empfange uns entgegen und brachen dabei in ein fürchterliches Geschrei aus. Sie schlugen sich in das Gesicht und trugen Körbe mit Steinen: das war ein Beweis unseres guten Empfanges, denn sie bedienen sich dieser Körbe nur bei ihren Tänzen oder um ihre Kranken zu heilen. Die Männer allein wagen diese Steine zu berühren; sie schreiben ihnen gewisse Tugenden zu, und behaupten, sie kommen vom Himmel, weil man im Lande keine findet. Woher sie kommen, weiß man nicht, indeß sind es die Ströme, welche sie mit sich bringen. Jeder wollte uns zuerst berühren, und sie drängten sich dazu so gewaltig, daß einer den andern über den Haufen warf, und wir fürchteten, wir möchten erdrückt werden. Sie er-

laubten uns nicht, einen Fuß auf den Boden zu setzen, sondern trugen uns nach ihren Hütten; endlich wurden sie uns so lästig, daß wir uns nach den Hütten flüchteten, die sie für uns errichtet hatten. Wir willigten nicht ein, Theil an dem Feste zu nehmen, welches sie uns geben wollten, und sie tanzten und jubelten hierauf die ganze Nacht unter sich. Am nächsten Morgen suchten alle Bewohner des Dorfes uns auf, um uns zu bitten, sie zu berühren und das Zeichen des Kreuzes über sie zu machen; hierauf gaben sie den Weibern des andern Dorfes, die mit den Ihrigen gekommen waren, eine große Menge Pfeile. Am nächsten Tage verließen wir diesen Ort, und alle Einwohner begleiteten uns. Als wir zu neuen Indianern kamen, wurden wir wieder eben so gut aufgenommen; sie gaben uns verschiedene Dinge zum Geschenk, und unter andern auch Hirsche, die sie denselben Tag erlegt hatten. Wir bemerkten an diesem Orte einen Gebrauch, der uns früher noch nicht aufgefallen war: wenn Kranke kamen, sich heilen zu lassen, nahmen die Indianer, die uns begleiteten, die Pfeile, die Fußbekleidungen, die Muscheln der neuen Ankömmlinge, überreichten sie uns, und führten dann die Kranken herein, die sogleich nach unserer Behandlung davon eilten, indem sie behaupteten, genesen zu sein. Wir verließen diese Indianer und gingen wieder zu andern, die uns ebenfalls sehr gut aufnahmen. Sie führten uns ihre Kranken zu, wir machten das Zeichen des Kreuzes über sie, und sie behaupteten, sich wohl zu befinden. Selbst die, welche noch litten, behaupteten, geheilt zu sein.

Was unsere Begleiter diesen Indianern erzähl-

ten, stimmte sie so lustig, daß ihre Tänze und ihre Feste uns die ganze Nacht nicht schlafen ließen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Eingebornen, die uns begleiten, ändern ihr Benehmen.

Wir verließen diese Indianer und begaben uns zu einer Menge Hütten, bei denen die Eingebornen ihr Betragen gegen uns änderten. Die Bewohner empfingen uns sehr freundlich; da mißhandelten die Unsrigen sie, nahmen ihnen Alles, was sie besaßen, und ließen nichts in ihren Hütten; wir waren sehr betrübt, Leute, die uns so gut aufgenommen hatten, so beraubt zu sehen, und fürchteten, daß diese Handlungsweise Zwistigkeiten herbeiführen würde; wir konnten es aber nicht hindern, und wagten nicht, die Strafbaren zu züchtigen. Wir mußten es daher ertragen, bis wir mehr Gewalt über sie erlangt haben würden. Eben die Indianer, die Alles verloren, was sie besaßen, sagten uns, um uns zu trösten, daß wir uns nicht über das betrüben möchten, was ihnen widerführe; sie wären so zufrieden, uns gesehen zu haben, daß sie ihren Verlust als wohl angewandt betrachteten und andere Eingeborne, die sehr reich wären, ihn ersetzen würden.

Während unserer Reise belästigten uns die, welche uns folgten, sehr, und ungeachtet unserer Anstrengungen, konnten wir ihnen doch nicht entrinnen, so sehr suchten sie uns anzurühren. Ihre Zudringlichkeit war so groß, daß wir uns oft stundenlang ihrer nicht erwehren konnten. Eines Tages führten sie uns die Einwohner

eines Dorfes zu; fast alle hatten ein Auge durch den Staar verloren, und mehrere waren ganz blind. Sie sind sehr wohlgebaut, und viel weißer, als Alle, die wir bisher sahen. Wir erblickten hier die ersten Berge, die sich aus dem Nord-Meere zu erheben schienen. Nach den Berichten der Indianer waren sie ungefähr 15 Stunden vom Meere entfernt. Wir brachen mit den Indianern nach diesen Bergen auf, und wir kamen zu einem Ort, wo sie Verwandte hatten, da sie sich weigerten, uns an einen Ort zu führen, wo sie keine Verwandten hatten; denn die Feinde sollten nicht das Glück haben, uns zu sehen. Als wir uns auf den Weg machten, folgten die Indianer, bei denen wir gewesen waren, denen, die uns begleiteten. Bei unsrer Ankunft verbargen die, welche wir besuchten, und die wußten, was vorgefallen war, Alles, was sie besaßen; als sie uns aber mit vieler Freude aufgenommen hatten, holten sie das Verborgene herbei, und überreichten es uns. Es waren Muscheln, Ocker und einige kleine Silberbeutel. Unserer Gewohnheit nach gaben wir sogleich dies Alles den Indianern, die uns folgten. Diese begannen sogleich ihre Tänze und Feste, und ließen die Indianer eines andern Stammes herbeiholen, um uns auch zu sehen. Sie kamen am Abend an, und überbrachten uns Muscheln, Bogen und andere Gegenstände, die wir sogleich vertheilten. Wir wollten am nächsten Tage wieder aufbrechen, aber sie bestanden darauf, uns zu ihnen befreundeten Stämmen zu führen, die auf dem Gipfel der Berge wohnten. Sie behaupteten, dieser Ort sei nicht sehr bevölkert, und man würde uns zahlreiche Geschenke machen. Da uns dies von unserm Wege abbrachte, wollten wir nicht einwilligen, und folgten in der Ebene der Rich-

tung der Berge, die wir von der Küste nicht sehr weit entfernt hielten.

Alle Küstenbewohner sind sehr boshaft. Wir zogen es vor, im Innern zu reisen, denn die Einwohner behandelten uns hier viel besser; überdies waren wir überzeugt, hier eine bewohntere und an Lebensmitteln reichere Gegend zu finden. Wir faßten auch diesen Entschluß, weil wir das Land, wenn wir durch das Innere zogen, besser beobachten und davon einen genauern Bericht erstatten könnten, wenn der Herr unser Heiland einen der Unsrigen in das Christenreich zurückführen sollte. Die Indianer, welche sahen, daß wir entschlossen waren, nicht dahin zu gehen, wohin sie uns führen wollten, sagten uns, daß es dort weder Einwohner, noch Tunas, noch irgend etwas Anderes zu essen gäbe, wohin wir wollten. Sie baten uns, diesen Tag noch bei ihnen zu bleiben, und wir willigten endlich ein. Sie sendeten augenblicklich zwei Indianer ab, eine Menge Menschen in der Richtung, die wir einschlagen wollten, zu versammeln, und am nächsten Tage brachen wir in großer Begleitung auf. Die Weiber gingen, mit Wasser beladen, nebenher. Wir hatten so viele Gewalt über diese Leute, daß Niemand zu trinken wagte, ohne uns um Erlaubniß zu bitten. Nach einem zweistündigen Marsche fanden wir die Indianer, die vorausgeschickt waren, die Einwohner zu versammeln. Sie sagten, sie hätten keine gefunden, was den Unsrigen viel Kummer zu verursachen schien; sie baten uns aufs neue, nicht in die Berge zu gehen. Als sie sahen, daß wir unsre Absicht nicht änderten, nahmen sie mit vieler Betrübniß von uns Abschied, und gingen den Fluß abwärts. Wir gingen

ihn aufwärts, und trafen bald auf zwei Weiber, die schwer beladen waren. Sobald sie uns erblickten, blieben sie stehen, legten ihre Last ab, und boten uns an, was sie hatten; es war Maismehl. Sie sagten uns, weiterhin am Ufer des Flusses würden wir Häuser, viel Tunas und eben solches Mehl finden. Wir verließen sie, weil sie sich zu denen begaben, von denen wir herkamen. Wir gingen bis Sonnenuntergang, und kamen zu einem Dorf von zwanzig Hütten, wo man uns sehr traurig und mit Thränen empfing. Die Einwohner wußten schon, daß unsre Begleiter die Dörfer plünderten, durch welche wir kamen. Als diese Leute uns sahen, trösteten sie sich, aber sie schenkten uns nur Tunas. Wir brachten die Nacht bei ihnen zu. Mit Tagesanbruch kamen die Indianer, die uns den Tag zuvor verlassen hatten, zu den Hütten, überfielen die Einwohner, die ohne Furcht und ohne Mißtrauen waren, und nahmen ihnen Alles, was sie hatten, so daß diese nichts retten konnten und in Thränen ausbrachen. Sie zu trösten, sagten ihnen die Räuber, daß wir die Söhne der Sonne wären, daß wir die Kranken heilen, und über sie Alle den Tod verhängen könnten, und andere Lügen, die noch stärker waren, und wie sie dieselben zu erfinden wissen, wenn es ihnen dienlich scheint. Sie riethen diesen Indianern, uns mit vieler Sorgfalt als Boten zu dienen, es zu vermeiden, uns irgend worin mißfällig zu sein, uns Alles zu geben, was sie besäßen, uns in ein sehr bewohntes Land zu geleiten, und dort die Andern auszuplündern und zu berauben, weil dies der Gebrauch so sei.

Ende des ersten Bandes.

Gedruckt bei Sturm und Koppe in Leipzig.

Amerika,

seine

Entdeckung und seine Vorzeit.

Nach

Originalmemoiren und Berichten

herausgegeben

von

H. Ternaux-Compans.

Deutsch

von

L. v. Alvensleben.

Zweiter Band.

Meißen, bei F. W. Goedsche.
1839.



Reisen,

Abenteuer und Schiffbrüche

des

Don Alvar Nuñez Cabeça de Vaca.

(1540.)

(Zweiter Abschnitt.)

Bericht

über

die Reise Cybolas,

unternommen im Jahre 1540.

Worin von allen Völkerschaften die Rede ist, welche jene Länder bewohnen, so wie von ihren Sitten und Gebräuchen.

Von

Pedro de Castaneda de Magera.

Meißen, bei F. W. Goedsche.
1839.

Amerika,

seine

Entdeckung und seine Vorzeit.

Nach

Originalmemoiren und Berichten

herausgegeben

von

H. Ternaux-Compans.

Deutsch

von

L. v. Alvensleben.

Zweiter Band.

Meißen, bei F. W. Goedsche.
1839.

Erstes Kapitel.

Wie die Indianer sich unter einander bestehlen.

Nachdem unsere Begleiter unsere neuen Wirthe genau von Allem unterrichtet hatten, was sie thun sollten, verließen sie uns; die Indianer, bei denen wir jetzt waren, beachteten die empfangene Lehre, und behandelten uns mit derselben Achtung und Furcht, wie die ersten. Wir reisten drei Tage mit ihnen, und sie führten uns in ein sehr bevölkertes Land. Vor unsrer Ankunft daselbst benachrichtigten sie die Einwohner, erzählten Alles, was sie über uns erfahren hatten, und setzten noch Mehreres hinzu. Alle diese Indianer lieben Mährchen, und sind sehr lügnerisch, besonders wenn es ihnen Nutzen bringt. Als wir zu den Wohnungen kamen, verließen alle Eingebornen ihre Hütten, uns zu empfangen. Sie schienen sehr zufrieden, und überließen sich ihren Zerstreuungen. Zwei Aerzte gaben uns zwei Flaschenkürbisse, die wir von hier ab mit ihnen trugen. Wir steigerten unsre Autorität sehr, indem wir diese Flaschenkürbisse trugen, denn sie sind bei ihnen höchst geachtete Zeichen. Unsere Begleiter plünderten die Häuser aus, aber da

ihrer nur wenige waren, und die Einwohner sehr zahlreich, konnten sie nicht Alles mit sich fortschaffen, sondern verloren die Hälfte ihrer Beute wieder. Von diesem Orte an folgten wir seitwärts der Richtung der Berge. Wir drangen über funfzig Stunden in das Innere ein, und gelangten endlich zu ungefähr vierzig Hütten.

Unter andern Dingen, die wir an diesem Orte empfingen, erhielt Andreas Dorantez auch eine große kupferne Glocke, auf der eine Figur ausgeprägt war. Die Indianer schienen viel Werth darauf zu legen, und sagten uns, daß sie sie von ihren Nachbarn erhalten hätten. Wir fragten sie, woher sie sich dieselbe verschafft hätten, und sie antworteten uns, sie hätten sie aus dem Norden, wo man viel dergleichen fände und den Stoff sehr schätzte. Sie sagten uns auch, daß man in jenem Lande das Metall schmelze und gieße. Am nächsten Tage kamen wir über einen sieben Stunden langen Berg, dessen Felsen Eisenschlacken waren. Am Abend gelangten wir zu sehr zahlreichen Hütten am Ufer eines freundlichen Flusses. Die Herren dieser Hütten kamen uns mit ihren Kindern auf den Schultern entgegen. Sie schenkten uns viele Beutel mit wohlriechendem Marcassit und Antimonium-Pulver. Das Antimonium dient ihnen dazu, das Gesicht zu malen. Sie boten uns auch viele Muscheln, eine große Menge Kuhhäute an, und beladeten unsere Begleiter mit Allem, was sie besaßen. Sie nähren sich von Tunas und Tannäpfeln. Es gibt in dieser Gegend sehr viele Fichten, deren Aepfel die Größe von Hühnereiern haben; sie sind besser als die in Spanien, weil die Rinde zarter ist. Sind

die Tannäpfel noch grün, so werden sie zerpflückt und in Kugeln verarbeitet, die man ißt; sind sie trocken, so werden sie zu Pulver gerieben. Sobald die, welche uns entgegen kamen, uns berührt hatten, liefen sie zu ihren Hütten zurück, kamen dann wieder zu uns, und liefen so beständig hin und her.

Man führte aus diesem Dorfe einen Mann zu mir, der vor langer Zeit mit einem Pfeile in die rechte Schulter geschossen war; die Spitze war über dem Herzen eingedrungen. Sie saß ihm noch im Körper, und er klagte, daß er seit jener Zeit krank sei. Mit einem Messer öffnete ich ihm die Brust, und fand die Pfeilspitze, sah aber auch zugleich, daß sie sehr schwer herauszuziehen sein würde; ich schnitt noch weiter, und so gelang es mir endlich, obgleich mit großer Mühe, die Spitze herauszuziehen. Sie war sehr stark und aus einem Hirschknochen gemacht. Als ein geschickter Arzt nähte ich die Wunde wieder zu. Sobald ich den Pfeil herausgezogen hatte, forderten die Indianer ihn mir ab. Ich gab ihn, und alle Welt kam herbei, ihn zu besehen. Dann wurde er zu den Bewohnern im Innern geschickt, damit auch diese ihn sehen sollten. Man tanzte bei Gelegenheit dieser Kur viel und ergötzte sich weidlich. Am nächsten Tage versicherte der Indianer, daß er geheilt sei und gar keine Schmerzen mehr empfinde. Die Narbe war in der That nicht größer, als die Falten in unserer Hand. Diese Kur brachte uns in dem Lande in großes Ansehen, und die Leute ehrten und liebten uns so sehr, als sie dessen fähig waren. Wir zeigten ihnen die Schelle, die wir bekommen hatten, und sie sagten uns, an dem Orte, woher sie stammte, fände

man in der Erde eine Menge Platten von diesem Metall, das sehr geachtet werde; auch gebe es in jenem Lande feststehende Wohnungen; wir glaubten, daß dies nahe dem Südmeere sein müßte, denn man hat uns stets gesagt, daß das reicher sei, als das Nordmeer.

Wir verließen diese Indianer, und kamen durch eine so große Menge von Völkerschaften verschiedener Sprache, daß das Gedächtniß es nicht gewährt, sie alle aufzuzählen. Diese Menschen bestahlen sich beständig unter einander, aber die Bestohlenen waren eben so viel schuldig, als die Diebe. Wir wurden beständig von so vielen Menschen begleitet, daß wir nicht frei handeln konnten. Während wir durch diese Gegenden zogen, hatte jeder Indianer einen Stock, von ungefähr drei Spannen Länge. Alle gingen voran und bildeten dabei zwei Flügel. Zeigt sich ein Hase, und es gibt in diesem Lande sehr viele, so umzingeln sie ihn auf der Stelle und schlagen ihn mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit todt. Meiner Ansicht nach ist das die hübscheste Jagd, die man sehen kann. Zuweilen wurden diese Thiere auch mit der Hand ergriffen. Abends wenn wir Halt machten, bekam Jeder von uns acht bis neun Hasen. Die Indianer, welche Bogen trugen, sahen wir nicht; sie gingen in den Wald, die Hirsche zu jagen, und wenn sie Abends zurückkehrten, brachten sie für Jeden von uns fünf bis sechs Hirsche, Vögel, Wachteln und anderes Wildpret mit. Welches Thier sie auch geschossen haben mochten, brachten sie es doch stets zu uns, damit wir es segneten; vorher hätten sie es nicht gewagt, es anzurühren, und wären sie auch vor Hun-

ger gestorben. Das war ein Gebrauch, den sie angenommen hatten, seitdem sie bei uns waren. Die Frauen trugen viele Matten, aus denen für Jeden von uns so wie für unsere Bekannten eine eigene Hütte erbaut wurde. Sobald diese fertig waren, gaben wir Befehl, die Hirsche, die Hasen und alles Wild zu braten. Dies geschah sehr schnell in Oefen, die sie zu diesem Zwecke erbauten. Wir kosteten etwas von diesen Speisen und übergaben sie dann den Häuptlingen, die uns begleiteten, welche sie hierauf unter ihre Leute vertheilten. Jeder kam mit seinem Theile zu uns, um uns zu bitten, daß wir darauf blasen und ihn segnen möchten; sonst hätten sie nicht davon gegessen. Oft hatten wir 3 — 4000 Begleiter, und das war uns sehr lästig, denn jeder Einzelne verlangte, daß wir über das, was er essen wollte, blasen und das Zeichen des Kreuzes darüber machen sollten; auch zu allen möglichen andern Dingen baten sie uns um Erlaubniß. Die Frauen brachten uns Tunas, Spinnen, Würmer und Alles, was sie sich verschaffen konnten. Denn obgleich sie selbst fast vor Hunger starben, gaben sie uns doch Alles, was sie fanden. Wir gingen mit diesen Indianern über einen Fluß, der von Norden her kam. Nachdem wir dreißig Stunden weit durch die Ebene gezogen waren, fanden wir viele Eingeborne, die uns entgegen kamen und uns eben so gut aufnahmen, wie die andern.

Zweites Kapitel.

Die Indianer ändern ihre Art, uns aufzunehmen.

Von diesem Orte an behandelten die Eingebornen uns nicht mehr eben so, was die Plünderung betrifft; wenn die, welche uns entgegen kamen, uns verschiedene Gegenstände überreichten, stahlen die Andern sie uns nicht, und wenn wir in die Häuser traten, boten die Bewohner uns an, was sie besaßen, und sogar die Häuser selbst. Wir übergaben alle diese Geschenke den Häuptlingen, um sie zu vertheilen. Die, welche ausgeplündert waren, folgten uns, und es zogen daher eine Menge, die ihren Verlust ersetzen wollten, hinter uns her. Die neu Ankommenden sagten den andern Eingebornen, sie sollten nichts von ihrem Gute vor uns verbergen, weil wir es doch erführen, weil die Sonne uns ihre Handlungen verriethe und wir dann den Tod über sie verhängen würden. Die Furcht, die sie ihnen einflößten, war so groß, daß sie während der ersten Tage am ganzen Leibe zitterten und nicht wagten, die Augen aufzuschlagen. Diese letztern Indianer führten uns durch ein ödes, mit steilen Bergen versehenes Land. Die Unfruchtbarkeit dieses Landes war Ursach, daß man hier keinen Wald fand, und wir litten daher großen Hunger. Dann kamen wir über einen Fluß, den wir durchwateten und wobei uns das Wasser bis zum Halse ging. Von diesem Orte an wurde eine Menge der uns begleitenden Indianer wegen der großen Hungersnoth und wegen der Mühseligkeiten des Marsches über die

steilen Berge krank. Sie führten uns in eine Ebene am Fuße dieser Berge. Man kam uns auf eine große Strecke entgegen und wir wurden wieder so gut wie früher empfangen. Die Indianer machten unsern Begleitern so viele Geschenke, daß diese nur die Hälfte davon fortbringen konnten. Wir sagten denen, die die Geschenke gemacht hatten, sie möchten das Uebrige zurücknehmen, damit es nicht verloren ginge. Sie antworteten uns aber, sie thäten das nicht, denn es sei nicht ihr Gebrauch, das wiederzunehmen, was sie einmal verschenkt hätten; diese Gegenstände hätten für sie den Werth verloren und sie würden sie verderben lassen. Als wir ihnen sagten, daß unsere Absicht sei, uns mit Sonnenuntergang wieder auf den Weg zu machen, antworteten sie uns, daß die nächsten Stämme sehr weit entfernt wären. Wir befahlen ihnen, vorauszugehen und unsere Ankunft zu melden. Sie entschuldigten sich so gut als möglich, dies nicht zu können. Jene Stämme, sagten sie, wären ihre Feinde, und wir möchten lieber nicht zu ihnen gehen; sie hatten nicht den Muth, mehr zu sagen. Sie schickten zwei Weiber zu denselben ab, eine von ihrem Stamme, und eine andere, die sie dem Stamme abgenommen hatten. Sie wählten Weiber, weil diese selbst während des Krieges mit dem Feinde unterhandeln können. Wir folgten ihnen und blieben an einem Orte zurück, wo wir ihrer warten sollten. Wir warteten fünf Tage, und die Indianer behaupteten, die Weiber müßten Niemand getroffen haben. Wir forderten nun unsere Begleiter auf, uns in nördlicher Richtung zu führen. Sie sagten, in dieser Richtung wären die nächsten Einwohner sehr weit entfernt, und

man fände weder Lebensmittel noch Wasser. Wir beharrten bei unserm Willen, und sie widerstrebten, so gut sie vermochten, was uns sehr unlieb war.

Abends schlief ich auf freiem Felde und weit von ihnen entfernt, aber sie suchten mich sogleich auf. Sie brachten die ganze Nacht zu, ohne zu schlafen, und sagten mir mit vieler Aengstlichkeit, wie erschreckt sie wären; wir möchten nicht böse sein; sollten sie auch auf dem Wege sterben müssen, würden sie uns doch geleiten, wohin wir wollten. Da wir aber noch immer ärgerlich zu sein schienen, trug sich ein sehr sonderbarer Umstand zu: während der Nacht wurden eine Menge der Eingebornen krank, und am nächsten Tage starben acht davon. Das Gerücht verbreitete sich im ganzen Lande, und wir flößten den Menschen so viel Furcht ein, daß sie glaubten, sterben zu müssen, wenn sie uns nur ansähen. Sie baten uns, nicht mehr zornig zu sein und nicht zu dulden, daß sie stürben. Sie waren überzeugt, daß wir sie durch unsern bloßen Willen tödten könnten, und doch waren wir so betrübt über ihren Tod, als wir es nur sein konnten; denn außer denen, die wir schon verloren hatten, fürchteten wir, auch den Tod aller Andern zu sehen, oder, daß sie aus Furcht die Flucht ergriffen. Dies geschah bei allen Bewohnern der Nachbarschaft, als sie das Vorgefallene erfahren hatten. Wir beteten zu Gott, dem Uebel abzuhelfen, und alle Kranken genasen. Wir bemerkten eine außerordentliche Thatsache: die Väter, Brüder und Frauen der Kranken waren höchst betrübt, sie in diesem Zustande zu sehen; waren sie aber todt, so verschwand ihr Kummer. Wir sahen sie weder weinen noch unter einander sprechen,

noch irgend ein Zeichen der Traurigkeit geben. Sie wagten es nicht, sich den Leichen zu nähern, ehe wir ihnen nicht befohlen hatten, sie zu beerdigen.

Vierzehn Tage lang blieben wir bei ihnen, und während dieser ganzen Zeit sahen wir nie Zwei mit einander sprechen oder ihre Kinder lachen oder weinen. Ein Einziger hatte Thränen vergossen; sogleich wurde ihm mit einem scharf schneidenden Rattenzahne von den Schultern bis auf die Beine ein tiefer Einschnitt gemacht. Ich war über diese Grausamkeit sehr betrübt und fragte nach dem Grunde davon. Sie antworteten mir, es sei die Strafe dafür, in meiner Gegenwart geweint zu haben.

Sie theilten ihre Furcht allen andern Indianern, die uns besuchten, mit, damit diese uns gäben, was sie besaßen, denn sie wußten, daß wir nichts für uns behielten, sondern unsern Begleitern stets Alles gaben. Diese Indianer waren die besten, die wir im ganzen Lande fanden; sie gehorchten uns besser als alle andern. Die Meisten sind wohlgebaut. Wir waren drei Tage bei ihnen und alle Kranken geheilt, als die Frauen, die auf Entdeckung ausgesendet waren, zurückkamen. Sie sagten, sie hätten nur wenig Menschen gefunden, da fast alle Indianer auf die Kuhjagd ausgezogen wären. Wir befahlen denen, die krank gewesen waren, zurückzubleiben, den andern aber, uns zu begleiten. Die Weiber und zwei der Unsrigen sollten die Einwohner aufsuchen und sie auf unsern Weg führen, um uns zu empfangen. Am nächsten Tage brachen die Kräftigsten mit uns auf. Nach dreitägigem Marsche machten wir Halt. Den Tag darauf brachen Alonzo del Castillo und Estevanico mit einem Neger

und zwei Weibern als Führerinnen auf. Eines dieser Weiber, eine Sclavin, führte uns zu einem Flusse, der zwischen Bergen hinfloß, an einen Ort, wo ein Dorf stand, in dem ihr Vater wohnte. Diese Wohnungen waren die ersten in diesem Lande, welche Häusern glichen und den Namen verdienten. Als Castillo und Estevanico daselbst angelangt waren, sprachen sie mit den Eingebornen. Drei Tage darauf kehrte Castillo zu uns zurück; er brachte fünf bis sechs Indianer mit sich. Er erzählte uns, daß er feststehende Häuser gefunden hätte, daß die Einwohner sich von Bohnen und Kürbissen nährten und daß er Mais gesehen hätte. Diese Nachricht machte uns die größte Freude, und wir dankten dem Heiland dafür auf das innigste.

Castillo sagte uns, daß der Neger uns mit allen Einwohnern entgegen kommen würde. Wir brachen daher auf, und als wir anderthalb Stunden zurückgelegt hatten, trafen wir den Neger mit den Indianern. Diese gaben uns Bohnen und Flaschenkürbisse zu essen und zum Wassertragen, Kuhhäute und andere Gegenstände. Da diese Leute Feinde derer waren, die uns begleiteten, konnten sie sich mit denselben nicht verständigen. Wir verließen daher die Ersten, und schenkten ihnen Alles, was wir von den Andern erhalten hatten. Sechs Stunden weiter kamen wir gegen Abend zu ihren Häusern. Sie veranstalteten große Feste zur Feier unserer Ankunft. Wir blieben hier einen Tag, und am nächsten führten sie uns zu andern stehenden Häusern, deren Bewohner sich eben so nährten, wie sie.

Wir bemerkten hier zuerst einen neuen Gebrauch: die Indianer, welche erfuhren, daß wir uns näherten, kamen uns nicht mehr entgegen; wir fanden sie in ih-

ren Wohnungen, und sie hatten hier noch Andere versammelt, uns zu sehen. Alle saßen mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt, den Kopf gesenkt, die Haare über die Augen gestrichen. Mitten im Hause lag angehäuft, was sie besaßen. In diesem Lande gab man uns zum ersten Male eine große Menge Ledermäntel. Diese Leute sind die wohlgebautesten, die wir gesehen haben, sehr geschickt, sehr lebhaft, und verstanden und antworteten uns viel besser, als alle Uebrigen. Wir gaben ihnen den Namen Kuhmenschen, weil in dieser Gegend die meisten Kühe gefangen werden. Auf einer Strecke von funfzig Stunden, den Fluß aufwärts, wird eine große Menge getödtet. Diese Menschen sind ganz nackt, wie die ersten, die wir sahen. Die Weiber bedecken sich mit Hirschhäuten, und auch einige Männer thun dies, doch nur die Greise, die nicht mehr mit in den Krieg ziehen. Das Land ist sehr bevölkert. Wir fragten, weshalb sie keinen Mais ausstreuten, und sie gaben uns die Antwort, vor zwei Jahren hätte es an Wasser gefehlt und die Maulwürfe hätten den Saamen gefressen; sie wagten nicht, wieder welchen zu säen, ehe es viel regnete, und baten uns, den Himmel zu bewegen, daß er regnen lasse. Wir wollten wissen, woher sie sich den Mais verschafft hätten, und sie sagten uns, von da, wo die Sonne unterginge; das ganze Land sei davon erfüllt, und der kürzeste Weg führe westlich. Wir forderten sie auf, uns den Weg genau zu bezeichnen; ihrer Angabe nach mußte man den Fluß gegen Norden aufwärts gehen, aber man fände siebzehn Tage lang nichts zu essen, als eine Frucht, Chacan; diese zerquetschten sie zwischen Steinen, aber sie blieb trotz dem sehr hart und trocken.

Sie zeigten uns einige dieser Früchte, und wir konnten sie nicht hinterbringen. Sie sagten uns, so lange wir dem Flusse folgten, befänden wir uns unter ihren Feinden, die mit ihnen dieselbe Sprache sprächen; sie hätten keine Lebensmittel, aber sie würden uns gut aufnehmen und uns viele Baumwollenmäntel und andere Gegenstände schenken. Gleichwohl glaubten sie, daß wir diesen Weg nicht einschlagen sollten. Da wir unentschlossen waren, welche Richtung man verfolgen sollte, blieben wir den Tag bei ihnen. Sie gaben uns Bohnen und Flaschenkürbisse.

Die Art, wie sie die Bohnen kochen, ist so ungewöhnlich, daß ich sie hier angeben will, um zu zeigen, wie abweichend die Industrie der Menschen in verschiedenen Ländern ist. Diese Indianer haben keine Töpfe; wenn sie ihre Nahrungsmittel zubereiten wollen, füllen sie einen großen Flaschenkürbiß zur Hälfte mit Wasser an, und legen in das Feuer eine große Menge Steine, die sehr leicht heiß werden. Ist das Feuer in vollem Brande, so nehmen sie die Steine mit hölzernen Stangen heraus, und werfen sie in das Wasser, bis es kocht. Dann werfen sie in das kochende Wasser, was sie essen wollen, ziehen die frühern Steine heraus und werfen immer wieder neue hinein, damit das Wasser im Kochen bleibt.

Drittes Kapitel.

Wir reisen in der Richtung des Mais fort.

Nach zweitägigem Halt entschlossen wir uns, das Land des Mais aufzusuchen. Wir wollten nicht die Straße einschlagen, auf der die Indianer ihre Kühe schlachten, denn das war nördlich, und wir hätten dazu einen großen Umweg machen müssen. Wir waren überzeugt, daß wir endlich dahin gelangen würden, wohin wir wollten, wenn wir beständig gegen Süden weiter gingen. Wir zogen durch das ganze Land bis zum Südmeere. Die Furcht vor Hungersnoth hielt uns nicht davon ab; in der That aber litten wir durch den Hunger viel während der siebzehn Tage, von denen man uns gesagt hatte. Längs des Flusses gaben die Einwohner uns viele Mäntel aus Kuhhäuten. Wir aßen nicht von den erwähnten Früchten, und lebten nur von einer Handvoll Hirschtalg, welches wir für die Zeit des Mangels aufbewahrt hatten. Endlich setzten wir über den Fluß, und gingen noch siebzehn Tage weiter. Mit Sonnenuntergang gelangten wir in große Thäler in der Mitte hoher Berge. Wir fanden hier einen Völkerstamm, der den dritten Theil des Jahres hindurch nur von Strohpulver lebt, und da das eben jetzt die Jahreszeit war, mußten wir uns davon ebenfalls ernähren. Wir fanden dann feststehende Häuser, wo es viel vorräthigen Mais gab. Man schenkte uns eine große Menge Mehl, Flaschenkürbisse, Bohnen und viele baumwollene Stoffe. Wir gaben alle diese Gegenstände an unsere Begleiter,

und sie waren darüber sehr zufrieden. Wir dankten dem Herrn lebhaft, uns in ein Land geführt zu haben, das so reich an Lebensmitteln war. Mehrere dieser Häuser waren von Erde aufgeführt, oder von Rohrmatten. Von hier gingen wir hundert Stunden weit in das Innere, und fanden überall stehende Häuser, Mais und Bohnen. Die Eingebornen gaben uns viele Hirsche, baumwollene Stoffe, besser als die Neuspaniens, Muscheln, Korallen, die aus dem Südmeere kommen, und eine große Menge Türkisen, die sie sich aus dem Norden verschaffen; kurz sie gaben uns Alles, was sie besaßen. Mir schenkten sie fünf Smaragde, die sie zu Pfeilen verarbeitet hatten, deren sie sich bei ihren Tänzen und Festen bedienen. Da sie mir sehr schön schienen, fragte ich, woher sie wären, und sie sagten mir, sie kämen aus den hohen Bergen gegen Norden, und sie hätten sie gegen Papageienfedern eingetauscht. Ihrem Berichte nach waren diese Berge sehr bevölkert, und es gab dort sehr große Häuser. Wir bemerkten, daß in diesem Lande die Frauen besser behandelt wurden, als bei allen den Indianern, die wir bisher gesehen hatten. Sie tragen baumwollene Hemden, die ihnen bis an die Knie gehen, mit Halbärmeln, die bis auf die Erde hängen, und aus haarlosen Hirschfellen gemacht sind. Sie waschen diese mit Wurzeln, deren Geruch sehr stark ist, und erhalten sie dadurch sehr rein. Diese Hemden sind vorn aufgeschlitzt, und werden mit Riemen befestigt. Diese Indianer trugen Schuhe. Alle kamen zu uns, um von uns berührt zu werden, und daß wir das Zeichen des Kreuzes über sie machten. Sie waren so lästig, daß wir viel von ihnen zu lei-

den hatten. Mochten sie krank oder gesund sein, mußten wir sie beständig segnen. Häufig geschah es, daß die Frauen, welche uns folgten, Kinder gebaren; sogleich brachten sie uns den Neugebornen, um das Zeichen des Kreuzes über ihn zu machen. Sie begleiteten uns stets, bis sie uns andern Eingebornen übergeben hatten. Alle diese Völkerschaften waren fest überzeugt, daß wir vom Himmel kämen. Wenn wir auf dem Marsche waren, aßen wir den ganzen Tag über nichts, und Abends so wenig, daß sie darüber staunten. Nie bemerkten sie, daß wir ermüdet waren, und in der That hatten wir uns so sehr an das Uebel gewöhnt, daß wir es kaum noch bemerkten. Wir behandelten sie mit vieler Zurückhaltung und Autorität; deshalb sprachen wir auch selten mit ihnen. Der Neger wurde stets beauftragt, sich mit ihnen zu verständigen; er zog Erkundigungen über den einzuschlagenden Weg, über die Völkerstämme und über Alles ein, was wir wissen wollten. Wir kamen durch viele verschiedene Nationen, und Gott hörte nicht auf, uns zu beschützen, denn stets verstanden wir sie und konnten uns verständlich machen. Wir drückten uns durch Zeichen aus, die Menschen antworteten uns eben so, und zwar mit solcher Leichtigkeit, als hätten sie unsre Sprache gesprochen und wir die ihrige. Wir kannten sechs verschiedene Sprachen, aber wir konnten uns ihrer nicht überall bedienen, denn wir fanden auf der ganzen Strecke über tausend von einander abweichende.

Die Stämme, welche mit einander im Kriege lebten, schlossen sogleich Frieden, um uns zu empfangen und uns Alles zu bringen, was sie besaßen, wenn

wir sie in Ruhe ließen. Wir gaben ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß es im Himmel ein Wesen gäbe, welches wir Gott nennten; daß es den Himmel und die Erde erschaffen hätte; daß wir es anbeteten und als unsern Herrn betrachteten; daß alle guten Dinge von ihm herrührten; daß wir ihm gehorchten, und daß sie sich wohl befinden würden, wenn sie dies ebenfalls thäten. Wir entdeckten bei diesen Leuten so gute Anlagen, daß wir sie bekehrt haben würden, hätten wir uns ganz verständlich machen können. Wir drückten uns so gut als möglich aus, und in Folge dessen erhoben sie bei Sonnenauf- und Untergang lautes Geschrei und die Hände gen Himmel. Diese Menschen waren wohlgebaut, sehr verständig und zu Allem geeignet.

Viertes Kapitel.

Man gibt uns Hirschherzen.

In dem Dorfe, wo ich die Smaragden geschenkt bekam, erhielt Dorantez über sechs hundert Hirschherzen; die Einwohner haben davon stets eine große Menge zu ihrer Nahrung in Vorrath. Wir gaben dem Dorfe danach den Namen Herzdorf (el pueblo de los corazones). Man kann auf dieser Seite in viele Provinzen der Südsee eindringen; will man das auf einem andern Orte thun, liefe man Gefahr, umzukommen. Die Küste besitzt keinen Mais; man ißt hier nur Strohpulver und Fische, die sie auf Flöß-

sen fangen, denn Canots haben sie nicht. Die Frauen bedecken ihre Blöße mit Blättern und Stroh; diese Leute sind sehr traurig und furchtsam. Wir glauben, daß von der Küste ab in der Richtung der Dörfer, die wir durchzogen hatten, mehr als tausend Stunden bewohntes Land liegt. Die Eingebornen besitzen einen großen Ueberfluß an Lebensmitteln; sie säen dreimal jährlich Bohnen und Mais. Man findet hier drei Arten von Hirschen, und eine davon ist so groß, wie ein junger Stier in Spanien. Ihre Häuser sind fest; sie nennen sie bujos. Sie besitzen Gift, das sie aus einem Baume ziehen, welcher so hoch ist wie unsre Aepfelbäume. Es genügt, die Frucht zu pflücken und damit die Pfeile zu reiben. Hat der Baum keine Frucht, so brechen sie einen Zweig ab, und mit dem Saft, der aus der Rinde dringt, vergiften sie die Pfeile. Es gibt in diesem Lande viele Bäume, die so giftig sind, daß, wenn man abgerissene Aeste mit zerquetschten Blättern in das Wasser wirft, die Hirsche und alle andern Thiere, welche davon saufen, sogleich crepiren.

Wir hielten uns in diesem Dorfe drei Tage auf. Einen Tagemarsch weiter fanden wir ein anderes, wo wir von einem solchen Platzregen überfallen wurden, daß ein Fluß übertrat und wir vierzehn Tage warten mußten, ehe wir ihn passiren konnten. Während dieser Zeit sah Castillo am Halse eines Indianers die Schnalle eines Schwertbandeliers; er nahm sie, und fragte, was es sei. Sie antworteten uns, es käme vom Himmel, und sei in dieses Land durch Männer gebracht worden, die einen Bart trügen wie wir, und die auf dem Flusse vom Himmel gekommen wären;

sie hätten Pferde, Lanzen und Schwerter gehabt, und hätten zwei Eingeborne mit Lanzenstößen getödtet. Wir erkundigten uns so genau als möglich darnach, was diese Männer gemacht hätten. Sie erzählten uns, sie wären dem Meere zu gezogen, hätten ihre Lanzen in das Wasser gestoßen, wären dann selbst hineingegangen, und man hätte sie bis Sonnenuntergang auf dem Wasser gesehen. Wir dankten Gott inbrünstig für das, was wir hörten; denn wir schöpften daraus die Hoffnung, auf Christen zu treffen. Auf der andern Seite waren wir aber wieder durch die Möglichkeit betrübt, daß die Christen wohl nur zu Meere und auf Entdeckungen gekommen sein könnten. Endlich zogen wir aber so zuverlässige Nachrichten ein, daß wir uns mit noch größerer Hoffnung wieder auf den Weg machten; je weiter wir kamen, desto mehr hörten wir von ihnen sprechen. Wir sagten den Eingebornen, wir wollten diese Menschen aufsuchen, um sie zu ermahnen, die Einwohner nicht zu tödten, zu Sclaven zu machen und ihrem Lande zu entreißen, mit einem Worte, ihnen keines von den Uebeln zuzufügen, über die sie sich beklagten, und das machte ihnen eine lebhafte Freude.

Wir durchzogen eine große öde Strecke. Die Einwohner waren in die Gebirge geflüchtet, und hatten aus Furcht vor den Christen ihren Ackerbau aufgegeben. Es war für uns ein bitterer Kummer, ein so schönes, so fruchtbares, so wohlbewässertes Land zu sehen, und nur verlassene oder niedergebrannte Dörfer, abgehungerte, kranke oder flüchtige Einwohner zu finden. Da sie das Land nicht bebauen konnten, stillten sie ihren Hunger mit Baumrinden und Wurzeln. Wäh-

rend des Weges litten auch wir sehr durch Kümmer, denn die Eingebornen waren uns kaum nützlich; sie waren so schwach, daß sie dem Tode nahe schienen. Sie brachten uns Mäntel, die sie aus den Händen der Christen gerettet hatten, und schenkten sie uns. Sie erzählten uns, die Christen wären in das Land gedrungen, hätten die Dörfer verheert und niedergebrannt, die Hälfte der Männer und alle Weiber und Kinder mit sich geführt, und die, welche ihnen entkommen wären, zögen noch als Flüchtlinge umher. Sie waren so erschreckt, daß sie nirgens zu bleiben und noch weniger das Land zu bebauen wagten; sie dachten nicht einmal daran. Sie schienen entschlossen, zu sterben, indem sie lieber so enden wollten, als so grausam behandelt werden, wie es bisher geschehen ist. Sie schienen uns mit vielem Vergnügen zu sehen; gleichwohl fürchteten wir, wenn wir zu den Eingebornen kämen, die sich in der Nähe der Christen befänden und mit ihnen Krieg führten, möchten sie sich an uns für die Mißhandlungen rächen. Als Gott uns erlaubte, dahin zu gelangen, hatten diese Indianer aber vor uns dieselbe Furcht und Achtung, wie alle andern; wir waren darüber nicht wenig erstaunt. Dies beweist übrigens, daß das einzige Mittel zur Bekehrung dieser Menschen die Sanftmuth ist. Sie führten uns in ein Dorf, welches am Abhange eines Berges liegt; um es zu erreichen, mußten wir eine sehr steile Anhöhe erklettern. Wir fanden eine große Menge Eingeborner, die sich aus Furcht vor den Christen dahin geflüchtet hatten. Sie empfingen uns sehr gut und gaben uns, was sie hatten, unter Anderm auch zwei tausend Lasten Mais, welche wir unter die Elenden vertheilten,

die uns hierher begleitet hatten. Am nächsten Tage sendeten wir vier Boten ab, wie wir dies zu thun pflegten, um in einem Dorfe der Nachbarschaft so viel Menschen als möglich zu versammeln; dann brachen wir mit sämmtlichen Bewohnern des Ortes auf. Wir fanden beständig die Spuren der Orte, wo die Christen die Nacht zugebracht hatten. Mittags trafen wir unsere Boten; sie sagten uns, sie hätten keinen Menschen gefunden, und alle Eingebornen wären in die Wälder geflüchtet, aus Furcht, daß die Christen sie umbringen oder zu Sclaven machen möchten. Indem unsere Leute den Abend zuvor sich hinter Bäumen verborgen hatten, bemerkten sie die Christen und sahen, wie sie viele gefesselte Indianer mit fortschleppten. Die, welche uns begleiteten, waren darüber sehr erschreckt; Mehrere kehrten um, um die Ihrigen von der Ankunft der Christen in Kenntniß zu setzen, und eine noch größere Menge würde entflohen sein, hätten wir ihnen nicht gesagt, sie möchten es nicht thun und sich nicht fürchten. Dies tröstete sie sehr und sie waren minder traurig. Wir hatten Indianer bei uns, die hundert Stunden weit herkamen; wir hatten sehr viel Mühe, sie zur Rückkehr nach ihrer Heimath zu überreden. Um sie zu beruhigen, machten wir Halt. Am nächsten Tage marschirten wir den ganzen Tag und brachten die Nacht auf der Straße zu. Am folgenden Tage führten uns die, welche wir voraus gesendet hatten, zu dem Orte, wo sie die Christen sahen. Abends als wir zu diesem Orte gelangten, sahen wir deutlich, daß sie uns die Wahrheit gesagt hatten; an den eingeschlagenen Pfählen erkannten wir, daß es Reiterei gewesen war.

Von diesem Orte, den man Rio Petutan nennt,

bis zu dem Flusse, auf dem Diego de Guzman einlief, sind ungefähr achtzig Stunden; von dem Orte, wo wir zuerst von den Christen sprechen hörten, kann es ungefähr zwölf Stunden bis zur Südsee sein. In der ganzen Gegend, wo die Berge auslaufen, fanden wir viele Spuren von Gold, Antimonium, Eisen, Kupfer und andern Metallen. Da wo die Häuser stehend sind, ist die Temperatur so milde, daß man schon im Januar viel Hitze aussteht. Von diesen Häusern bis zu dem südlichsten Theile des Landes, welches unbevölkert ist, und bis zum Nordmeere ist die Gegend öde und sehr arm. Hier erlitten wir eine unglaubliche Hungersnoth. Die Indianer, welche dieses Land durchziehen, haben sehr grausame Sitten. Die, welche feste Häuser haben und die, welche über diese hinauswohnen, achten nicht auf das Gold und Silber, und glauben nicht, daß man daraus irgend einen Nutzen ziehen kann.

Fünftes Kapitel.

Wir sehen die Spuren der Christen.

Sobald wir gewisse Anzeichen von der Nähe der Christen fanden und wußten, daß wir ihnen so nahe waren, zollten wir dem Herrn des Himmels den innigsten Dank, uns aus einer so grausamen Gefangenschaft errettet zu haben. Wer die Zeit bedenkt, die wir in diesem Lande zugebracht haben, so wie die Gefahren, denen wir ausgesetzt waren, die Leiden, die wir erdulden mußten, kann sich einen Begriff von

unserer Freude machen. Abends bat ich einen meiner Gefährten, die Christen aufzusuchen, die sich aus dem Lande zu entfernen schienen. Alle weigerten sich, dies zu thun, und sagten, es sei zu ermüdend und zu gefährlich; sie hätten dies gleichwohl besser gekonnt als ich, denn sie waren kräftiger und jünger. Da ich ihren schlechten Willen sah, nahm ich am nächsten Tage den Neger und eilf Indianer mit mir, verfolgte die Spur der Christen und kam durch drei Dörfer, in denen sie geschlafen hatten. Ich legte an diesem Tage zehn Stunden zurück. Am nächsten Tage traf ich vier Christen zu Pferde. Sie waren höchst erstaunt, mich so sonderbar gekleidet mitten unter den Indianern zu erblicken. Lange Zeit sahen sie mich mit solchem Staunen an, daß sie kein Wort hervorbringen konnten. Ich sagte ihnen, daß sie mich zu ihrem Oberhaupte bringen möchten, und wir gingen eine halbe Stunde weiter, wo wir Diego de Alcaraz, ihren Hauptmann, fanden. Sobald ich mit ihm gesprochen hatte, sagte er, daß er nicht wüßte, was er thun sollte; daß er seit langer Zeit keinen Indianer hätte fangen können, daß er nicht wisse, wohin er gehen sollte, und daß seine Leute anfingen, Mangel zu leiden.

Ich sagte ihm, Dorantez und Castillo wären zehn Stunden von dort mit einer zahlreichen Begleitung. Sogleich sendete er drei Reiter und funfzig Indianer an sie ab; der Neger diente als Führer.

Ich bat Alcaraz, mir das Jahr, den Monat und den Tag, so wie den Zustand, in welchem er mich gefunden, zu bezeugen, und er that es.

Von diesem Flusse bis zu der Christenstadt St.

Miguel, dem Hauptgouvernement der Provinz Neu-Galizien zählt man dreißig Stunden.

Sechstes Kapitel.

Ich lasse die Christen holen.

Fünf Tage darauf kamen Andreas Dorantez und Alonzo Castillo mit denen an, die ich abgeschickt hatte, sie zu holen. Sie brachten 600 Personen mit, welche zu einem Dorfe gehörten, dessen Bewohner in den Wald geflüchtet waren, und sich hier aus Furcht vor den Christen verbargen. Die Eingebornen, die uns begleiteten, hatten alle diese Indianer zurückberufen, und uns zugeführt. Als sie angelangt waren, bat mich Alcaraz, die Bewohner aus dem Dorfe an dem Ufer des Flusses holen zu lassen, um ihnen zu befehlen, uns Lebensmittel zu bringen. Diese Vorsichtsmaßregel war nicht nöthig, denn sie trugen stets die größte Sorgfalt für uns. Wir schickten sogleich unsern Boten ab, und bald darauf kamen 600 Indianer mit allem Mais, dessen sie hatten habhaft werden können. Er war in Töpfen bewahrt, die sie mit Erde verstopft und vergraben hatten, um sie zu verbergen. Sie brachten uns sehr viel, aber wir nahmen nur, was wir brauchten, und gaben das Uebrige den Christen, um es unter sich zu vertheilen. Diese Letztern verursachten uns den größten Kummer, denn sie wollten die uns zugeführten Indianer durchaus zu Sclaven machen. In dieser Verlegenheit gaben wir unsere Bogen, unsere Türkisse, unsere Beutel und

viele Pfeile hin, und vergaßen die fünf Smaragden, die verloren gegangen waren. Wir gaben den Christen eine Menge Mäntel von Kuhfellen und andere Gegenstände, die wir hatten. Wir sahen die Indianer außerordentlich betrübt und sagten ihnen, sie sollten nach Hause zurückkehren, sich beruhigen und ihren Mais säen. Sie wollten darein nicht willigen und weigerten sich, uns gleich den andern Indianern zu verlassen, weil sie fürchteten, während des Weges zu sterben. Sie sagten, in unserer Gesellschaft fürchteten sie weder die Christen, noch deren Lanzen. Die Christen waren über das Alles zwar sehr aufgebracht und ließen den Eingebornen durch Dolmetscher sagen, wir wären ihre Landsleute, die sie seit langer Zeit verloren, hätten weder Glück noch Muth, sie aber wären die Herren des Landes, denen man gehorchen müsse. Die Indianer achteten jedoch nicht darauf, sondern sagten unter sich, sie lögen, denn wir kämen daher, wo die Sonne aufginge, die Christen aber von Sonnenuntergange; wir heilten die Kranken, sie aber brächten die Gesunden um; wir wären nackt und ohne Fußbekleidung, jene aber angekleidet und hätten Pferde und Lanzen; wir wünschten nichts zu besitzen, sondern gäben im Gegentheil Alles, was wir bekämen, fort, ohne etwas für uns zu behalten, und die neuen Ankömmlinge dächten nur daran, zu rauben, was sie fänden, und gäben Niemandem etwas davon. So erzählten sie Alles, was wir gethan hatten, und übertrieben selbst noch unsere Handlungen, um uns den Andern gegenüber zu stellen. Sie antworteten in diesem Sinne auch dem Dolmetscher der Christen. Eben so sprachen sie zu den Eingebornen in einer Sprache, die

wir verstanden. Die Indianer, die sich dieser Sprache bedienen, heißen Primahaïtu; es ist ein Dialekt, wie bei uns der biscayische. Auf einer Strecke von mehr als vier hundert Stunden fanden wir nur diesen Dialekt in Gebrauch. Nichts konnte die Indianer glauben machen, daß wir Christen wären, wie die Andern Nur mit großer Mühe gelang es uns, sie zur Rückkehr in ihre Heimath zu bestimmen. Wir befahlen ihnen, sich zu beruhigen, in ihre Dörfer zurückzukehren und das Land zu bebauen.

Der Boden ist hier fruchtbarer als in irgend einem andern Theile dieses Landes, und die Lebensmittel sind in großem Ueberflusse. Man macht jährlich drei Ernten. Die Früchte aller Art sind in Menge vorhanden, die Flüsse sehr schön, das Wasser sehr gut. Man findet hier sichere Spuren von Gold- und Silberminen. Die Bevölkerung ist vortrefflich, und die Eingebornen unterwerfen sich gern den Christen, welche ihre Freunde sind. Sie sind viel besser gebaut, als die Mexicaner. Kurz, dem Lande fehlt nichts, um vortrefflich zu sein.

Als wir die Indianer verabschiedet hatten, sagten sie, daß sie uns gehorchen und ihre Dörfer wieder herstellen wollten, wenn die Christen sie gewähren ließen, und ich betheuere, daß es nur die Schuld der Letztern ist, wenn die Indianer dies nicht thaten. Nachdem wir die Indianer beruhigt entlassen und ihnen für ihre Sorgfalt für uns gedankt hatten, schickten uns die Christen in Arrest zu einem Alcaden, Namens Zebreros und zwei andere Menschen. Diese führten uns in Wälder und Wüsten, um uns von jedem Verkehre mit den Indianern zu entfernen, und damit wir

nicht sehen und hören konnten, was sie selbst unternähmen. Das zeigt, wie trügerisch die Hoffnung ist. Wir suchten die Freiheit, und in dem Augenblicke, als wir sie genießen wollten, traf gerade das Gegentheil ein.

Die Absicht der Christen war, den Indianern nachzueilen, die wir beruhigt und ohne Furcht entlassen hatten. Sie thaten dies auch zwei Tage lang. Sie führten uns in die Gebirge, wo wir kein Wasser hatten und keinen gebahnten Weg fanden. Wir glaubten alle, vor Durst sterben zu müssen; sieben starben in der That, und eine große Menge befreundeter Indianer, welche die Christen bei sich hatten, lebten nur bis zum nächsten Mittag; am Abend fanden wir Wasser. Wir legten mit ihnen ungefähr 25 Stunden zurück und gelangten endlich in ein Dorf unterworfener Indianer. Der Alcade, der uns geführt hatte, verließ uns hier und begab sich zu einem drei Stunden weiter gelegenen Dorfe, Namens Culiaçan, wo Melchior Diaz seinen Sitz hatte, der Alcade Major und Capitain der Provinz.

Siebentes Kapitel.

Wie wir am Abend unserer Ankunft von dem Alcade Major empfangen wurden.

Sobald der Alcade Major von unserer Ankunft Kenntniß erhielt, machte er sich zu uns auf den Weg. Er vergoß mit uns gemeinschaftlich zahlreiche Thränen, und dankte dem Herrn unserm Heiland für die große Gnade, die er gegen uns gezeigt hatte. Er sprach

mit uns, behandelte uns mit vieler Güte und bot uns im Namen Nuño de Guzmans und in seinem eignen Alles an, was er besaß. Er schien sehr theilnehmend wegen der schlechten Behandlung, die uns von Alcaraz und dessen Gefährten geworden war. Ich bin überzeugt, wenn dieser Letztere gegenwärtig gewesen wäre, so würde er seine Handlungsweise gegen uns und die Indianer zu entschuldigen gesucht haben. Wir reisten am nächsten Tage ab. Der Alcade bat uns dringend, in dem Lande zu bleiben, indem er sagte, daß wir für den Dienst Gottes und des Königs von großem Nutzen sein könnten, weil das Land verlassen und verheert ohne Bebauung läge und die Indianer sich in den Waldungen verborgen hielten und nicht wagten, in ihre Dörfer zurückzukehren. Er sagte uns, wir möchten sie rufen lassen und ihnen im Namen Gottes und des Königs befehlen, die Ebene wieder zu bewohnen und das Land zu bebauen. Die Ausführung schien uns sehr schwierig, da wir keinen von den Indianern mehr bei uns hatten, die uns verstanden. Endlich versuchten wir unser Heil bei zwei gefangenen Indianern, welche aus demselben Lande waren, wie unsere Begleiter, und die bei unserer Ankunft sich in den Händen der Christen befunden hatten. Sie hatten gesehen, wie Viele uns begleiteten, und von diesen die Macht und Herrschaft erfahren, die wir in allen Ländern ausübten, durch welche wir kamen, die Wunder, die wir vollbrachten, die Kranken, die wir heilten, und viele andere Dinge. Wir schickten mit diesen Indianern andere Eingeborene aus dem Dorfe ab, um die zurückzurufen, die in die Gebirge entflohen waren, so wie die Einwohner von Rio

Petutan, wo wir die Christen gefunden hatten. Wir befahlen ihnen, jenen zu sagen, daß sie kommen sollten, weil wir mit ihnen sprechen wollten, und damit unsere Abgeordneten keine Furcht hegten, und die Andern mit ihnen kämen, gaben wir ihnen einen der Flaschenkürbisse, die wir in der Hand trugen, und die unser geehrtestes Zeichen waren. Sie nahmen ihn mit und brachen auf. Fünf Tage darauf kehrten sie mit drei Häuptlingen, die in die Gebirge geflüchtet gewesen waren, zurück, und funfzehn Menschen folgten ihnen. Sie brachten Muscheln, Kürbisse und Federn. Unsere Abgeordneten sagten uns, sie hätten an dem bezeichneten Orte keinen Indianer gefunden, weil die Christen sie abermals angegriffen hätten und deshalb alle in die Wälder entflohen wären. Melchior Diaz beauftragte den Dolmetscher, diesen Indianern von uns zu sagen, daß wir die Abgeordneten Gottes wären, der im Himmel seinen Sitz hat; daß wir die Welt lange Jahre durchgezogen und dabei allen Menschen, auf die wir gestoßen wären, gesagt hätten, sie sollten an Gott glauben und Gott dienen, weil er der oberste Herr aller Dinge sei, die Guten belohne und die Bösen durch die Strafe des ewigen Feuers bestrafe; daß er die Guten, wenn sie stürben, in den Himmel nähme, wo man nie stürbe und weder Hunger noch Durst noch Kälte auszustehen hätte, wo man kein Bedürfniß hegte und der größten Glückseligkeit genösse. Die, welche sich weigerten, an ihn zu glauben und ihm zu gehorchen, würden unter die Erde in ungeheure Flammen geworfen, und dieses Feuer verlöschte nie und sie hörten nie auf, zu leiden. Wenn sie dagegen Christen werden und Gott dienen wollten, wie man

ihnen andeuten würde, würden sie als unsere Brüder betrachtet und sehr gut behandelt werden; wir würden dann den Christen befehlen, ihnen nichts Böses zu thun, sie nicht aus ihrem Lande zu reißen und ihnen viel Freundschaft zu erweisen. Wenn sie diese Vorschläge nicht annähmen, so würden dagegen die Christen ihnen alles mögliche Ueble thun und sie in ein anderes Land als Sclaven fortschleppen. Sie antworteten dem Dolmetscher, sie würden sehr gute Christen sein und Gott dienen. Wir fragten sie, wen sie anbeteten, wem sie Opfer brächten und von wem sie Wasser für ihren Mais und Gesundheit für sich selbst erflehten. Sie antworteten: einen Mann, der im Himmel wohne und Aguar heiße; sie hielten ihn für den Schöpfer der Welt und aller Dinge in ihr. Wir befragten sie, woher sie das Alles wüßten, und sie antworteten uns, ihre Väter und Vorfahren hätten ihnen das Alles gesagt; und sie wüßten schon seit langer Zeit, daß das Wasser und alle guten Dinge von dort her kämen. Wir sagten ihnen, daß wir dieses Wesen Gott nennen; daß sie es auch so nennen, ihm dienen und es anbeten sollten; daß sie sich dabei wohlbefinden würden. Sie versprachen, sich dem zu fügen. Wir befahlen ihnen, die Wälder zu verlassen, das Land ruhig zu bebauen, ihre Häuser wieder aufzuführen, eines für Gott zu erbauen und über den Eingang ein Kreuz zu setzen, wie wir es trügen. Wenn sie dann Christen kommen sähen, sollten sie ihnen mit Kreuzen in der Hand entgegen gehen, weder Pfeile noch Waffen bei sich tragen, sie zu sich führen und ernähren. Dann würden die Christen ihnen nichts Böses zufügen, sondern im Gegentheil ihre Freunde sein. Sie sagten,

sie wollten dies thun, wie wir es vorgeschrieben hätten. Der Capitain gab ihnen Mäntel, und sie kehrten nach Hause zurück, wohin sie die beiden Gefangenen, die als Boten gedient hatten, mitnahmen. Dies trug sich in Gegenwart des Landesnotars und vieler anderer Zeugen zu.

Achtes Kapitel.

Wir lassen Kirchen erbauen.

Sobald die Indianer fort waren, kamen alle Eingeborne dieser Provinz, welche Freunde der Christen waren und von unserer Ankunft gehört hatten, und brachten uns Federn und Muscheln. Wir befahlen ihnen, Kirchen aufzuführen und Kreuze darauf zu setzen, denn bis jetzt hatten sie noch keine erbaut. Wir ließen die Söhne der angesehensten Einwohner kommen, und tauften sie; dann versprach der Capitain feierlichst vor Gott, keine feindlichen Streifzüge durch das Land zu machen, nicht zu erlauben, daß Andere sie machten, und keinen Bewohner der Gegenden, die wir beruhigt hatten, in die Sclaverei zu führen. Er verpflichtete sich, dies Versprechen zu halten, bis der König oder der Gouverneur Nuño de Guzman oder der Vicekönig eine Bestimmung träfen, wie sie für den Dienst Gottes und des Kaisers zweckmäßig sei. Als die Kinder getauft waren, brachen wir nach der Stadt San-Miguel auf.

Sobald wir dort angelangt waren, kamen Indianer, uns zu sagen, daß eine große Menge Eingeborner die Wälder verließen, die Ebene wieder bevölkerten, Kirchen erbauten, Kreuze aufführten und Alles

thäten, was wir ihnen befohlen hätten. Täglich hörten wir, was vorging, und daß man uns vollkommen gehorche. Vierzehn Tage darauf traf Alcaraz mit den Christen ein, die ihn auf einem Streifzuge in das Innere begleitet hatten. Sie erzählten dem Capitain, die Indianer hätten die Wälder verlassen, die Ebene wieder bevölkert, und sie hätten da zahlreiche Wohnungen gefunden, wo früher Alles entvölkert und öde gewesen wäre. Diese Eingebornen wären ihnen mit Kreuzen in den Händen entgegengekommen, hätten sie in ihre Wohnungen geführt und ihnen gegeben, was sie besessen. Die Unsrigen hatten die Nacht bei ihnen zugebracht und waren über ihr neues Betragen sehr erstaunt gewesen. Die Indianer sagten ihnen, daß sie beruhigt wären; Alcaraz verbot hierauf, ihnen Böses zu thun, und verließ sie.

Gott erlaubte in seiner unendlichen Gnade, daß diese Nationen freiwillig unserm Heilande erworben wurden. Wir sind überzeugt, daß diese Unterwerfung von Dauer sein, und daß der König Alles thun wird, sie zu erhalten. Dies wird sehr leicht sein, denn auf einer Strecke von 200 Stunden, die wir zu Land oder See zurücklegten, haben wir in einer Zeit von zwei Monaten keine Spur von Götzendienerei gefunden.

Wir sind von einem Meere zum andern gereist, und nach sorgfältig angestellten Beobachtungen glauben wir, daß die größte Breite 200 Stunden betragen kann. Wir haben erfahren, daß man auf der Südküste Perlen und viele Reichthümer findet, und daß dies der beste Theil des Landes ist.

Wir blieben bis zum 15. Mai in der Stadt San-Miguel. Wir verlängerten unsern Aufenthalt

so sehr, weil man 100 Stunden lang durch ein ganz ödes und feindliches Land muß, wenn man nach der Stadt Campostella, dem Sitze des Statthalters Nuño de Guzman, will. Wir waren gezwungen, mit unsern Leuten und zwanzig Reitern zu reisen, die uns 40 Stunden weit begleiteten. Von dem Orte, wo sie uns verließen, setzten wir unsern Weg in Gesellschaft von sechs Christen fort, welche 500 indianische Sclaven bei sich hatten. In Campostella wurden wir von dem Gouverneur sehr gut aufgenommen, und erhielten von ihm, was nöthig war, um uns anständig zu kleiden. Es dauerte längere Zeit, ehe ich mich daran gewöhnen konnte, Kleider zu tragen, und nur auf der Erde schlief ich. Zehn oder zwölf Tage darauf reisten wir nach Mexico. Während des ganzen Weges wurden wir von den Christen sehr gut behandelt; eine große Menge kamen uns entgegen und dankten Gott mit uns dafür, daß er uns aus so vielen Gefahren errettet hatte. Wir kamen an einem Sonntage nach der Stadt St. Jacob. Der Vicekönig und der Marquis del Valle (Ferdinand Cortez) empfingen uns mit dem größten Vergnügen und behandelten uns sehr gut; sie gaben uns Kleider, boten uns Alles an, was sie besaßen, und am Tage des heiligen Jacob gab es Ringelrennen und Stiergefechte.

Neuntes Kapitel.

Von dem, was mir begegnete, als ich nach Spanien zurückkehren wollte.

Nachdem wir uns in Mexico zwei Monate ausgeruht hatten, wünschte ich nach Spanien zurückzu-

kehren. Ich wollte mich im Monat October einschif- fen, als sich ein Sturm erhob und das Schiff schei- terte; ich beschloß hierauf, bis Ende des Winters zu warten, denn diese Jahreszeit ist für die Schifffahrt sehr gefährlich. Als ein Theil des Winters vorüber war, ging ich mit Andreas Dorantez nach Veracruz, wo wir den Palmsonntag erwarteten, um zur See zu gehen. Vierzehn Tage lang warteten wir auf günsti- gen Wind. Das Schiff hatte einen großen Leck, ich verließ es deshalb und schiffte mich auf einem andern ein, welches die Reise ebenfalls machen sollte; Doran- tez blieb auf dem ersten. Am 16. April gingen wir unter Segel. Drei Schiffe reisten achtzig Stunden weit mit einander. Die beiden andern Schiffe sogen viel Wasser ein; während einer Nacht verschwanden sie, und wir sahen sie nicht wieder. Wir glaubten, die Piloten und der Kapitain hätten mit diesen Schiffen nicht gewagt weiter zu fahren, und wären deshalb in den Hafen zurückgekehrt, ohne uns davon etwas zu sagen. Wir setzten daher unsern Weg fort. Am 4. Mai kamen wir nach Havanna auf der Insel Cuba. Wir erwarteten hier bis zum 2. Juni die Ankunft der beiden andern Schiffe; endlich machten wir uns wieder auf den Weg und fürchteten sehr, auf die Franzosen zu stoßen, die uns einige Tage zuvor drei Schiffe genom- men hatten. Auf der Höhe der Insel Belmuda (Ber- mudas) wurden wir von einem Sturme überfallen, den alle die aushalten müssen, welche diesen Ort pas- siren, denn der Sturm umzieht die Insel, ohne sie zu verlassen. Eine ganze Nacht hindurch hielten wir uns hier für verloren. Gott erlaubte, daß am Morgen der Sturm endete, und wir setzten unsern Weg fort.

29 Tage nachdem wir Havanna verlassen hatten, waren wir 1500 Stunden weit gefahren, die Entfernung, welche diese Insel von denen der Azoren trennt. Am nächsten Tage, als wir an der Insel del Cuervo (Rabeninsel) vorbeikamen, erblickten wir ein französisches Schiff. Gegen Mittag fing es an, auf uns Jagd zu machen, begleitet von einer Caravelle, die es den Portugiesen abgenommen hatte. Am Abende bemerkten wir neun Segel, aber sie waren so weit entfernt, daß wir nicht sehen konnten, ob es Portugiesen wären, oder die Schiffe, die mit uns ausliefen. Bei Anbruch des Tages war der Franzose noch einen Büchsenschuß weit von uns entfernt. Sobald es ganz finster war, veränderten wir den Curs, um ihn zu vermeiden, aber da er uns sehr nahe war, bemerkte er dies und verfolgte uns. Drei= bis viermal wiederholten wir dies Manövre. Er hätte uns nehmen können, wenn er gewollt hätte; aber er schien dazu den Tag zu erwarten. Dem Himmel sei Dank, bei Sonnenaufgang waren der Franzose und wir von den neun Segeln umzingelt, die wir den Abend zuvor bemerkt hatten; wir erkannten sie für einen Theil der portugiesischen Flotte. Da dankte ich Gott dafür, daß er mich den Gefahren zu Lande wie zur See so glücklich entriß. Als der Franzose die portugiesische Flotte erblickte, ließ er die Caravelle, die er im Schlepptau hatte, los. Sie war mit Negern beladen, und er führte sie bei sich, um uns glauben zu machen, daß er Portugiese sei, damit wir ihn erwarten sollten. In dem Augenblicke, als er sie verließ, sagte er dem Capitain und dem Lotsen, daß wir Franzosen wären und mit ihm segelten. Er ließ sogleich 60 Ruder auslegen, und begann mit allen Se=

geln und Rudern das Weite zu suchen. Er entfernte sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Die Caravelle, die er zurückgelassen hatte, segelte auf die Gallione zu. Der Patron sagte zu dem Admiral, daß unser Schiff und das andere Franzosen wären. In dem Augenblicke, als wir uns der Gallione näherten, war die ganze Flotte überzeugt, daß wir Franzosen wären, und traf Vorkehrungen zum Kampfe. Als wir den Schiffen nahe waren, gaben wir eine blinde Salve; sie erkannten dadurch, daß wir Freunde waren und daß der Corsar sie betrogen hatte. Vier Caravellen verfolgten ihn; die Gallione näherte sich uns, und als wir sie begrüßt hatten, fragte uns der Capitain Diego de Silveira, woher wir kämen und worin unsere Ladung bestände. Wir sagten, daß wir aus Neuspanien mit Gold und Silber kämen. Er fragte uns, wie viel wir an Bord hätten. Unser Capitain antwortete ihm, es möchten etwa 300 Castilianer sein.

„Meiner Treu,“ sagte Diego de Silveira, „Ihr kehrt sehr reich zurück, und gleichwohl habt Ihr ein schlechtes Fahrzeug und eine erbärmliche Artillerie. Der Hund von französischem Renegat hat sich einen schönen Bissen entgehen lassen, der Bastard. Da Ihr ihm entgangen seid, folgt mir, ohne Euch zu entfernen, und mit Gottes Hülfe werde ich Euch nach Spanien bringen.“

Kurze Zeit darauf kehrten die Caravellen, welche den Franzosen verfolgt hatten, zurück, denn er war ihnen zu schnell gesegelt, und um so mehr, da sie die Flotte nicht verlassen wollten, bei der sich drei mit Gewürzen beladene Schiffe befanden. Wir landeten auf der Insel Terzera, wo wir uns vierzehn Tage ausruhten und noch ein anderes Schiff erwarteten, wel-

ches in Begleitung von drei andern Schiffen, von der Escadre beschützt, aus Indien nachkam. Wir gingen alle zusammen unter Segel, und liefen am Abend des 15. August, dem Tage des heiligen Laurentius, des Jahres 1537 in dem Hafen von Lissabon ein.

Da alles das, was ich in diesem Berichte erzählt habe, wahr ist, unterzeichne ich ihn mit meinem Namen.

Cabeça de Vaca.

Zehntes und letztes Kapitel.

Von dem, was denen widerfuhr, welche die Reise nach Indien mitgemacht hatten.

Da ich den Bericht alles dessen niedergeschrieben habe, was sich auf der Reise nach Florida, auf den Streifzügen in jenem Lande und während der Reise nach Spanien zutrug, will ich auch erzählen, was den Schiffen und Personen begegnete, die ich in Indien ließ. Ich that es nicht früher, weil ich davon erst Kenntniß erhielt, als wir das Land verließen, und einige unserer Gefährten aus Neuspanien wiederfanden. Auch in Castilien haben wir Einige wiedergefunden, die uns das Resultat dieser Expedition mittheilten, so wie Alles das, was sich zugetragen hat, nachdem wir die drei Schiffe verließen; denn eines war schon auf der Küste Brava (der Gefahrvollen) untergegangen. Diese schwebten schon in großer Gefahr: sie hatten gegen hundert Personen und nur sehr wenig Lebensmittel an Bord. Unter den Passagieren befanden sich auch zehn verheirathete Frauen. Eine derselben sagte dem Statthalter viele Dinge voraus, die ihm auf seiner Reise

begegnet sind. Sie hatte ihm das Alles schon gesagt, ehe er sich ausschiffte, um ihn zu hindern, in das Innere des Landes einzudringen; denn sie glaubte, daß weder er noch irgend einer der Unsrigen entkommen würde. Wenn dies ja dennoch bei irgend einem der Fall wäre, hatte sie ihm gesagt, so würde Gott für den Entkommenden sehr große Wunder thun.

Der Statthalter antwortete, er und alle die Seinigen gingen, um zu kämpfen, um wilde und sehr zahlreiche und sehr merkwürdige Länder zu erobern; gewiß würden bei dieser Expedition Viele umkommen, aber die Zurückkehrenden würden sehr glücklich und sehr reich sein, denn er kenne die Reichthümer des Landes. Als er sie fragte, woher sie alle die vergangenen und zukünftigen Ereignisse wisse, antwortete sie, eine maurische Frau habe sie ihr vor der Abreise aus Spanien mitgetheilt. Der Statthalter hatte uns das Alles wiederholt und jedes Ereigniß trug sich so zu, wie es vorausgesagt worden war. Vor unserer Abreise ernannte Pamphilo de Narvaez zu seinem Statthalter und Capitain aller Schiffe Carvallo, gebürtig aus Cuenze de Hurte. Er hatte allen Schiffen den bestimmten Befehl ertheilt, zusammen unmittelbar nach Panuco zu segeln, sich dabei der Küste stets nahe zu halten, den besten Hafen zu suchen, in denselben einzulaufen und uns zu erwarten. Während der Fahrt dieser Schiffe sollen nach dem Berichte derer, die sich am Bord derselben befanden, die Ereignisse sich so zugetragen haben, wie es jene Frau ihren Freundinnen vorausgesagt hatte. Sie hat ihnen gesagt, da ihre Männer in das Innere eindrängen und sich so großen Gefahren aussetzten, dürfte man nicht mehr an sie denken, und sie würde sich einen andern Mann suchen, was sie auch that. Ihre Freundinnen folgten ihrem Beispiele und heiratheten die, welche auf den Schiffen blieben, oder lebten in wilder Ehe. Sobald man die Anker gelichtet hatte, ging man unter Segel, ohne einen Hafen zu entdecken, und kehrte darauf wieder um. Fünf Stunden abwärts

von dem Orte, wo wir gelandet waren, bemerkte man einen Golf, der sich acht Stunden weit in das Land erstreckte. Es war derselbe, den wir entdeckt hatten, und wo wir in Kisten, wie man sie in Spanien hat, Christenleichen fanden. Die drei Fahrzeuge liefen in diesen Hafen ein. Das Schiff, welches aus Havanna mit einer Brigantine zurückkehrte, suchte uns ein ganzes Jahr lang, und da es uns nicht fand, segelte es nach Neuspanien. Der Hafen, dessen ich erwähnte, ist der beste von der Welt. Er hat bei der Einfahrt sechs Faden Tiefe und in der Nähe des Landes fünf. Der Grund ist sumpfig; das Meer ist hier stets ruhig und kann eine große Menge Schiffe fassen. Fische findet man in großer Menge. Der Hafen ist hundert Stunden von Havanna entfernt, einer Christenstadt auf der Insel Cuba und grade in nördlicher Richtung von demselben. In diesen Strichen wehen beständig Winde, so daß man sich in vier Tagen aus einem Hafen in den andern begeben kann.

Nachdem ich erzählt habe, was den Schiffen widerfuhr, ist es zweckmäßig, den Namen und das Vaterland derer zu nennen, welche der Herr aus so vielen Gefahren und Unglücksfällen errettete und in ihre Heimath zurückführte. Der Erste ist Alonzo del Castillo Maldonado, gebürtig aus Salamanca, Sohn des Doktor Castillo und der Donna Aldonza Maldonado. Der Zweite Andreas Dorantez, Sohn des Pablo Dorantez, gebürtig aus Bejar, Bürger von Gibraleon; der Dritte Alvar Nunez Cabeça de Vaca, Sohn des Francisco de Vera, Enkel des Pedro de Vera, des Eroberers der kanarischen Inseln; seine Mutter hieß Donna Teresa Cabeça de Vaca aus Xeres de la Frontera; der Vierte Estevanico, ein arabischer Neger, gebürtig aus Azamor.

Deo gratias.

Bericht

über

die Reise nach Cibola,

unternommen im Jahre 1540.

Worin von allen Völkerschaften die Rede ist, welche jene Länder bewohnen, so wie von ihren Sitten und Gebräuchen.

Von

Pedro de Castañeda de Nagera.

Erster Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Wie man zum ersten Male Kenntniß von den sieben Städten erlangte. — Nuño de Guzman bereitet eine Expedition zur Entdeckung derselben.

Im Jahre 1530 besaß Nuño de Guzman, welcher Präsident von Neuspanien war, einen Indianer, der aus dem Thale oder den Thälern von Oxitipar gebürtig war, welche die Spanier Tejos nennen. Dieser Indianer sagte ihm, daß er der Sohn eines vor langer Zeit gestorbenen Kaufmanns sei, daß während seiner Kindheit sein Vater das Land durchzogen habe, um daselbst die schönen Vogelfedern zu verkaufen, die zu Federbüschen und Zierrathen verarbeitet werden, und daß er dagegen eine große Menge Gold und Silber zurückgebracht hätte, Metalle, welche seiner Meinung nach in jenem Lande sehr gemein waren. Er fügte hinzu, daß er seinen Vater ein- oder zweimal begleitet und dabei Städte gesehen hätte, die so groß wären, daß man sie mit Mexico und dessen Vorstädten vergleichen könnte. Solcher Städte gab es sieben, und darin waren ganze Straßen von Goldschmieden bewohnt. Er fügte hinzu, um dahin zu gelangen, müßte man vierzig Stunden lang durch ein ödes Land ziehen, in welchem es nichts gäbe, als eine Art kur-

zes Kraut, ungefähr fünf Zoll lang, und man müßte gegen Norden zwischen die beiden Meere sich wenden, um in das Innere zu dringen.

Nuño de Guzman war so voll Vertrauen auf diese Berichte erfüllt, daß er eine Armee von 400 Spaniern und 20,000 mit Neuspanien verbündeten Indianern versammelte. Er verließ Mexico und zog durch die Provinz Tarasca, welche von Mechoacan abhängig ist. Nach dem Berichte des Indianers mußte er, wenn er sich gegen das Nordmeer wendete, das Land finden, das er suchte, und dem er schon den Namen Land der sieben Städte gegeben hatte. Nuño de Guzman glaubte, es sei ungefähr 200 Stunden entfernt, denn der Indianer hatte ihm gesagt, daß ein vierzigtägiger Marsch erforderlich sei.

Ich will nicht von allen Ereignissen dieser Reise sprechen. Als Nuño de Guzman in der Provinz Culiacan angelangt war, wo seine Statthalterschaft endete, und die man jetzt das Königreich Neugalizien nennt, traf er auf große Schwierigkeiten. Die Berge, die man passiren mußte, sind so wild, daß er ungeachtet seiner Anstrengungen keinen Weg finden konnte.

Dieser Mangel eines Weges zwang die Armee, lange Zeit in der Provinz Culiacan Halt zu machen. Nuño de Guzman hatte in seiner Begleitung viele reiche Leute, welche in Mexico viele Indianer besaßen; sie wurden entmuthigt, und dachten mit Ausnahme des Oberhauptes nur noch daran, zurückzukehren, woher sie kämen. Don Guzman hatte erfahren, daß Don Ferdinand Cortez aus Spanien mit dem neuen Titel eines Marquis del Valla und andern

großen Gnaden und mit vieler Gewalt zurückgekehrt sei. Da Guzman während der Zeit, als er Präsident war, sich als einen Feind des Cortez gezeigt und dessen Besitzungen, so wie die seiner Anhänger verheert hatte, fürchtete er, daß dieser Letztere ihm Gleiches mit Gleichem oder mit noch Schlimmerem vergelten möchte. Er entschloß sich daher, die Provinz Culiacan zu colonisiren. Er kehrte dahin mit den andern Edelleuten zurück, ohne an die Fortsetzung seiner Reise zu denken; er ließ sich in Xalisco, jetzt Compostella, und in Tonala, jetzt Guadalaxara, nieder. Diese beiden Provinzen bilden gegenwärtig das Königreich Neugalizien. Der Indianer Tejo, der ihnen als Führer diente, starb während dessen, und seitdem sind die sieben Städte nur dem Namen nach bekannt, denn man hat sie noch nicht entdeckt.

Zweites Kapitel.

Francisco Vasquez Coronado wird zum Statthalter ernannt. — Zweiter Bericht, erstattet von Cabeça de Vaca.

Acht Jahre nach dieser Expedition wurde Nuño de Guzman durch einen Richter aus der Residenz, den Licentiaten de la Torre, in das Gefängniß geworfen; er war von Spanien mit der nöthigen Vollmacht abgesendet worden und trat an die Spitze der Provinzial-Regierung. Nach dem Tode des Licentiaten de la Torre ernannte der brave Antonio de Mendoza, Vicekönig von Neuspanien, zu seinem Nachfolger Francisco Vasquez Coronado, einen Edelmann

aus Salamanca, der sich in Mexico niedergelassen hatte. Er hatte eine Tochter des Schatzmeisters Alonzo d' Estrada, ehemaligen Gouverneurs von Mexico, der öffentlich für einen natürlichen Sohn Ferdinands des Katholischen galt. Als Franzisco Vasquez seine Ernennung erhielt, durchzog er Neuspanien als Visitator, wodurch er die Gelegenheit hatte, die Bekanntschaft vieler Edelleute zu machen, die ihn später bei seiner Expedition begleiteten.

Um diese Zeit gelangten drei Spanier, von einem Neger begleitet, nach Mexico. Sie hießen Cabeça de Vaca, Dorantez und Castillo Maldonado. Sie waren mit der Flotte gescheitert, welche Pamphilo de Narvaez nach Florida führte, und kamen durch die Provinz Culiacan, nachdem sie das Land von einem Meere zum andern durchzogen hatten.

Sie erzählten Don Antonio de Mendoza, daß sie in den durchzogenen Ländern Nachrichten gesammelt hätten, und man hätte ihnen von großen mächtigen Städten erzählt, in denen es Häuser von fünf bis sechs Stockwerk gäbe, und andere Dinge, ganz verschieden von dem, was man in Wirklichkeit fand. Der Vicekönig theilte diese Nachrichten dem neuen Gouverneur mit, welcher sich so sehr beeilte, nach dieser Provinz zu kommen, daß er die angefangene Besichtigung unterließ. Er brachte einen Neger mit sich, der mit drei Franziskanermönchen gekommen war. Der erste hieß Bruder Marucs de Niça, Theolog und Priester, der zweite Daniel, Laienbruder, und der dritte Antonio de Santa Maria. Sobald der Gouverneur in der Provinz Culiacan angekommen war, sendete er die drei Mönche und den Neger, der Este-

van hieß, auf Entdeckung aus. Bruder Marcus de Niza wurde vorgezogen, weil er schon bei der Expedition gewesen war, welche Don Pedro d' Alvarado zu Lande nach Peru geführt hatte. Es scheint, als wären die Mönche mit dem Neger nicht zufrieden gewesen; er nahm die Weiber mit, die man ihm gab, und dachte nur daran, sich zu bereichern. Da er sich bei den Eingebornen dieser Gegend, die er schon bereist hatte, verständlich machen konnte und die Indianer ihn kannten, entschlossen sich die Mönche, ihn vorauszusenden, damit sie bei ihrer Rückkunft das Land friedlich durchziehen könnten, und sie nur noch die erwünschten Erkundigungen einziehen dürften.

Drittes Kapitel.

Die Einwohner von Cibola tödten den Neger. — Bruder Marcus kehrt als Flüchtling zurück.

Sobald der Neger die Mönche verlassen hatte, glaubte er die größte Ehre erwerben zu können, wenn er allein zu der Entdeckung der berühmten Städte auszöge; er nahm daher einige Indianer mit sich, und beschloß, die Wüste zu durchreisen, welche Cibola von dem bewohnten Lande trennt, in dem er sich befand. Er war den Mönchen bald so weit voraus, daß, als diese nach Chichicticale kamen, welches die letzte Stadt auf der Seite der Wüste ist, er schon in Cibola, achtzig Stunden jenseit der Wüste, angelangt war, welche 220 Stunden von Culiacan beginnt und sich im Ganzen 300 Stunden erstreckt.

Estevan langte in Cibola mit einer großen Menge Türkisen und einigen schönen Weibern an, die man ihm während des Weges geschenkt hatte. Er brachte eine ziemlich große Anzahl Indianer mit sich, die man ihm in den Orten, durch die er gekommen war, zu Führern gegeben hatte und die glaubten, daß sie unter seinem Schutze die ganze Erde durchziehen könnten, ohne etwas fürchten zu dürfen. Doch da die Indianer von Cibola gebildeter waren, als die, welche Estevan mit sich gebracht hatte, sperrten sie ihn außerhalb des Dorfes in einem Hause ein; hier wurde er durch die Greise und Caziken über den Zweck, der ihn in ihr Land führte, verhört. Nachdem sie ihn drei Tage lang befragt hatten, versammelten sie sich, um über sein Loos zu entscheiden. Da der Neger gesagt hatte, daß ihm weiße Männer folgten, welche von einem mächtigen Fürsten abgesendet und in den Wissenschaften des Himmels sehr gelehrt wären, glaubten jene Leute, daß er der Führer oder Spion irgend einer Nation sei, welche die Absicht hätte, sie zu unterjochen. Besonders schien es ihnen unglaublich, daß er, der Schwarze, aus dem Lande der Weißen sei. Estevan hatte ihre Reichthümer und ihre Weiber von ihnen gefordert, und es schien ihnen hart, diese Forderung zu bewilligen. Sie entschieden sich daher dafür, ihn zu tödten, und sie thaten dies, ohne seinen Begleitern das geringste Böse zuzufügen. Sie nahmen nur einige Leute und schickten die Uebrigen, ungefähr sechzig an der Zahl, zurück. Diese erreichten ihr Land als Flüchtlinge, und trafen in der Wüste sechzig Stunden von Cibola auf die Mönche. Als die Mönche die Nachricht von dem Tode Estevans erhielten, geriethen

sie in solche Furcht, daß sie selbst den Indianern, welche den Neger begleitet hatten, nicht mehr trauten, ihre Koffer öffneten und unter die Neger Alles vertheilten, was sie besaßen, ausgenommen, was sie zur Messe bedurften. Dann kehrten sie in verdoppelten Tagereisen zurück, ohne von dem Lande etwas Anderes erfahren zu haben, als was die Indianer ihnen erzählten.

Viertes Kapitel.

Don Antonio de Mendoza bereitet eine Expedition vor, um zu der Entdeckung Cibolas auszuziehen.

Als Francisco Vasquez Coronado den Bruder Marcus de Niça auf die Entdeckung der Länder ausgesendet hatte, fuhr er fort, sich mit den Angelegenheiten seines Gouvernements von Culiacan zu beschäftigen. Einige Zeit darauf hörte er von einer Provinz, Namens Topiza, sprechen, die nördlich von der seinigen liegen sollte. Er brach sogleich mit einigen Eroberern und vielen Verbündeten auf, die Entdeckung zu machen. Diese Expedition hatte nur geringe Resultate; sie mußten über das Gebirge, was sehr schwierig und sehr peinlich ist, und als sie in die Provinz gelangten, fanden sie sie nicht so, wie sie ihnen beschrieben worden war. Coronado beschloß daher, umzukehren. Bei seiner Rückkunft in Culiacan fand er die Mönche. Sie machten eine so pomphafte Beschreibung von alle dem, was der Neger entdeckt hätte,

von dem, was ihnen die Indianer erzählten, und von überaus reichen Inseln, die im Südmeere liegen sollten, daß Vasquez Coronado beschloß, auf der Stelle nach Mexico zu reisen und den Bruder Marcus mit sich zu nehmen, damit er dem Vicekönig über alles Gesehene Bericht erstatten könne. Er vergrößerte die Wichtigkeit der Entdeckung noch dadurch, daß er sie nur seinen theuersten Freunden mittheilte und sich von ihnen das Versprechen des Geheimnisses darüber geben ließ.

In Mexico angelangt, hatte er eine Zusammenkunft mit dem Vicekönige, begann überall bekannt zu machen, daß er die sieben Städte, welche Nuño de Guzman gesucht, gefunden habe, und beschäftigte sich damit, Vorbereitungen zu einer Expedition zu machen und Truppen zu sammeln, um sie zu erobern. Der Einfluß des Vicekönigs bestimmte die Franziscaner, den Bruder Marcus zu ihrem Provincial zu wählen, und bald hallten alle Kanzeln dieses Ordens von so großen Wundern wieder, daß man in wenig Tagen 300 Spanier und 800 Indianer aus Neuspanien zusammenbrachte. Unter den Erstern befanden sich so viele Edelleute aus guten Häusern, daß ich bezweifle, man habe je in Indien eine so glänzende Schaar zusammengebracht, vorzüglich bei der geringen Anzahl von 300 Mann. Francisco Vasquez Coronado, Gouverneur von Neugalizien, ward zum Generalcapitain ernannt, weil er die Entdeckung veranlaßte. Der Vicekönig Don Antonio de Mendoza beschützte ihn sehr, er hatte ihn zu seinem Günstling erhoben, und betrachtete ihn als einen verständigen und erfahrenen Mann. Außerdem war Vasquez Co-

Edelmann aus dem Gebirge. Es ist seitdem so lange her, daß ich die Namen vieler andern jungen Leute aus guten Familien nicht mehr nennen kann; ich möchte mich ihrer erinnern können, um zu beweisen, was ich gesagt habe, nämlich daß diese Expedition mehr Leute von Rang enthielt, als irgend eine andere Entdeckungsunternehmung in Indien, und daß sie einen ganz andern Erfolg gehabt haben würde, hätte der General nicht große Reichthümer, nicht eine junge, hübsche, edle Gattin hinter sich gelassen; dies war Ursache seines Benehmens, welches er später zeigte.

Sechstes Kapitel.

Alle Compagnien vereinigen sich in Compostella und setzen sich in Marsch.

Der Vicekönig Antonio de Mendoza hatte die Capitaine ernannt und die Compagnien organisirt, und befahl dem königlichen Schatzmeister, den Kriegsleuten, die dessen am meisten bedurften, Unterstützungen auszuzahlen. Ueberzeugt, daß die alliirten Indianer dadurch leiden könnten, wenn die ganze Armee im Corps aus Mexico zöge, bezeichnete er als Versammlungspunkt die Stadt Compostella, die Hauptstadt Neugaliziens, 110 Stunden von Mexico entfernt. Von da sollte die Armee in guter Ordnung zur Expedition aufbrechen, und es ist daher bis zu unserm

Gott in seinen Schooß aufgenommen haben möge. Den Posten eines Lagermeisters gab er an Lope de Samaniego, den Gouverneur des Arsenals von Mexico, einen dieser Anstellung sehr würdigen Ritter. Die Hauptleute waren Don Tristan d' Arellano, Don Pedro de Quevara, Sohn des Don Juan de Quevara und Neffe des Grafen Oñato Don Garci Lopez de Cardenas, Don Rodrigo Maldonado, Schwager des Herzogs von Infantado, Diego Lopez, Vierundzwanziger von Sevilla *), und Diego Gutierrez, Hauptmann der Cavallerie. Alle andern Edelleute standen unter dem unmittelbaren Befehle des Generals, denn es waren Leute von Auszeichnung, und mehrere von ihnen wurden später zu Hauptleuten ernannt, theils durch den Vicekönig, theils durch Francisco Vasquez. Hier die Namen derer, auf die ich mich noch besinne: Francisco de Barrio-Nuevo, ein Edelmann aus Granada, Johann von Saldibar, Francisco d' Obando, Johann Gallego und Melchior Diaz, welcher Capitain und Alcade Major in Culiacan gewesen war. Obgleich er nicht Edelmann war, verdiente er doch den anvertrauten Posten gewiß. Die andern ausgezeichneten Ritter waren Don Alonso Maurrique de Lara, Don Lope de Urrea, ein arragonischer Ritter, Gomez Suarez de Sigueroa, Luis Ramirez de Vargas, Johann de Sotomayor, Francisco Gorbolan, der Factor Riberos, und andere Personen von hoher Geburt, deren Namen ich vergessen habe. Der Commandeur der Infanterie war Pablo de Melgosa de Burgos, der der Artillerie Hernando d' Alvarado, ein

*) Mitglied des Rathes dieser Stadt.

Revüe passiren, und fand dabei alle die oben Genannten. Er ließ die Officiere anerkennen, und am nächsten Tage nach der Messe redete er die Truppen an. Er hielt ihnen ihre Pflichten gegen den General vor, so wie die vortheilhaften Folgen, welche die Eroberung dieses Landes haben würde, nicht nur für sie selbst, sondern auch für die Bekehrung der Völker, welche es bewohnten, und für den Dienst des Königs, der ihnen seinerseits Unterstützung und Gunst verspräche. Er ließ dann Alle auf ein Missal, welches die Evangelien enthielt, schwören, den General nicht zu verlassen, und ihm in allen Dingen zu gehorchen. Man wird weiter unten sehen, ob sie ihrem Eide treu blieben.

Am nächsten Tage setzte sich die Armee mit fliegenden Bannern in Marsch. Der Vicekönig begleitete sie zwei Tagereisen weit, und kehrte dann mit seinen Freunden nach Neuspanien zurück.

Siebentes Kapitel.

Ankunft der Armee in Chiametla. — Tod des Lagermeisters. — Von dem, was sich bis zur Ankunft in Culiacan zutrug.

Sobald der Vicekönig abgereist war, begann die Armee in regelmäßigen Märschen vorzurücken. Man empfand zunächst viele Mühseligkeiten und Schwierigkeiten, die Bagage mußte auf Pferden fortgeschafft werden, und viele Soldaten verstanden es nicht, diese

zu beladen. Die Thiere waren sehr fett und an Anstrengungen nicht gewöhnt. Viele Soldaten ließen einen großen Theil ihrer Bagage im Stich, oder gaben sie Jedem, der sie haben wollte, um sie nur nicht fortschaffen zu müssen. Endlich lehrte die Nothwendigkeit, sich aus der Verlegenheit zu ziehen; mehr als ein Edelmann machte das Handwerk des Maulthiertreibers, und die, welche dasselbe als ihrer unwürdig betrachteten, wurden nicht für Leute von Herz gehalten.

Nach vieler Mühe und Anstrengung langte die Armee in Chiametla an, wo man einige Tage Halt machen mußte, weil die Lebensmittel zu mangeln anfingen. Der Lagermeister, welcher mit einigen Leuten aufgebrochen war, Lebensmittel zu holen, drang unvorsichtig in ein Indianerdorf, wo er durch einen Pfeil, der ihm den Kopf durchbohrte, getödtet wurde; fünf bis sechs seiner Gefährten wurden in demselben Augenblicke verwundet. Sobald er todt war, versammelte Diego Lopez, Vierundzwanziger von Sevilla, die Truppen, ließ den General benachrichtigen und legte einen Posten in das Dorf, die darin befindlichen Lebensmittel zu vertheidigen. Dieser Verlust erfüllte die ganze Armee, welche dem Leichenbegängniß beiwohnte, mit Trauer. Man schickte dann nach verschiedenen Richtungen Leute aus, um Lebensmittel und Eingeborne des Landes, die man zu Gefangenen gemacht hatte, herbeizuschaffen. Alle die wurden gefangen, welche aus dem Lande zu sein schienen, in welchem der Lagercommandant getödtet worden zu sein schien.

Es scheint, als habe Francisco Vasquez, indem

er Culiacan mit dem Bruder Marcus verließ, um dem Vicekönig von Spanien über seine Reise Bericht zu erstatten, dem Capitain und Melchior Diaz, Johann de Saldibar befohlen, mit einem Dutzend entschlossener Menschen die Länder zu recognosciren, welche Bruder Marcus besucht hatte. Diese drangen bis Chichilticale vor, welches am Anfange der Wüste und zweihundert Stunden von Culiacan war. Da sie nichts Merkwürdiges fanden, kehrten sie um, und gelangten nach Chiametla in dem Augenblick, als die Armee es verlassen wollte. Obgleich sie nur insgeheim mit dem General gesprochen, verbreiteten sich doch die bösen Nachrichten, die sie überbracht hatten, bald, und es gab Personen, die bemüht waren, zu zeigen, was unter der goldenen Hülle verborgen lag. Bruder Marcus von Niza, welcher sah, daß Einige den Muth zu verlieren anfingen, suchte ihn neu zu beleben, indem er ihnen die Versicherung gab, daß das ganze Land, welches sie beide gesehen hätten, gut wäre, und daß sie die Armee in eine Provinz führen würden, von wo sie nicht mit leeren Händen zurückkommen würden. Diese Versprechungen beruhigten sie ein wenig, oder sie zeigten wenigstens mehr Entschlossenheit.

Die Armee setzte also ihren Marsch nach Culiacan fort, indem sie von Zeit zu Zeit Streifzüge in die den Indianern noch nicht unterworfenen Länder machten, um sich Lebensmittel zu verschaffen. Man gelangte am Vorabend vor Ostern bis zwei Stunden vor die Stadt. Die Einwohner kamen ihm mit ihrem Gouverneur entgegen, und baten ihn, erst den Tag nach dem Feste in die Stadt einziehen zu wollen.

Achtes Kapitel.

Einzug der Armee in Culiacan. Wie sie dort aufgenommen wurde, und was bis zu deren Aufbruch dort vorging.

Am Tage nach Ostern setzte sich die Armee nach Culiacan in Marsch. Als man sich demselben näherte, traf man auf einem Felde alle Einwohner in Schlachtordnung aufgestellt, sowohl zu Fuß als zu Pferde, eine Vertheidigung der Stadt vorstellend. Sie hatten ihre Artillerie mitgebracht, welche aus sieben ehernen Geschützen bestand. Einige unsrer Soldaten vereinigten sich mit ihnen; unsre Armee stellte sich in Schlachtordnung auf und man begann einen kleinen Krieg. Die Artillerie schoß von beiden Seiten; die Einwohner zogen sich hierauf gegen die Stadt zurück und in dieselbe ein; hierauf wurde ein Sturm vorgestellt. Dieser Empfang war sehr angenehm und unterhaltend für alle Welt, ausgenommen für einen Artilleristen, dem die Hand abgerissen wurde, indem man eine Kanone angezündet, ehe er Zeit gehabt hatte, den Wischer herauszuziehen.

Als wir in die Stadt eingezogen waren, empfingen und behandelten uns die Einwohner, welche sämmtlich höchst achtbare Leute sind, sehr gut. Sie quartierten in ihren eignen Häusern die Officiere und Edelleute ein, obgleich vor der Stadt Wohnungen für die ganze Armee eingerichtet waren. Diese Gastfreundschaft war ihnen nicht nachtheilig, denn die meisten Officiere waren sehr gut equipirt, und da sie nicht

alle Effecten auf den Lastthieren mitnehmen konnten, zogen es viele vor, sie ihren Wirthen zu schenken, statt sie den Gefahren zur See auszusetzen, indem sie dieselben auf den beiden Fahrzeugen einschifften, die, wie erwähnt, gekommen waren, sie längs der Küste zu transportiren.

Sobald die Armee eingezogen war und ihre Quartiere in der Stadt eingenommen hatte, ernannte der Gouverneur nach dem Befehle des Vicekönigs zu seinem Statthalter und Stellvertreter Hernandarias de Saavedra, Oheim des Hernandarias de Saavedra, Grafen von Castellar, ehemaliger Alguazil Major von Sevilla.

Die Armee ruhte einige Zeit in Culiacan aus, weil die Einwohner dieses Jahr eine sehr reiche Ernte gehalten hatten, welche sie freundlich mit uns theilten, besonders mit ihren Gästen, so daß man nicht nur während der ganzen Zeit des hiesigen Aufenthaltes Lebensmittel in reichlicher Menge hatte, sondern auch noch über sechs hundert Lasten mit fortnehmen konnte. Nach vierzehn Tagen zog der General mit funfzehn Reitern, einigen Fußknechten und seinen besten Freunden voran. Er ließ die übrige Armee unter dem Befehle des Don Tristan d' Arellano mit dem Gebote, vierzehn Tage später aufzubrechen und seinem Marsche zu folgen.

Einige Zeit vor dem Aufbruche des Generals trug sich ein komisches Ereigniß zu, welches ich hier erzählen will: Ein junger Soldat, Namens Truxillo, behauptete, eine Vision gehabt zu haben, indem er sich badete. Er wurde vor den General gebracht, stellte sich sehr erschrocken, und erzählte, der Böse sei

ihm erschienen und habe gesagt: Wenn du deinen General tödten willst, werde ich dich mit Donna Beatrix, seiner Gemahlin, vermählen, und dir große Schätze geben.

Er fügte eine Menge von Erzählungen hinzu, und Bruder Marcus hielt darüber eine schöne Predigt, worin er behauptete, daß der Böse, erschreckt durch die Frucht, welche die Expedition tragen sollte, Alles thäte, sie zu verhindern. Nicht nur war die ganze Armee davon überzeugt, sondern auch alle Geistlichen, welche dieselbe begleiteten, schrieben es an ihre Klöster nach Mexico, und lange Zeit ertönten alle Kanzeln von diesem Abenteuer wieder, dem noch eine Menge von Fabeln hinzugefügt wurden. Der General gebot Truxillo, die Armee zu verlassen und in Culiacan zu bleiben; eben deshalb hatte er die List ersonnen, wie man später erfuhr.

Der General brach auf, und die Armee folgte ihm in einiger Zeit.

Neuntes Kapitel.

Die Armee bricht von Culiacan auf. Der General kommt nach Cibola und die Armee nach Sonora.

Der General brach also leichtsinnig aus dem Thale von Culiacan auf; er nahm alle Geistlichen mit sich, denn keiner von ihnen wollte bei der Armee bleiben. Drei Tagereisen von dort entfernt, brach sich ein regulirter Priester, Namens Bruder Antonio Victoria,

den Schenkel. Man schickte ihn zurück, um sich heilen zu lassen, und seitdem blieb er bei der Armee, was kein kleiner Trost für alle Welt war. Der General und seine Gefährten zogen ruhig durch das ganze Land, welches sie in vollkommenem Friedenszustande fanden, denn alle Indianer kannten den Bruder Marcus, und einige von ihnen hatten Melchior Diaz und Juan de Saldibar auf ihrer Entdeckungsreise begleitet.

Als der General das ganze bewohnte Land bis Chichilticale, wo die Wüste beginnt, durchzogen hatte, und sah, daß darin nichts Gutes zu finden sei, konnte er sich eines Gefühles der Traurigkeit nicht erwehren, obgleich man ihm versprach, daß er weiterhin Wunder finden würde. Niemand hatte diese gesehen, ausgenommen die Indianer, welche früher den Neger begleiteten, und schon hatte man sie mehrmals auf Lügen ertappt. Besonders war er betrübt, zu sehen, daß Chichilticale, von dem so viel gesprochen worden war, sich auf ein einziges zerstörtes Haus ohne Dach reducirte, wenn es auch früher befestigt gewesen zu sein schien. Man sah wohl, daß dieses Haus, aus rother Erde erbaut, das Werk civilisirter, weit hergekommener Menschen war.

Sie brachen von diesem Orte auf und betraten die Wüste. Nach vierzehn Tagen kamen sie bis acht Stunden von Cibola, an die Ufer eines Flusses, den sie Rio Vermejo nannten, und zwar wegen seines getrübten und rothen Wassers. Man fischt hier Seebarben, welche denen in Spanien gleichen. Hier bemerkte man die ersten Indianer des Landes; sie ergriffen die Flucht, als sie die Spanier sahen, und

machten Allarm. Am nächsten Tage während der Nacht, als man noch zwei Stunden von dem Dorfe entfernt war, brachen die Indianer, die sich an einem sichern Orte versteckt hatten, in so gellendes Geschrei aus, daß unsre Soldaten darüber etwas erschraken, obgleich sie es erwartet hatten; einige sattelten sogar ihre Pferde verkehrt, aber das waren Rekruten. Die Krieggewohntesten schwangen sich in den Sattel und streiften umher. Die Indianer, welche das Land kannten, entgingen ihnen leicht, und man konnte keinen einzigen fangen. Am nächsten Morgen zog man in guter Ordnung in das bewohnte Land ein. Cibola war das erste Dorf, das man entdeckte. Als die Armée es sah, brach sie in Verwünschungen gegen den Bruder Marcus aus. Wolle Gott, daß sie ihn nicht treffen mögen!

Cibola ist auf einem Felsen erbaut. Das Dorf ist so wenig beträchtlich, daß es in Neuspanien Meierhöfe gibt, die von besserem Aussehen sind. Es kann etwa zwei hundert Krieger enthalten. Die Häuser sind drei bis vier Stockwerk hoch, klein, nicht geräumig und haben nicht viel Aussicht, ein einziger Hof dient einem ganzen Quartiere. Die Einwohner der Provinz hatten sich hier versammelt. Sie besteht aus sieben Städten, einige sind viel größer und besser befestigt, als Cibola. Diese Indianer erwarteten uns also in guter Ordnung, in einiger Entfernung von dem Dorfe. Weit entfernt, den Frieden anzunehmen, welchen ihnen die Dollmetscher antrugen, machten sie vielmehr drohende Bewegungen gegen uns. Man griff sie unter dem Geschrei St. Jago an, und schlug sie in die Flucht. Indessen mußte man sich Cibola's bemächti-

gen, was keine leichte Sache war, denn ein steiler gewundener Weg führte zu diesem Orte. Der General wurde durch einen Steinwurf niedergeschmettert, als er zum Sturme anführte; ohne Garci-Lopez de Cardenas und Hernando d' Alvarado würde er getödtet worden sein; diese warfen sich vor ihn, und empfingen die Steine, die in nicht geringer Anzahl auf ihn zugeflogen kamen. Da es aber unmöglich ist, der ersten Wuth der Spanier zu widerstehen, wurde das Dorf in Verlauf einer Stunde genommen. Man fand es mit Lebensmitteln angefüllt, deren man sehr bedurfte, und bald wurde die ganze Provinz gezwungen, den Frieden anzunehmen.

Die Armee, welche unter dem Befehl des Don Tristan d' Arellano geblieben war, setzte sich in Marsch, um zu ihrem General zu stoßen. Alle Welt ging zu Fuß, die Lanze auf der Schulter und Lebensmittel tragend; alle Pferde waren bepackt. Langsam und mit vieler Mühe gelangte man in eine Provinz, welche Cabeça de Vaca die Tierra de los Corazones, Land der Herzen, genannt hatte, weil man ihm auf seiner Reise durch dieselbe viele Thierherzen bot. Don Tristan entschloß sich, eine Stadt zu gründen und zu colonisiren, die er St. Hieronimo de los Corazones nannte; da er aber sah, daß sie in diesem Thale nicht gedeihen konnte, verpflanzte er sie an einen Ort, welchen die Spanier Sonora nannten, und so nennt man die Stadt auch noch jetzt. Er ging dann den Fluß abwärts bis zum Meere, in der Hoffnung, hier einen Hafen zu finden und die beiden Schiffe zu treffen. Don Rodrigo Maldenado, welcher die gegen das Meer beorderte Expedition commandirte,

nahm einen Menschen gefangen, der so groß war, daß der größte unserer Soldaten ihm nur bis an die Brust reichte. Man sagte, daß es auf dieser Küste noch weit größere Indianer gäbe. Die Armee ging an diesem Orte über den Fluß und besetzte die neue Stadt Sonora, weil es in derselben Lebensmittel im Ueberfluß gab, und man hier die Befehle des Generals erwarten konnte.

In der Mitte des Monats Octobers langten die Hauptleute Melchior Diaz und Juan Gallego von Cibola an; der Zweite begab sich nach Neuspanien; der Erstere sollte in der neuen Stadt de los Corazones mit denen bleiben, die sie zu colonisiren bestimmt waren, und sich mit den Schiffen in Verbindung zu setzen suchen.

Zehntes Kapitel.

Wie die Armee die Stadt Sonora verläßt, nachdem sie dieselbe colonisirt hat. — Sie kommt nach Cibola. — Marsch des Kapitain Melchior Diaz, um die Schiffe aufzusuchen. — Er entdeckt den Rio del Tizon.

Sobald Melchior Diaz und Juan Gallego in der Stadt angelangt waren, erhielt die Armee Befehl, sich zum Aufbruche nach Cibola bereit zu halten. Man zeigte an, daß Melchior Diaz als Gouverneur der neuen Stadt mit achtzig Mann zurück bleiben und Juan Gallego nach Neuspanien zurückkehren würde, um dem Vicekönig von der Entdeckung Bericht zu

erstatten und den Bruder Marcus mit sich zu nehmen; er hielt sich in Cibola nicht sicher, denn sein Bericht war in allen Punkten als falsch befunden worden. Man hatte weder die mächtigen Königreiche noch die großen Städte entdeckt, die man versprach. Das Geld, die Edelsteine und reichen Stoffe, von denen allen die Rede gewesen war, zerschmolzen in nichts.

Man wählte dann die achtzig Personen, die bleiben sollten, und gegen Mitte Septembers setzte sich der Rest der Armee, in guter Ordnung und mit Lebensmitteln beladen, in Marsch nach Cibola, um zum General zu stoßen. Don Tristan Arellano blieb mit den mindest Entschlossenen in der Stadt; und von dieser Zeit an fanden dort unaufhörlich Kämpfe und Meutereien Statt. Kaum war die Armee aufgebrochen, als Melchior Diaz an der Spitze von fünfundzwanzig auserlesenen Leuten sich auf den Weg machte; er ernannte zu seinem Stellvertreter Diego d' Alcaraz, einen Menschen, der wenig geeignet war, über Mannschaften zu gebieten. Durch Führer geleitet, richtete er sich südwestlich, in der Hoffnung, die Küste zu entdecken. Nachdem er ungefähr 150 Stunden gemacht hatte, kam er in eine Provinz, deren Einwohner von ungewöhnlicher Größe und ganz nackt sind; sie wohnen in unterirdischen Strohhütten. Man sieht nur das Strohdach, welches sich über den Boden erhebt. Der Eingang ist auf der einen und der Ausgang auf der andern Seite. Ueber hundert junge und alte Personen schlafen in jeder solchen Hütte. Diese Indianer können auf dem Kopfe 3—4 Centner tragen; einer von ihnen beladete sich so mit einem Stücke Holz, welches sechs Spanier nicht hätten aufheben

können, und trug es leicht fort, um es in das Feuer zu legen. Sie essen Mais-Brode, welche unter der Asche geröstet und sehr grob sind. Wenn die Indianer in der großen Kälte reisen, tragen sie in der einen Hand einen Brand, der ihnen dazu dient, die andere und den ganzen Körper zu erwärmen; von Zeit zu Zeit wechseln sie die Hand. Dieser Gebrauch machte, daß man einem großen Flusse, welcher das Land durchströmt, den Namen Rio del Tizon gegeben hat. An seiner Mündung in das Meer ist er zwei Stunden breit, obgleich er hier kaum eine halbe Stunde Breite hatte. Der Capitain erfuhr, daß man vor drei Tagen die Schiffe auf der Seeseite gesehen hätte. Als er an dem Orte angelangt war, den man ihm bezeichnet hatte, und der am Ufer des Flusses über funfzehn Stunden von seiner Mündung lag, fand er einen Baum mit der Inschrift: Alarcon ist bis hieher gekommen; es liegen Briefe am Fuße des Baumes begraben. — Er ließ nachsuchen, und fand die Briefe, welche die Nachricht enthielten, daß Alarcon, nachdem er eine Zeitlang hier gewartet, nach Neuspanien zurückgekehrt sei, und daß er nicht weiter vorwärts hätte dringen können, weil dieses Meer ein Golf sei; daß es sich um die Marquis-Insel ziehe, welche man Californien genannt hatte, und daß Californien keine Insel sei, sondern eine Landzunge, welche diesen Golf bildete.

Als der Capitain dies sah, folgte er dem Ufer des Flusses aufwärts, in der Hoffnung, eine Furth zu finden, die ihm erlaubte, über den Fluß zu gehen, und so seinen Weg über die Wüste fortzusetzen. Nach 5 — 6 tägigem Marsche glaubten die Spanier, auf Flößen über den Fluß gehen zu können; sie riefen

deshalb eine große Menge Eingeborner herbei. Diese Indianer hatten die Absicht, die Spanier anzugreifen, und suchten nur eine günstige Gelegenheit. Als sie sahen, daß die Unsrigen über den Fluß setzen wollten, beschäftigten sie sich mit allem Eifer mit Erbauung der Flöße, indem sie hofften, sie auf dem Wasser zu besiegen oder zu ertränken, oder wenigstens leicht mit ihnen fertig zu werden, wenn sie getrennt wären und sich einander nicht Beistand leisten könnten.

Während man an den Flößen arbeitete, bemerkte ein Soldat, der spatzieren gegangen war, eine Menge bewaffnete Leute, welche durch ein Gehölz zogen und die Spanier erwarten zu wollen schienen. Er gab davon Nachricht, und man nahm insgeheim einen Indianer gefangen, ihm die Wahrheit zu entreißen. Nachdem dieser Mensch auf die Tortur gelegt worden war, entdeckte er, daß die Eingebornen beschlossen hätten, die Spanier in dem Augenblicke anzugreifen, in welchem sie über den Fluß setzen wollten. Während ein Theil auf dem Wasser und die Uebrigen auf beiden Ufern waren, sollten die Indianer auf den Flößen die ertränken, die bei ihnen wären, während die Uebrigen die Spanier auf beiden Ufern angriffen. Dieser Plan wäre ihnen gewiß geglückt, wären sie eben so klug und vorsichtig als stark gewesen.

Sobald der General von der Verschwörung unterrichtet war, befahl er, insgeheim den Indianer zu ertränken, der zu dem Verrathe angespornt hätte, dabei aber ein Gewicht an seinen Körper zu binden, damit die Eingebornen nicht merkten, daß sie entdeckt wären. Am nächsten Tage bemerkten sie jedoch, daß die Spanier ihnen mißtrauten, und sie griffen diese mit ei-

nem Hagel von Pfeilen an; da aber die Pferde sie leicht erreichten, die Lanzen ihnen tiefe Wunden beibrachten, und unsere Arquibusirer gut schossen, entflohen sie bald nach dem Walde, und in wenigen Augenblicken war kein einziger mehr zu sehen. Man begann nun die Ueberfahrt mit aller möglichen Vorsicht, verbündete Indianer regierten die Flöße, und die Spanier bildeten die Nachhut. Man setzte die Pferde zu gleicher Zeit über.

Ich werde die Spanier mit dem Uebersetzen über diesen Fluß beschäftigt lassen, um das zu erzählen, was der Armee begegnete, die auf Cibola marschirte. Sie rückte in guter Ordnung vor, und da der General das ganze Land in Frieden gelassen hatte, waren die Indianer, denen man begegnete, heiter, gehorsam und furchtlos. In einer Provinz, Namens Nacapan, fand man eine Masse Tunas oder indianische Feigen, welche die Einwohner häufig einsetzen. Sie gaben den Spaniern davon eine große Menge, aber nachdem unsere Soldaten davon gegessen hatten, wurden sie von einem so heftigen Kopfschmerz und einem so glühenden Fieber ergriffen, daß die Indianer sie leicht hätten niedermetzeln können, wenn sie gewollt hätten. Dieses Uebelbefinden währte 24 Stunden.

Die Armee gelangte hierauf nach Chichilticale. In der Nähe dieses Ortes sahen die spanischen Schildwachen eine Heerde Schafe vorüberziehen; ich selbst sah und verfolgte sie. Sie waren sehr groß und hatten sehr lange Hörner und Wolle. Wenn sie laufen wollen, legen sie den Kopf rückwärts, so daß die Hörner sich auf den Rücken stützen. Sie laufen so schnell, daß wir sie nicht erreichen konnten.

Nach dreitägigem Marsche in der Wüste fanden wir an dem Ufer eines Flusses, der in einem tiefen Thale fließt, ein großes Horn, welches der General gesehen hatte und liegen ließ, damit die Armee es auch sähe. Es war ein und eine halbe Klafter lang und am untern Ende so dick, wie ein Mannsschenkel; es glich der Form nach dem Horne eines Bockes, und war eine große Merkwürdigkeit.

Eine Tagereise von dem Dorfe Cibola entfernt, wurden wir von einem kalten Sturme überfallen, auf den ein starker Schnee folgte, wodurch die lasttragenden Indianer viel litten. Zum Glück fand man einige Felsen, unter denen man sich schützen konnte, aber die Nacht war weit vorgerückt. Die Indianer waren meistens aus den heißen Gegenden, und litten sehr durch die Kälte. Am nächsten Morgen hatte man alle Mühe, sie zu beleben; man mußte sie auf die Pferde setzen, während unsere Soldaten zu Fuße gingen.

Die Armee gelangte so nach Cibola wo der General, der sie erwartete, Quartiere hatte in Stand setzen lassen. Alle Truppen der Expedition waren nun aufs neue vereint, ausgenommen einige Hauptleute, die man mit einer geringen Anzahl von Soldaten auf Entdeckung ausgesendet hatte.

Elftes Kapitel.

Don Pedro de Tobar entdeckt Tusayan oder Tutaliaco. — Don Garci Lopez de Cardenas besucht den Fluß del Tizon.

Während Alles das, was ich so eben erzählte, sich zutrug, suchte der General Vasquez Coronado, der Cibola in Frieden gebracht hatte, von den Einwohnern Nachrichten über die umliegenden Provinzen zu erhalten. Er befahl ihnen, ihre Nachbarn und Verbündeten in Kenntniß zu setzen, daß Christen angekommen wären, daß diese nichts weiter forderten, als ihre Verbündeten zu werden und zu ihrer Niederlassung ein gutes Land angewiesen zu bekommen. Er beauftragte sie, die Nachbarn einzuladen, die Christen zu sehen und mit ihnen zu verkehren. Die Indianer theilten diese Nachricht allen Völkerschaften mit, mit denen sie in Verbindung standen. Sie sagten den Spaniern, es gäbe eine Provinz, in welcher sieben Städte lägen, die der ihrigen glichen. Sie stimmten aber in diesem Punkte nicht Alle überein, denn sie hatten mit dieser Provinz keinen Verkehr. Sie hieß Tusayan und war 25 Stunden von Cibola entfernt; die Häuser sind mehrere Stockwerk hoch und die Einwohner für Indianer sehr tapfer.

Der General sendete Don Pedro de Tobar mit 17 Reitern, 3—4 Fußknechten und dem Bruder Juan de Padilla, einem Franziskanermönche, der in seiner Jugend Soldat gewesen war, dahin ab. Sie drangen so heimlich in die Provinz ein, daß Niemand

sie bemerkte, was ihnen um so leichter wurde, da von einer Provinz zur andern kein Haus stand, und die Indianer nur ihr Dorf verließen, um auf das Feld zu gehen, besonders in dieser Jahreszeit. Und das Gerücht hatte sich verbreitet, Cibola sei von einer sehr wilden Nation erobert worden, die auf Thieren ritten, welche die Menschen verschlängen. Da sie keine Kenntniß von Pferden hatten, versetzte diese Nachricht sie in das höchste Staunen.

Die Unsrigen, welche mit Anbruch der Nacht nahe gekommen waren, gingen über bebaute Felder, ohne bemerkt zu werden, und näherten sich dem Dorfe selbst so weit, daß sie die Indianer in ihren Häusern sprechen hörten; am nächsten Morgen aber wurden sie von den Eingebornen entdeckt, und diese rückten in guter Ordnung mit Keulen, Pfeilen und Schildern bewaffnet gegen sie vor. Sie ließen die Dolmetscher sprechen und ihre gewöhnliche Aufforderung machen, denn sie sind sehr verständig; aber sie zogen auf dem Boden einen Kreis, und wollten den Unsrigen nicht erlauben, ihn zu überschreiten und sich dem Dorfe zu nähern. Ein Spanier überschritt ihn gleichwohl, und ein Indianer wurde darüber so zornig, daß er die Stirn seines Pferdes mit der Keule traf.

Bruder Juan, den es verdroß, seine Zeit mit ihnen zu verlieren, sagte zu dem Capitain: Wahrlich, ich weiß nicht, wozu wir hergekommen sind.

Die Spanier hörten das, und griffen die Indianer so unversehens an, daß sie eine große Menge von ihnen tödteten. Die Uebrigen lösten sich auf, und flohen dem Dorfe zu, aber Viele gewannen nicht so viel Zeit, es zu erreichen. Sie kehrten sogleich bit-

tend und mit Geschenken beladen zurück; der General rief hierauf seine Leute zusammen, und verbot, den Indianern irgend etwas Böses zuzufügen. Er suchte hierauf einen passenden Ort in der Nähe des Dorfes, um sein Lager aufzuschlagen, und man stieg ab, als man die Indianer kommen sah, die um den Frieden bitten wollten. Sie sagten dem Capitain, daß sie kämen, sich im Namen der ganzen Provinz zu unterwerfen, sein Bündniß zu erflehen und ihn zu bitten, die überbrachten Geschenke anzunehmen. Diese Geschenke bestanden in einigen baumwollenen Stoffen, aber in geringer Menge, denn man findet sie nicht im Lande. Sie boten ihm auch gegerbtes Leder an, Mehl, Tannäpfel, Mais, Hühner und einige Türkise. Alle Indianer versammelten sich im Laufe des Tages, und kamen, sich zu unterwersen und uns ihre Dörfer zu überliefern, in welche die Spanier einzogen, um zu kaufen, zu verkaufen und zu täuschen.

Diese Indianer werden, wie die in Cibola, durch einen Rath der Alten regiert. Sie haben Statthalter und Hauptleute. Diese gaben den Spaniern Kenntniß von einem großen Flusse, und fügten hinzu, wenn man ihn einige Tage verfolge, komme man zu Nationen von sehr großem Wuchse.

Da Don Pedro de Tobar seinen Auftrag erfüllt hatte, kehrte er um, und erstattete dem General Bericht von dem, was er gesehen. Dieser ließ auf der Stelle Don Garci Lopez und de Cardenas und zwölf andere Personen aufbrechen, um jenen Fluß zu durchsuchen. Dieser Offizier wurde von den Indianern in Tusayan sehr gut aufgenommen, und sie gaben ihm Boten, seinen Weg fortzusetzen. Unsere Solda-

ten brachen auf, mit Lebensmitteln beladen, denn die Indianer hatten ihnen gesagt, man müsse in eine Wüste von zwanzig Tagereisen, ehe man in ein bewohntes Land käme.

Nach diesem zwanzigtägigen Marsche gelangten sie in der That zu dem Flusse, dessen Ufer so hoch sind, daß sie die Höhe auf 3—4 Stunden schätzten. Das Land ist mit niedrigen, verkrüppelten Fichten bewachsen; es ist im Norden frei, und die Kälte so heftig, daß man sie kaum ertragen konnte, obgleich es Sommer war. Die Spanier marschirten drei Tage auf der Kuppe der Berge, indem sie hofften, einen Ort zu finden, zu dem Flusse hinabsteigen zu können, der von oben kaum drei Fuß breit schien, und nach der Behauptung der Indianer eine halbe Stunde breit war; es war aber unmöglich, sich zu demselben zu begeben. Da man 2—3 Tage später an einen Ort gelangt war, wo das Hinabsteigen leichter schien, beschlossen der Capitain Melgosa, Juan Galeras und ein anderer Soldat, welche die Gewandtesten des Haufens waren, einen Versuch zu machen; sie stiegen abwärts, bis die Zurückbleibenden sie aus dem Gesicht verloren hatten. Gegen vier Uhr Nachmittags kehrten sie zurück, und sagten, sie wären auf so viele Schwierigkeiten gestoßen, daß sie nicht hätten an den Fluß gelangen können; denn was von oben leicht schiene, sei es nicht, wenn man näher käme. Sie fügten hinzu, sie wären ungefähr bis auf ein Drittel der ganzen Höhe gelangt, und von da hätte der Fluß sehr breit geschienen, was die Behauptung der Indianer bestätigte. Sie versicherten, einige Felsen, die man von oben sehen konnte und die kaum so hoch

schienen, wie ein Mensch, hätten wenigstens die Höhe von dem Thurme der Kathedrale zu Sevilla.

Die Spanier hörten auf, die Felsen, welche den Fluß begrenzten, zu verfolgen, weil es hier an Wasser mangelte.

Bisher waren sie gezwungen gewesen, jeden Abend 1—2 Stunden in das Innere des Landes zu dringen, um Wasser zu finden. Als sie noch vier Tage marschirt waren, erklärten ihnen die Führer, daß es unmöglich sei, weiter zu gehen, weil man vier Tage lang kein Wasser finden würde; wenn die Indianer dieses Weges zögen, nähmen sie Weiber mit sich, beladen mit Flaschenkürbissen voll Wasser; sie grüben einen Theil davon ein, um ihn auf der Rückkehr wieder zu finden; überdieß legten sie in einem Tage eine solche Strecke zurück, wie die Spanier in zweien.

Dieser Fluß war der Fluß Tizon. Man gelangte zu demselben viel näher an seiner Quelle, als der Ort lag, an welchem Melchior Diaz mit seinen Leuten über denselben gesetzt war, und erfuhr später, daß die Indianer, mit denen wir gesprochen hatten, dieselben waren, die Melchior Diaz sah. Die Spanier kehrten also zurück, und diese Expedition hatte kein anderes Resultat.

Während des Marsches kamen sie zu einem Wasserfalle, der von einem Felsen herabstürzte. Die Führer sagten, die meisten Crystalle, die ringsumher hingen, wären Salz. Man sammelte eine Menge davon, nahm sie mit und vertheilte sie in Cibola, wo man dem General von alle dem Geschehenen schriftlich Bericht erstattete.

Garci Lopez hatte einen gewissen Pedro de Sotomayor, welcher Chronist der Expedition war, mit sich genommen.

Alle Dörfer jener Provinz sind unsre Verbündeten geblieben, aber man hat sie seitdem nicht wieder besucht und keine Expedition gegen Dörfer unternommen.

Zwölftes Kapitel.

Die Einwohner von Cicuyé kommen nach Cibola, die Christen zu besuchen. — Hernando Delvarado sieht nach den Büffelochsen.

Während man diese Entdeckung machte, kamen nach Cibola einige Indianer aus einem Dorfe, welches sechzig Stunden östlich in einer Provinz Namens Cicuyé lag. Sie hatten einen Caziken bei sich, dem die Spanier den Beinamen Bigotes (Bartmenn) geben, weil er einen sehr langen Bart hatte. Es war ein junger Mann, groß, wohlgewachsen und schien sehr stark. Er sagte dem General, nach dem, was man ihnen von den Spaniern gesagt hätte, kämen sie, ihre Dienste und ihre Freundschaft anzubieten, und bäten, als ihre Verbündete behandelt zu werden, wenn man in ihr Land kommen sollte. Sie böten ihnen gegerbtes Leder, Schilder und Helme als Geschenk an. Der General empfing sie sehr gut und schenkte ihnen gläserne Halsbänder und Schellen, was für sie Gegenstände von hohem Werthe waren, da sie so etwas noch nicht gesehen hatten. Sie gaben Nachrichten

über die Kühe ihres Landes. Man erfuhr, daß es Kühe wären, weil einer dieser Indianer eine solche auf seinen Körper gemalt hatte; man würde dies nimmermehr errathen haben, wenn man die Haut dieser Thiere sah, denn sie waren mit wolligem krausem Haar bedeckt, welches der Schafwolle glich *).

Der General befahl dem Capitain Hernando d'Alvarado, zwanzig Mann mit sich zu nehmen, diese Indianer zu begleiten und binnen vierundzwanzig Tagen zurückzukehren, um über das Gesehene Bericht zu erstatten. Alvarado brach also mit ihnen auf. Fünf Tage später gelangten sie zu einem Dorfe, Namens Acuco, welches auf einem Felsen erbaut ist. Die Einwohner, welche ungefähr 200 Krieger stellen können, sind in der ganzen Provinz sehr gefürchtete Räuber. Dieses Dorf war sehr fest, weil nur ein einziger Weg zu demselben führte und es auf einem Felsen stand, der auf allen Seiten steil und so hoch war, daß eine Büchsenkugel den Gipfel kaum hätte erreichen können. Man gelangte auf einer von Menschenhand gehauenen Treppe dahin, die am Fuße des Felsens begann und bis zum Dorfe führte. Die Treppe war auf den ersten 200 Stufen ziemlich breit; dann folgten 100 viel schmalere Stufen; hatte man diese erstiegen, so blieb noch eine höhere von ungefähr drei Klaftern zu erklettern, indem man den Fuß in Löcher setzte, die in den Felsen gehauen waren. In den Löchern fand kaum die Spitze des Fußes Platz, und

*) Es ist hier von den Büffelochsen die Rede, die der Verfasser beständig vacas nennt; ich werde mich aber von jetzt ab des Wortes Büffelochse bedienen.

man mußte sich daher nothwendiger Weise mit den Händen festhalten. Auf dem Gipfel war eine Menge großer Steine aufgehäuft, welche man, ohne sich zu zeigen, auf die Heraufsteigenden hinabrollen konnte, so daß eine Armee, wäre sie noch so stark gewesen, das Dorf nicht hätte stürmen können. Auf der Kuppe des Berges war genug Raum, eine große Menge Mais zu säen und in Magazine zu bringen, und Cisternen, um Regenwasser und Schnee zu sammeln.

Die Indianer stiegen bewaffnet auf die Ebene herab und wollten keine Vernunft annehmen; sie zogen auf dem Boden Kreise und verboten den Unsrigen, dieselben zu überschreiten; als sie aber sahen, daß man Anstalt traf, sie anzugreifen, baten sie um Gnade, noch ehe man ihnen einen Schaden zugefügt hatte. Sie machten die Ceremonie, die sie beobachten, wenn sie Frieden schließen, d. h. sie näherten sich den Pferden, nahmen von dem Schweiß derselben, rieben sich damit den ganzen Körper ein, und machten dann mit den Daumen beider Hände ein Kreuz. Ihr sicherstes Freundschaftszeichen ist, wenn sie die Hände kreuzen; dann ist sie unverletzlich. Sie gaben uns ein große Menge Geflügel, Brod, gegerbte Hirschhäute, Tannäpfelsamen, Mehl und Mais.

Drei Tagereisen weiter kam Alvarado mit den Seinigen in eine Provinz, die man Tiguex nennt. Als die Einwohner sahen, daß Bigotes sie begleitete, kamen sie ihnen mit friedlichen Aeußerungen entgegen, denn der Mensch war in der Gegend gefürchtet. Der Capitain sendete einen Boten an den General ab, ihn einzuladen, in diesem Lande zu überwintern; der

General freute sich darüber sehr, weil es ihm zu glauben erlaubte, daß das Land besser würde.

Fünf Tagereisen weiter kam Alvarado nach Cicuye, einem sehr befestigten Dorfe, dessen Häuser vier Stockwerk hoch sind. Die Einwohner kamen ihm entgegen, empfingen ihn mit vielen Freudenbezeigungen und begleiteten ihn unter dem Schalle ihrer Trommeln und Flöten bis zu dem Dorfe. Sie schenkten ihm eine große Menge Stoffe und Türkisen, welche in dieser Provinz sehr gemein sind. Die Spanier ruhten an diesem Orte einige Tage aus, und zogen von einem indianischen Sclaven Nachrichten ein, der aus dem Lande gebürtig war, welches an der Küste Floridas liegt, deren Inneres Fernando de Soto kürzlich durchstreift hat. Dieser Mensch sprach von gewissen großen Städten ganz anders, als er es hätte thun sollen. Hernando d' Alvarado nahm ihn zum Führer in die Provinz der Büffelochsen. Er machte eine so schöne Beschreibung von den Schätzen Gold und Silber, die es in seinem Lande gäbe, daß man sich nicht mehr darum kümmerte, die Büffelochsen zu sehen, und sobald man nur einige erblickte, umkehrte, dem General Bericht zu erstatten. Sie nannten diesen Indianer den Türken, weil er den Leuten dieser Nation glich.

Während dieser Zeit hatte der General Don Garci Lopez de Cardenas nach Tiguex geschickt, Quartiere vorbereiten zu lassen. Er wollte die Armee, die von Sonora kam, hier überwintern lassen. Als Alvarado von Cicuyé zurückkehrend nach Tiguex kam, hielt er es nicht für nöthig, weiter zu gehen.

Da die Eingebornen den Spaniern Platz ma-

chen mußten, zwang man sie, das Dorf zu verlassen, und bei ihren Freunden zu leben, ohne sie etwas Anderes als ihre Kinder mitnehmen zu lassen. Man hörte an diesem Orte von einer großen Menge Dörfer sprechen, die gegen Norden liegen sollten. Ich glaube, es wäre viel besser gewesen, diese Richtung zu verfolgen, als die, welche der Türke andeutete und welche Ursach von dem schlechten Erfolge der Expedition war.

Dreizehntes Kapitel.

Der General schlägt, von wenigen Leuten begleitet, die Straße nach Tutahaco ein, und überläßt es Don Tristan, die Armee nach Tiguex zu führen.

Alles, was ich so eben erzählt habe, hatte sich schon zugetragen, als Don Tristan von Sonora nach Cibola kam. Sogleich nahm der General, dem man von einer aus acht Städten bestehenden Provinz gesagt, dreißig der kräftigsten Leute mit sich, sie zu erforschen. Von guten Führern geleitet, schlug er die Straße nach Tiguex ein. Er befahl Don Tristan d' Arellano, die Armee zwanzig Tage lang ausruhen zu lassen und dann gradeswegs nach Tiguex aufzubrechen. Während der General auf dem Wege war, mußten seine Begleiter ein Mal 2½ Tag dursten. Erst am dritten Tage fanden sie Wasser in einer mit Schnee bedeckten Bergkette, zu der sie sich in dieser Absicht begaben. Dies war besonders peinlich für die

Pferde und die lasttragenden Indianer, welche schon durch die Kälte viel litten. Acht Tage darauf gelangten sie nach Tutahaco. Sie erfuhren hier, daß sie am Flusse abwärts noch mehrere Dörfer finden würden. Die Eingebornen kamen ihnen freundlich entgegen. Diese Dörfer sind von Erde erbaut, wie Tiguex, und die Einwohner eben so gekleidet. Der General zog hierauf den Fluß entlang und besichtigte die ganze Provinz, bis er wieder nach Tiguex kam. Er fand hier d' Alvarado mit dem Türken, und war nicht wenig zufrieden mit den guten Nachrichten, die sie ihm gaben. Dieser Indianer erzählte ihm, daß es in seinem Lande einen Fluß gäbe, der zwei Stunden breit wäre, und in dem man Fische fände, so groß wie die Pferde; er werde von Canots befahren, die auf jeder Seite zwanzig Ruderer tragen könnten, und die auch segelten; die Herren derselben säßen auf dem Hintertheile unter einem Baldachin, und am Vordertheile wäre ein großer goldener Adler angebracht. Er fügte hinzu, der Herrscher dieses Landes hielte seine Nachmittagsruhe unter einem Baume, an dessen Zweigen goldene Glöckchen hingen, die von dem Winde ertönten. Er sagte auch, die gewöhnlichsten Gefäße wären aus ciselirtem Silber, Teller, Schüsseln und Näpfe von Gold. Er nannte das Gold Acochis. Man glaubte ihm, weil er mit vieler Zuversicht sprach und weil er, wenn man ihm kupferne Gegenstände zeigte, sie durch das Gefühl erkannte und sagte, das wäre kein Gold. Gold und Silber kannte er sehr gut, und auf andere Metalle achtete er nicht.

Der General schickte Hernando d' Alvarado nach Cicuyé, um die goldenen Armbänder zurückzufordern,

welche dem Türken, wie er behauptete, bei seiner Gefangennehmung abgenommen worden waren. Als Alvarado dort ankam, empfingen ihn die Einwohner wie das erste Mal als Freund, aber sie sagten, daß sie von den Armbändern nichts wüßten, und gaben ihm die Versicherung, der Türke sei ein Lügner. Als Alvarado sah, daß es kein anderes Mittel gäbe, zum Zwecke zu gelangen, lockte er Bigotes und den Caziken in sein Zelt, und ließ sie in Fesseln schlagen. Die Einwohner machten dem Capitain den Vorwurf, er sei ein Mensch ohne Glauben und Freundschaft, und sendeten ihm einen Hagel von Pfeilen zu. Alvarado brachte seine Gefangenen nach Tiguer, wo der General sie über sechs Monate zurückhielt. Diese Angelegenheit begann unsere Friedensversicherungen vollkommen in Mißcredit zu bringen, wie man dies später sehen wird.

Vierzehntes Kapitel.

Die Armee bricht von Cibola auf, um sich nach Tiguer zu begeben. — Was unterwegs geschieht. — Wirkung des Schnees.

Wir haben bereits erzählt, daß der General, als er Cibola verließ, Don Tristan d' Arellano befohlen hatte, ihm zwanzig Tage nach seiner Abreise zu folgen. Als dieser Offizier die Soldaten wohlausgeruht, mit Lebensmitteln wohlversehen und nichts weiter fordern sah, als ihrem General zu folgen, nahm er alle seine Mannschaft mit sich und schlug den Weg nach

Tiguer ein. Die ersten Tage übernachteten sie in einem Dorfe, welches das größte und schönste in der ganzen Provinz war. Man fand hier Häuser von sieben Stockwerken, die man nirgend anders sah; sie gehörten Privatleuten und dienten als Festungen. Sie erhoben sich so hoch über die andern, daß sie das Ansehen von Thürmen hatten. Sie sind mit Löchern und Schießscharten versehen. Da diese Dörfer keine Straßen haben und alle Dächer gleich hoch und allen Einwohnern gemeinschaftlich sind, muß man sich zuerst dieser großen Häuser bemächtigen, welche als Vertheidigung dienen. An diesem Orte begann es zu schneien und unsere Soldaten flüchteten sich unter die Wetterdächer des Dorfes, welche wie Balcons hervorspringen und auf hölzernen Säulen ruhen; man ersteigt dieselben auf äußern Treppen und sie dienen zugleich als Eingang zu den Häusern, denn unten gibt es keine Thüren.

Die Armee setzte sich wieder in Marsch, als der Schnee aufgehört hatte, zu fallen. Es war zu Anfang Decembers; während der zehn Tage, die man auf dem Marsche war, schneite es regelmäßig alle Abende und alle Nächte, so daß man, um das Lager aufzuschlagen, jeden Abend den Schnee auf Armslänge hoch wegschaffen mußte. Es war unmöglich, den Weg zu erkennen, doch die Boten bezeichneten ihn, denn sie kannten das Land genau.

Da man hier viel Kiefern und Fichten hat, zündete man große Feuer an, so daß die Hitze und der Rauch den Schnee in 2—3 Klaftern im Umkreise schmolzen. Er war so gefroren, daß er das Gepäck nicht durchnäßte, obgleich er oft halbe Ellen hoch

über demselben lag; man durfte es nur schütteln, um es vollkommen trocken zu erhalten. Der Schnee fiel während der Nacht so stark, daß er das Gepäck und die schlafenden Soldaten ganz bedeckte, und wer plötzlich das Lager betrat, würde nur Schneehaufen und Pferde gesehen haben. Gleichwohl konnte man ihn ertragen, obgleich er drei Fuß hoch lag. Er erwärmte vielmehr die, auf welche er fiel.

Die Armee kam an dem großen Felsen von Acuco vorüber; da man mit den Einwohnern sehr gut in Frieden lebte, wurden wir gut empfangen. Sie gaben unsern Soldaten viel Lebensmittel und Hühner. Diese Indianer sind nicht sehr zahlreich, wie ich oft bemerkt habe.

Viele Spanier begaben sich auf den Felsen, diesen zu sehen; den Gipfel konnten sie nur mit großer Mühe erklettern. Die Einwohner, so wie die Weiber, steigen mit der größten Leichtigkeit auf- und abwärts, selbst wenn sie mit Lebensmitteln oder mit Wasser beladen sind; kaum halten sie sich mit den Händen fest, während die Unsrigen die Waffen von Hand zu Hand gehen lassen mußten. Die Armee begab sich hierauf nach Tiguex, wo sie sehr gut aufgenommen wurde. Die guten Nachrichten, welche der Türke gegeben hatte, ließen alle überstandenen Mühseligkeiten vergessen, obgleich wir bei unserer Ankunft die ganze Provinz in Aufstand fanden, und zwar nicht ohne Grund, denn am Tage zuvor hatten die Unsrigen ein Dorf niedergebrannt.

Funfzehntes Kapitel.

Die Einwohner von Tiguex empören sich. — Man züchtigt sie, ohne daß sie strafbar sind.

Wie erwähnt, fand der General in Tiguex den Don Garci Lopez de Cardenas und Hernando d'Alvarado, schickte sie nach Cicuye, und der Häuptling Bigotes so wie der Kazike des Dorfes, ein Greis, wurden gefangen genommen. Die Bewohner von Tiguex zeigten über dieses Betragen eine große Unzufriedenheit. Der General vermehrte diese noch, indem er eine Menge Stoffe zur Vertheilung unter seine Soldaten forderte.

Er ließ deshalb einen der ersten Indianer von Tiguex kommen, den er sehr gut kannte und mit dem er sich häufig unterhielt. Die Unsrigen nannten ihn Juan Aleman, weil sie fanden, daß er einem Einwohner von Mexico, der so hieß, sehr ähnlich sei. Der General wendete sich also an ihn, um 300 Stücke Zeug zu fordern, deren er bedurfte, um seine Soldaten zu kleiden. Der Indianer antwortete, das sei nicht seine Sache, sondern man müsse mit dem Kaziken davon sprechen; zunächst müsse man Rath halten, die Lieferung an alle Dörfer vertheilen und sich an jedes derselben besonders verwenden. Der General gab darnach seine Befehle und beauftragte einige Personen mit der Forderung. Es gab zwölf Dörfer; sich dahin zu begeben, mußte man beiden Ufern des Flusses folgen. Als ob das ganz natürlich und leicht sei, verlangten die Unsern, ohne den In-

dianern Zeit zur Berathung und zu den nöthigen Anordnungen zu gewähren, daß man ihnen auf der Stelle das Geforderte überliefere, so daß den Eingebornen nichts Andres übrig blieb, als die Kleidungsstücke, die sie selbst trugen, auszuziehen, um die geforderte Quantität vollständig zu machen. Wenn die Soldaten, welche die Sammler begleiteten, mit dem Kleidungsstück, das man ihnen gegeben hatte, unzufrieden waren und einem Indianer begegneten, der ein besseres trug, zwangen sie ihn zum Tausch, ohne sich um den Rang und Stand dessen, den sie ausplünderten, zu bekümmern. Dies Benehmen regte die Eingebornen sehr auf.

Ein spanischer Officier, den ich zu seiner Ehre nicht nennen will, verließ das Dorf, in welchem er im Quartier lag, und begab sich in ein anderes, das eine Stunde davon entfernt war. Hier erblickte er eine schöne Frau und gebot dem Manne derselben, herabzukommen, um sein Pferd zu halten, und er selbst erstieg das obere Stockwerk. Da dieses Haus einer von den Eingängen des Dorfes war, glaubte der Mann, daß der Offizier anderwärts als zu ihm wolle. Während er unten wartete, hörte er oben Geräusch; bald darauf kam der Spanier herab, nahm sein Pferd und ritt davon. Der Indianer ging sogleich hinauf und erfuhr, daß der Offizier seine Frau genothzüchtigt hatte oder hatte nothzüchtigen wollen. Er eilte sogleich mit den Häuptlingen seines Dorfes zu dem General, sich über das Vorgefallene zu beklagen. Der General ließ alle seine Begleiter vorfordern, aber der Indianer erkannte den Schuldigen nicht, sei es nun, daß jener die Kleider gewechselt, sei es aus irgend

einem andern Grunde. Endlich sagte er, daß er das Pferd wieder erkennen würde, weil er es gehalten hätte. Man führte ihn hierauf in den Stall, und er bezeichnete ein Pferd, indem er sagte, daß er sich über dessen Reiter beklage. Dieser sah, daß man ihn nicht erkannte und läugnete die That; vielleicht täuschte sich auch der Indianer: kurz dieser mußte zurückkehren, ohne Gerechtigkeit erlangt zu haben.

Am nächsten Morgen kam einer unserer Indianer ganz athemlos und erschrocken gelaufen, um uns zu melden, daß die Eingebornen des Landes in den Waffen wären, seinen Gefährten getödtet hätten und die Pferde fortführten. Man verfolgte sie bis zu ihrem Dorfe, und nahm einige der Pferde wieder, aber eine Menge ging verloren, und eben so sieben Maulthiere, welche dem General gehörten.

Am nächsten Tage begab sich Don Garci Lopez de Cardenas nach dem Dorfe, um mit den Einwohnern zu sprechen; er fand sie hinter großen Balken barrikadirt. Sie brachen in lautes Geschrei aus, und tödteten mit Pfeilschüssen die nach allen Richtungen entfliehenden Pferde. Man konnte ihnen keinen Schaden beibringen, denn sie blieben bei der Defensive, und verließen ihre Dörfer nicht, die sehr gut befestigt sind. Der General sendete sogleich Don Garci Lopez de Cardenas ab, mit dem größten Theile der Armee eines der Dörfer zu belagern. Es war eben das, welchem man das meiste Böse zugefügt hatte, und wo sich der Vorfall mit der Indianerin zugetragen hatte. Er würde von mehreren Offizieren begleitet, die bisher immer bei dem General geblieben waren, unter Andern Juan de Saldivar Barrio = Nuevo, Diego

Lopez Melgosa. Sie überrumpelten die Indianer so sehr, daß sie auf der Stelle die Dächer der Häuser erstiegen; doch nicht ohne Gefahr, denn eine große Menge Spanier wurden durch die Pfeile verwundet, die man aus den Schießscharten auf sie schoß. Sie erhielten sich den ganzen Tag hindurch, die ganze Nacht und einen Theil des folgenden Tages oben, obgleich sie hier sehr blosgestellt waren, und beständig mit Armbrüsten und Musketen auf die Indianer schießen mußten. Die Reiterei hielt das freie Feld, und schützte die Eingeborenen aus Neuspanien, welche unterirdische Gänge gruben, durch welche man die Belagerten so einräucherte, daß sie um Gnade bitten mußten.

Pablo Lopez Melgosa und Diego Lopez, Vierundzwanziger von Sevilla, kreuzten die Armee, um auf die Friedenszeichen der Feinde zu antworten; die Indianer warfen sogleich ihre Waffen fort und ergaben sich. Man führte sie nach dem Zelte Don Garcias, der, wie man behauptet, nicht wußte, daß mit ihnen kapitulirt worden war. Er glaubte, diese Menschen kämen, um für ihr Leben zu bitten, und da der General ihm geboten hatte, ihrer nicht zu schonen, befahl er, zweihundert hölzerne Balken aufzuschichten, und sie lebendig zu verbrennen, um ein Exempel zu statuiren. Niemand sagte ihm, daß man mit ihnen unterhandelt hätte; die Soldaten wußten es nicht, und die, welche ihnen Gnade zugesagt hatten, hielten sich nicht für verpflichtet, zu sprechen.

Als die Indianer sahen, daß man sie anband, und Anstalten traf, sie zu verbrennen, vertheidigten sich ungefähr hundert, die in dem Zelte sein mochten,

mit Pfählen, die sie ausrissen, so wie mit Allem, dessen sie habhaft werden konnten. Als unsere Soldaten das sahen, griffen sie das Zelt mit dem Degen in der Faust an, trieben die, welche sie darin fanden, vor sich her in das Freie, und hier stürmte die Reiterei auf sie ein.

Da die Ebene sehr groß war, entkamen nur Wenige, die sich in dem Dorfe versteckt hatten, und während der Nacht die Flucht ergriffen. Sie verbreiteten im ganzen Lande die Nachricht, daß die Spanier die geschlossenen Verträge brächen, und das that uns in der Folge sehr viel Schaden.

Sobald man sich dieses Dorfes bemächtigt hatte, fiel Schnee; die Unsrigen kehrten hierauf in ihre Quartiere zurück, und erreichten dieselben in dem Augenblick, als die Armee von Cibola anlangte.

Sechszehntes Kapitel.

Man belagert Tiguex und nimmt es. — Was sich während der Belagerung zutrug.

Der Schnee hielt zwei Monate lang so heftig an, daß man nichts unternehmen konnte. Man sendete nach allen Seiten, die Indianer zum Frieden zu bringen, und versprach ihnen, zu verzeihen, und ihnen in Zukunft nichts Böses zuzufügen; aber sie antworteten, sie könnten Leuten nicht trauen, die ihr Wort nicht hielten; die Spanier möchten sich nur erinnern, daß sie die Bigoter gefangen hielten, und gegen die,

welche sich ihnen ergaben, Treu und Glauben verletzt hätten.

Don Garci Lopez de Cardenas, einer von denen, welche man mit Aufforderungen an die Indianer beauftragt hatte, machte sich eines Tages mit dreißig Mann auf den Marsch nach Tiguex, um mit Juan Aleman zu sprechen. Die Indianer waren auf ihrer Huth; sie riefen ihm zu, wenn er unterhandeln wollte, sollte er vom Pferde steigen, sich allein nähern, und seine Begleiter entfernen; Juan Aleman und ein anderer Kazike würden sich dann zu ihm begeben. Diese Abgeordneten stellten Don Garci vor, da sie keine Waffen hätten, müßte auch er die seinigen ablegen. Er that es, ungeachtet der dringenden Gegenvorstellungen seiner Gefährten, denn er wünschte sehnlichst, diese Indianer zu einem Vertrage zu bewegen.

Juan Aleman schloß ihn in seine Arme, wie um ihn zu begrüßen, und in demselben Augenblicke zogen zwei Indianer, die ihn begleiteten, ihre verborgen gehaltenen Keulen hervor, und versetzten Don Garcia einige so heftige Schläge über den Kopf, daß er bewußtlos niederstürzte.

Zum Glück für ihn bemerkten zwei seiner Reiter, die sich nicht soweit entfernt hatten, als die andern, den Verrath, und griffen die Indianer so schnell an, daß sie noch zeitig genug kamen, Don Garci aus deren Händen zu befreien; ihren Verrath aber konnten sie nicht bestrafen, denn die Feinde sendeten ihnen einen Hagel von Pfeilen zu. Die anderen Reiter, die in aller Hast herbeigesprengt kamen, wurden meistens gefährlich verwundet, und Alles, was sie vermochten, war, den Feind zurückzuhalten.

Don Garci Lopez ging hierauf nach einem andern Dorfe, welches ungefähr anderthalb Stunden entfernt war. Fast alle Einwohner der ganzen Provinz hatten sich an diese beiden Orte geflüchtet. Die Unsern hatten hier keinen bessern Erfolg; die Indianer empfingen sie unter Pfeilschüssen und lautem Geschrei. Als Garci Lopez dies sah, zog er sich nach Terguer zurück, wo er seine meisten Leute gelassen hatte.

Die Spanier bemerkten, daß die Bewohner des letzten Dorfes dieses in großer Anzahl verließen, um sie anzugreifen, und thaten, als wenn sie zum Rückzuge bliesen. So lockten sie die Feinde in die Ebene, griffen sie dann an, und tödteten einige der Tapfersten, die sich am weitesten vorgewagt hatten; die Uebrigen ergriffen die Flucht, und suchten auf den Höhen Sicherheit.

Als Garcia in das Lager zurückkehrte und von dem Vorgefallenen Bericht an den General erstattete, beschloß dieser, Terguer zu belagern. Er ließ Leitern anfertigen, und rückte mit seiner Armee in guter Ordnung vor. Sobald er dem Dorfe nahe war, gab er das Signal zum Angriffe; doch da die Feinde Zeit gehabt hatten, ihre Vorkehrungen zu treffen, rollten sie auf die Spanier so viele Steine herab, daß sie eine Menge hinabstürzten. Durch Pfeilschüsse verwundeten sie uns über zwanzig Mann, und einige starben an ihren Wunden aus Mangel an guter Pflege, denn wir hatten nur einen Wundarzt, und der war schlecht.

Die Belagerung dauerte fünfzig Tage, während welcher mehrere Stürme unternommen wurden. Die Feinde litten viel durch Wassermangel; sie gruben im

Innern des Dorfes einen tiefen Graben, konnten aber doch kein Wasser finden; und es kamen sogar bei der Arbeit dreißig Menschen durch einen Erdsturz um.

Mehr als zweihundert Belagerte kamen in verschiedenen Gefechten um; als aber eines Tages der Kampf sehr erbittert war, verloren wir Francisco de Pobares, einen vortrefflichen Edelmann, und den Capitain Francisco d' Obando, der in Abwesenheit des Don Garci Lopez de Cardenas Lagercommandant gewesen war.

Während der erwähnten Expedition bemächtigten sich die Indianer dieses Letztern, und schleppten ihn lebend in ihr Dorf, was uns den größten Kummer verursachte, denn er war ein ausgezeichneter Mensch, und durch seine Tugend und Leutseligkeit allgemein beliebt.

Vor der Einnahme des Dorfes verlangten die Belagerten eines Tages, zu parlamentiren, und sagten uns, da sie wüßten, daß wir den Weibern und Kindern nichts zu Leide thäten, bäten sie für dieselben um freien Abzug, da sie das Wasser zu sehr verringerten. Man benutzte diese Gelegenheit, ihnen nochmals den Frieden anzubieten, aber sie wollten davon nichts hören, indem sie sagten, man würde ihnen nicht Wort halten.

Ungefähr hundert Personen, Weiber und Kinder, verließen das Dorf; die Andern wollten bleiben. Don Garci Lopez hatte sich ohne Helm den Mauern genähert, und nahm die Kinder in seine Arme. Er benutzte diese Gelegenheit, die Belagerten zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, und machte ihnen große Versprechungen; aber sie sagten ihm mehrmals,

daß er sich entfernen möchte. Als er es nicht that, spannte ein Indianer seinen Bogen, drohte ihm, zu schießen, und ermahnte ihn, seinen Helm wieder aufzusetzen. Don Garci Lopez rührte sich nicht von der Stelle, weil er hoffte, Jener würde nicht wagen, zu schießen. Da der Indianer dies sah, schoß er seinen Pfeil mitten zwischen den Füßen des Pferdes hindurch, zeigte Don Lopez einen zweiten Pfeil, und sagte, er würde nun ernsthaft zielen, wenn seine Worte unbeachtet blieben. Don Garci-Lopez setzte hierauf seinen Helm wieder auf, und ritt in Schritt zu den andern Reitern, ohne daß man ihm etwas zu leid that. Kaum sahen die Indianer ihn in Sicherheit, als sie unter lautem Geschrei eine Menge Pfeile abschossen. Der General wollte an diesem Tage nicht angreifen lassen, weil er hoffte, daß die Feinde sich doch noch entschließen würden, die Waffen zu strecken; aber sie wollten dies nie thun.

Vierzehn Tage später faßten sie den Entschluß, das Dorf während der Nacht zu verlassen, und machten sich dazu auf den Weg. Die Weiber nahmen sie in die Mitte. Als sie zu dem Orte kamen, wo Rodrigo Maldonado lagerte, riefen die Schildwachen an. Sobald die Indianer sich entdeckt sahen, griffen sie die Unsrigen muthig an, tödteten einen Spanier und ein Pferd, und verwundeten mehrere Soldaten. Die Christen zögerten nicht, sie in Unordnung zu bringen; sie tödteten eine Menge von ihnen, und sprengten die übrigen in den Fluß, der sehr kalt und sehr reißend war, und da die ganze Armee bald unter den Waffen stand, entkamen nur sehr Wenige. Unsere Soldaten setzten über den Fluß, und fanden

viele Verwundete, die vor Kälte erstarrt waren. Man pflegte sie, und machte sie dann zu Sclaven.

So endete die Belagerung. Das Dorf wurde genommen, doch zogen einige Indianer sich in eine Vorstadt, wo sie sich noch wenige Tage hielten.

In der Zwischenzeit hatten sich Don Diego de Quevara und Don Juan de Saldibar des andern Dorfes bemächtigt. Eines Tages, als sie im Hinterhalte lagen, einige Indianer zu überfallen, welche die Gewohnheit hatten, jeden Morgen das Dorf zu verlassen, als wollten sie uns angreifen, meldeten die Kundschafter, sie sähen Viele aus dem Dorfe ziehen, und sich dem Innern des Landes zuwenden. Die Unsrigen setzten sich sogleich in Marsch, erreichten sie, griffen sie an, und tödteten Viele. Man ließ aus dem Lager andere Soldaten aufbrechen, welche sich des Dorfes bemächtigten, es plünderten, und alle Die, welche sich noch darin befanden, zu Gefangenen machten, das heißt, ungefähr hundert Weiber und Kinder.

Diese Belagerung wurde gegen den Schluß des Jahres 1542 beendigt. Während derselben hatten sich andere Ereignisse zugetragen, die ich nicht erzählte, um den Gang der Handlung nicht zu stören, die man aber kennen muß, um die Fortsetzung dieser Geschichte zu verstehen.

Siebzehntes Kapitel.

Es langen in dem Lager Abgeordnete aus dem Thale von Sonora an. — Der Capitain Melchior Diaz stirbt auf der Expedition gegen den Fluß del Tizon.

Wir haben gesehen, wie der Capitain Melchior Diaz auf Flößen über den Fluß del Tizon ging, um die Erforschung der Küste fortzusetzen. In dem Augenblick, als die Belagerung beendet wurde, langte San Hieronimo mit Briefen des Don Diego d' Alarcon an, der während der Abwesenheit des Melchior Diaz in dieser Stadt kommandirte. Er verkündete den Tod dieses Letztern, und sagte, daß seine Gefährten zurückgekehrt wären, ohne von dem Gesuchten etwas finden zu können.

Als sie den Fluß del Tizon im Rücken hatten, folgten sie der Küste südöstlich, und gelangten an einen Ort, der mit so heißer Asche bedeckt war, daß man nicht darauf gehen konnte. Die Erde bebte, was auf unterirdische Seen schließen ließ, und die Asche kochte an einigen Stellen auf wahrhaft höllische Weise. Als die Spanier diese Straße so gefährlich fanden, entschlossen sie sich, eine andere einzuschlagen. Dabei verwundete sich der Capitain Diaz, indem er sich seine eigene Lanze von einer Seite zur andern durch den Schenkel rannte. Die Soldaten kehrten hierauf mit ihrem verwundeten Führer um. Die Indianer, die noch immer im Aufstande waren, griffen dieselben fortwährend an. Der Capitain lebte

noch zwanzig Tage, und man hatte während dieser Zeit die größte Mühe, ihn fortzuschaffen. Als er todt war, kehrte sein ganzer Haufen in guter Ordnung zurück, und ohne einen einzigen Mann zu verlieren.

Alcarras, der in Sonora eingetroffen war, sendete Boten an den General, ihn von Allem zu benachrichtigen, und ihm zu melden, daß die Soldaten anfingen, auf Meuterei zu sinnen; daß er zwei der Rädelsführer zum Strang verurtheilt hätte, daß sie aber dem Gefängnisse entflohen wären.

Sobald der General diese Nachrichten empfing, sendete er Don Pedro de Tobar nach jener Stadt, die Auffässigsten fortzuschaffen, und zugleich die Boten zu eskortiren, die er dem Vicekönig von Neuspanien sendete.

Als Don Tobar hier ankam, erfuhr er, daß mehrere Spanier, die sich zu weit vorgewagt hätten, von den Eingeborenen sehr mißhandelt worden wären. Er ließ sich hierauf durch Don Diego d' Alcarras der vorzüglichsten Caziken eines Districtes bemächtigen, den man valle de los Vellacos (Thal der Schelme) nannte, bemächtigten. Als Alcarras sie gefangen genommen hatte, glaubte er sie gegen ein Lösegeld von Stoffen und anderen Gegenständen, deren die Soldaten am meisten bedurften, frei geben zu können; kaum aber hatten sie ihre Freiheit wieder, als die Indianer die Spanier angriffen. Da sie mit vergifteten Pfeilen schossen, tödteten sie viele Spanier. Hätten die Unseren nicht verbündete Corazones-Indianer bei sich gehabt, so würden sie noch schlechter weggekommen sein. Endlich erreichten sie die Stadt wie-

der, nachdem sie achtzehn Mann auf dem Platze gelassen hatten, denn das Gift war so scharf, daß die leichteste Wunde tödtlich wurde. Das Fleisch schwoll darnach fürchterlich auf und verbreitete einen pestilentiellen Geruch.

Pedro de Tobar, welcher glaubte, daß er an diesem Orte nicht sicher genug sei, zog vierzig Stunden weiter, in das Thal von Suya, wo wir ihn lassen wollen, um uns mit dem zu beschäftigen, was dem General und seiner Armee widerfuhr, als sie Tiguex verlassen hatten.

Achtzehntes Kapitel.

Bemühungen des Generals, das Land zu beruhigen, ehe er den Zug nach Quivira antrete, wo nach den Berichten des Türken die großen Reichthümer beginnen sollten.

Während der Belagerung von Tuguex wollte der General nach Cicuye gehen; er nahm den Caziken in der Absicht mit sich, ihm die Freiheit zu schenken; er versprach, auch Bigotes frei nach seinem Dorfe zurückzusenden. Die Einwohner von Cicuye empfingen ihn unter Friedensbezeugungen, und er betrat an der Spitze einiger Soldaten das Dorf. Als die Leute ihren Caziken sahen, empfingen sie ihn mit der lautesten Freude. Der General setzte ihn in seine Würde wieder ein, und kehrte in das Lager zurück. Die Hoffnung, ihr Oberhaupt, Bigotes, zurückzuerhalten, stimmte die Einwohner friedlich.

Nach der Belagerung sendete der General einen Capitain nach Chia, welches sich unterworfen hatte. Dies ist ein großes, stark bevölkertes Dorf, vier Stunden westlich von dem Flusse gelegen.

Sechs andere Spanier wurden nach Quirix geschickt, einer Provinz, die aus sieben Dörfern besteht. Die Einwohner des ersten Dorfes ergriffen die Flucht, doch die Unsrigen verfolgten sie mit verhängtem Zügel, und es gelang ihnen, sie beruhigt in ihre Wohnungen zurückzuführen. Von hier aus versicherten sie auch das übrige Land ihrer friedlichen Gesinnungen; so lange sie aber in der Provinz waren, wollte kein Eingeborener aus den zwölf Dörfern von Tiguex nach Haus zurückkehren.

Sobald der Fluß vom Eise frei war, brachen die Spanier auf; vier Monate lang war er so fest gefroren gewesen, daß das Eis die Pferde trug.

Zunächst wollte man nach Quivira gehen, wo es nach der Aussage des Türken Gold und Silber gab, obgleich in geringerer Menge, wie in Arche und bei den Guaes.

Indeß begannen mehrere Personen dem Türken zu mißtrauen. Ein Spanier, Cervantes, der während der Belagerung beauftragt gewesen war, ihn zu bewachen, schwur darauf, er hätte gesehen, wie er mit dem Bösen in einem Gefäß voll Wasser gesprochen. Er behauptete auch, ungeachtet er ihn so streng bewacht, daß kein Mensch mit ihm hätte sprechen können, sei er davon unterrichtet gewesen, daß bei der Belagerung von Tiguex ein Capitain und fünf Mann geblieben wären.

Als man sich in Marsch setzen wollte, trafen Leute

von Cibola ein, den General zu besuchen. Er em-
pfing sie sehr gut, und forderte sie auf, die Spani[er]
die mit Don Pedro de Tobar durch ihr Dorf kom-
men würden, freundlich zu behandeln. Er überg[ab]
ihnen auch Briefe für denselben, und gab ihm da[s]
Instructionen, auf welchem Wege er der Armee f[ol]-
gen sollte. Zugleich deutete er ihm an, daß er a[m]
Fuße der aufgerichteten Kreuze neue Instruction[en]
finden würde.

Die Armee verließ hierauf Tiguex am fünften
Mai, und schlug den Weg nach dem fünfundzwanzig
Stunden entfernten Cicuye ein. Bei der Ankunft
daselbst, wurde Bigotes in Freiheit gesetzt. Die Be-
völkerung bezeigte sich darüber sehr erfreut, und lie-
ferte Lebensmittel im Ueberfluß.

Der Kazike und Bigotes gaben dem General ei-
nen jungen Mann, Namens Xabe, aus Quivira ge-
bürtig, mit, damit er von ihm Nachrichten über das
Land erhalten sollte. Dieser Indianer versicherte, es
gäbe bei ihm in der That Gold und Silber, aber
weit weniger, als der Türke behauptete.

Die Armee nahm diesen Jüngling als Füh-
rer mit.

Achtzehntes Kapitel.

Die Armee bricht nach Quivira auf.

Als die Armee Cicuye verließ, waren die Ein-
wohner friedlich gesinnt, uud schienen sogar zufrieden,
und geneigt, mit den Spaniern in gutem Einverständ-
niß zu leben.

Man betrat die Berge, über die man mußte, um in die Ebene zu gelangen, und am vierten Tage kam man zu einem großen, sehr tiefen Flusse, den man Rio de Cicuye nannte. Man mußte Halt machen, um eine Brücke zu bauen, was abermals vier Tage raubte. Zehn Tage darauf bemerkte man einige Hütten, von Indianern bewohnt, die wie die Araber leben, und Querechos genannt werden. Sie bewohnen Zelte von gegerbtem Leder, und nähren sich von der Jagd.

Bei dem Anblick der Armee verließen sie ihre Zelte, zu sehen, was es gäbe, sprachen dann mit den Leuten des Vortrapps, und fragten nach dem Führer. Unser General sprach mit ihnen, und sie bestätigten Alles, was der Türke gesagt hatte. Sie waren sehr verständig, und drückten sich durch Zeichen so gut aus, daß man Alles verstand, was sie wollten.

Sie sagten uns, wenn wir der aufgehenden Sonne zuzögen, würden wir einen sehr großen Fluß finden; dessen Ufer könnte man neunzig Tage lang verfolgen, ohne das bewohnte Land zu verlassen. Sie fügten hinzu, das erste Dorf hieße Hara, der Fluß sei über eine Stunde breit, und würde von vielen Canots befahren.

Die Indianer brachen am nächsten Tage ihr Lager ab, und eine große Menge Hunde trugen Alles, was sie besaßen.

Zwei Tage später traf die Armee, welche beständig die Richtung nord-nordöstlich verfolgte, wieder auf die Querechos, welche ihr Lager schon wieder aufgeführt hatten.

Es gab in dieser Gegend so viele Buckelochsen,

daß es unglaublich schien. Die Eingeborenen versicherten uns wiederholt, daß wir sehr viele Dörfer finden würden, wenn wir weiter gegen Sonnenaufgang zögen.

Das Land war hier sehr flach. Da der Türke sagte, wir wären nur noch zwei Tagereisen von Hara entfernt, schickte der General den Don Diego Lopez mit zehn Leichtbewaffneten voraus, um das Dorf zu entdecken, und dann ohne Zögern wieder zu der Armee zu stoßen.

Die Armee folgte am nächsten Tage in derselben Richtung; man traf auf eine unglaubliche Menge von Buckelochsen; die Vorhut fing viele davon, und die übrigen entflohen. Sie kamen an eine Schlucht, in welche so viele hinabstürzten, daß sie fast ausgefüllt wurde; die Reiterei, welche sie verfolgte, bemerkte die Schlucht nicht, und viele Pferde stürzten ebenfalls hinein. Drei verschwanden unter den Büffeln.

Da der General Don Diego Lopez mit jedem Augenblicke zurück erwartete, schickte er sechs Soldaten ab, einen kleinen Fluß zu verfolgen, der sich nicht weit von dort befand; sechs Andere gingen ihn aufwärts, und Allen wurde empfohlen, genau darauf zu achten, ob am Ufer des Flusses Spuren der Pferdehufe bemerkbar wären. Die Indianer jedoch fingen die Pferde auf, und brachten sie in das Lager zurück.

Wir hatten in der Armee einen tätowirten Indianer, Namens Sopete, gebürtig aus Quivira; er sagte immer, der Türke sei ein Lügner, und deshalb traute man ihm; diesmal aber wollte man ihm nicht glauben, da die Aussage der Querechos mit der des Türken übereinstimmte.

Der General beschloß, D. Rodrigo Maldonado mit seiner Compagnie auf Entdeckung auszusenden. Dieser Offizier gelangte an einen großen Berg, und fand auf demselben viele Wohnungen von Indianern. Cabeza de Vaca und Dorantes waren durch dies Dorf gekommen. Die Indianer gaben Maldonado eine Menge gegerbtes Leder, und ein Zelt, so groß wie ein Haus, und viele andere Dinge. Er schickte einen seiner Soldaten ab, die Armee an diesen Ort zu führen, obgleich die Vorhut die Armee beständig durch gewisse Zeichen von dem eingeschlagenen Wege in Kenntniß setzte.

Als der General so viel Leder sah, wollte er es unter seine Soldaten vertheilen, aber diese fielen wild darüber her, und auch die Indianer suchten etwas davon wieder zu erhalten, denn sie hatten geglaubt, die Spanier würden es nicht nehmen, sondern sich damit begnügen, es zu segnen, wie Cabeca und Dorantes gethan hatten.'

Man sah an diesem Orte eine Indianerin, die so weiß war, wie eine Spanierin, ausgenommen, daß sie das Kinn bemalt hatte, wie eine Maurin.

Zwanzigstes Kapitel.

Hagelschlossen fallen in das Lager. — Entdeckung einer andern Schlucht, bei der die Armee sich trennt.

Während die Armee sich in der Schlucht, von der ich sprach, ausruhte, erhob sich eines Abends ein

heftiger Wirbelwind, gemischt mit Hagel, der in das Lager eine Menge Körner warf, so groß wie Suppennäpfe, und selbst noch größer. Sie fielen so dicht, wie der Regen, und an einigen Orten war der Boden damit zwei bis drei Spannen hoch bedeckt. Die Pferde zerrissen die Leinen, und entflohen alle, bis auf zwei oder drei, die durch Neger zurückgehalten wurden, welche Helme und Schilder ergriffen hatten, um sich zu schützen. Der Wind riß einige Pferde mit sich fort, und preßte sie gegen die Wände der Schlucht; wieder andere wurden bis auf Orte getragen, von wo man sie nur mit Mühe herabschaffen konnte. Wäre man von diesem Sturme noch auf der Ebene überfallen worden, so hätte man wahrscheinlich alle Pferde verloren, ohne daß es möglich gewesen wäre, sie wiederzufinden. Der Hagel zerbrach auch viele Zelte, zerschlug viele Helme, verwundete eine Menge von Pferden, und zerbrach das sämmtliche Speisegeschirre des Lagers; und das war keine geringe Verlegenheit in einem Lande, in welchem es nicht einmal Flaschenkürbisse giebt, eben so wenig, wie Mais oder Brod. Die Einwohner essen nichts, als rohes oder schlechtgekochtes Fleisch und Früchte.

Der General ließ eine Recognoscirung machen, und man fand vier Tagereisen weiter andere Hütten. Das Land ist sehr bevölkert; die Wohnungen folgen drei Tage hintereinander ununterbrochen. Man nennt diese Gegend Cona. Die Indianer, welche Teyas hießen, begleiteten die Armee drei Tage; sie nahmen ihre Frauen und Kinder mit, und eine Menge belastete Hunde. In Cona angelangt, gaben sie uns Boten, die uns zu einer andern Schlucht begleiteten.

Da man diesen nicht erlaubte, mit dem Türken zu sprechen, gaben sie ganz andere Berichte, als er. Sie sagten, Quivira liege nördlich, und es führe kein guter Weg dahin. Nun fing man an, Sopete zu glauben.

Die letzte Schlucht, auf welche die Armee stieß, war eine Meile lang; im Grunde derselben benetzte ein kleiner Fluß eine mit Bäumen bedeckte Ebene, die sehr fruchtbar war.

Wir sahen hier, wie ein Indianer einen Buckelochsen mit einem Pfeile durch und durch schoß, was man mit einer Musketenkugel schwerlich könnte. Diese Indianer sind sehr verständig. Sie behandeln ihre Weiber gut, und diese zeigen viel Schaamgefühl. Sie sind ganz bekleidet, und tragen Stiefel und Pantoffeln von gegerbtem Leder. Die Weiber tragen über ihren Röcken eine Art von Mänteln, mit Aermeln, die an den Schultern besetzt sind.

Die Armee ruhte sich in diesem Thale einige Tage aus. Man hatte von Tiguex bis hierher 250 Stunden gerechnet, die in siebenunddreißig Tagen zurückgelegt wurden.

Als der General sah, daß der Türke uns betrogen hatte, und die Lebensmittel zu mangeln begannen, berief er die Hauptleute zu einem Kriegsrathe. Es wurde beschlossen, daß der General mit dreißig Reitern und sechs Infanteristen Quivira aufsuchen, die übrige Armee aber unter Tristan d'Arellano nach Tiguex zurückkehren sollte. Sobald dies den Soldaten bekannt wurde, flehten sie ihren General an, sie nicht zu verlassen, und erklärten, daß sie alle bereit wären, mit ihm zu sterben. Er wies zwar ihre Bitte

zurück, versprach aber, sie binnen acht Tagen wissen zu lassen, ob sie nachkommen dürften. Dann brach er auf, und nahm Sopete mit sich, so wie den Türken, den man mit Fesseln belastet hatte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Armee kehrt nach Tiguex zurück. — Der General gelangt nach Quivira.

Der General verließ also das Thal mit den Führern der Teyas. Er wählte Diego Lopez zu seinem Lagermeister, und nahm die muthigsten und am besten berittenen Reiter mit sich. Die Armee, welche noch hoffte, daß der General sich entschließen würde, sie mitzunehmen, sendete zwei Mann mit Bitten an ihn ab; vergeblich!

Die Boten entflohen dem General gleich in den nächsten Tagen, und er mußte aus dem Lager andre holen lassen; die Teyas gaben sie ohne Schwierigkeit.

Die Armee blieb hier vierzehn Tage, und richtete unter den Büffelochsen ein großes Blutbad an, um sich zu der Rückkehr Lebensmittel zu verschaffen. In vierzehn Tagen tödtete man, die Kühe noch ungerechnet, fünfhundert Stiere. Diese Jagd kostete uns übrigens viele Soldaten, die sich bei der Verfolgung der Thiere verirrten. Jeden Abend wurden die Fehlenden verlesen, Kanonen abgefeuert, die Trompeten geblasen und große Feuer angezündet; Einige aber hatten sich so weit entfernt, daß das Alles zu nichts

nützte; Einige wurden von den Indianern in das Lager zurückgewiesen.

Die Boten brachten den General in achtundvierzig Tagen nach Quivira, denn sie hatten sich viel zu sehr der Richtung nach Florida zugewendet. Die Einwohner nahmen ihn sehr gut auf.

Als die Unsrigen den Türken fragten, weshalb er gelogen hätte, gab er zur Antwort, sein Geburtsland läge noch jenseit Quivira; die Einwohner von Cicuye hätten ihn beschworen, die Spanier auf den Ebenen in das Verderben zu führen, indem sie hofften, daß der Mangel an Lebensmitteln die Pferde tödten würde, und daß es ihnen dann bei der Rückkehr leicht sein würde, die von Hunger und Anstrengung Erschöpften umzubringen; so würden sie sich denn für alles ihnen zugefügte Böse rächen. Er fügte hinzu, er hätte in ihre Bitten gewilligt, weil er geglaubt, wir könnten nicht jagen, sondern lebten nur von Mais; Gold wisse er nicht zu finden.

Er sagte dies wie ein Verzweifelter, weil er sah, daß die Unsrigen ihm das Vertrauen entzogen, um es Sopete zu schenken. Die Spanier erwürgten den Türken, um ihn zu verhindern, ihnen weitern Schaden zuzufügen.

Die Indianer dieses Landes kannten Gold und Silber nicht einmal. Der Kazike trug auf der Brust eine Kupferplatte, auf die er einen hohen Werth legte.

Es erfolgte der Befehl zur Rückkehr nach Tiguex. Die Spanier erbaten sich von den Teyas Boten, sie auf einem kürzeren Wege zurückzuführen, und erhielten diese bereitwillig. Diese Nation, welche das Wild beständig nomadisirend verfolgte, kannte das ganze Land

genau. Die Armee brauchte, von ihnen geführt, nur fünfundzwanzig Tage, und verlor selbst dabei noch viele Zeit nutzlos.

Man bemerkte auf diesem Wege viele Salzsümpfe; an einigen Stellen schwammen auf der Oberfläche des Wassers Salzstücken, so groß wie eine Tischplatte, und vier bis fünf Zoll dick. Dieses Salz war etwas bitter; es gab auch cristallisirtes.

In dieser Gegend fand man auch eine ungeheure Menge kleiner Thiere, welche dem Eichhörnchen glichen, und sah eine Menge Löcher, die sie in die Erde gegraben hatten.

Am Ufer des Flusses Cicuye wuchs eine Pflanze, deren Früchte den Muskattrauben glichen; sie ist ungefähr sechs Fuß hoch, und ihre Blätter sehen aus, wie Petersilienblätter.

Die Führer sagten, dieser Fluß ergieße sich, zwanzig Tagereisen weiter, in den von Tiguex, und mit diesem in den Ocean.

Eine Indianerin, die dem Capitain Juan de Saldibar gehörte, erkannte hier ihr Vaterland, und entfloh. Sie fiel einer Abtheilung von Spaniern in die Hände, welche von Neuflorida ausgezogen waren. Sie erzählte ihnen, daß sie den Spaniern vor einigen Tagen entflohen sei; wir mußten daher jenen Spaniern sehr nahe gewesen sein. Man glaubt, daß an dieser Stelle mehr als sechshundert Stunden von einem Meere zum andern sind.

Man verfolgte den Fluß aufwärts, bis Cicuye. Die Einwohner, welche zu den Waffen gegriffen hatten, weigerten sich, Lebensmittel zu liefern. — Man ging hierauf nach Tiguex.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der General kömmt von Quivira an. — Man unternimmt andere Expeditionen gegen Norden.

Mitte Juli 1542 langte Don Tristan d'Arellano in Tiguex an. Er beschäftigte sich sogleich damit, Vorräthe für den Winter zu sammeln. Der Capitain Francisco de Barrio-Nuevo zog auf Entdeckung aus, und fand zwei Provinzen: Hemes mit sieben Dörfern, und Yuque-Yunque. Die Einwohner der erstern unterwarfen sich, und lieferten Lebensmittel; die von Yuque-Yunque aber zogen sich in die Gebirge zurück, wo sie vier stark befestigte Dörfer hatten. In den beiden von ihnen verlassenen Dörfern fand man viele Lebensmittel, und mehrere große Gefäße mit einer glänzenden Masse, was vermuthen läßt, daß man hier Silber finden würde, wenn man nur danach suchte.

Zwanzig Stunden weiter, am Flusse aufwärts, fand man ein großes Dorf, Namens Braba; die Unsrigen aber nannten es Valladolid. Es war an beiden Ufern des Flusses erbaut, über den man auf einer Brücke gelangte, die aus Fichtenstämmen sehr gut zusammengesetzt war. Der Fluß ist tief und reißend, und hat keine Furth.

Ein anderer Offizier verfolgte die entgegengesetzte Richtung, und fand hier vier große Dörfer, welche sich unterwarfen; er kam dabei an einen Ort, wo der Fluß sich unter der Erde verläuft, wie der Guadiana in Estremadura; aber er glaubte sich weit genug entfernt zu haben, und drang daher nicht bis zu dem Orte vor, wo der Fluß wieder aus der Erde tritt.

Die Zeit, zu welcher der General von Quivira zurück sein wollte, war verflossen, und er noch nicht da; Don Tristan beschloß daher, ihm mit vierzig Reitern entgegen zu ziehen. In Cicuye wurde er von den Einwohnern angegriffen, was ihm vier Tage

raubte, die er dazu anwendete, sie zu züchtigen. Sie wagten es nicht, ihr Dorf abermals zu verlassen, da sie bei dem ersten Ausfalle zwei ihrer vorzüglichsten Führer verloren hatten.

Don Tristan erfuhr inzwischen, daß der General nahe, und er blieb daher hier stehen, ihm den Durchzug zu sichern. Alle empfingen ihn mit dem größten Jubel. Der Indianer Xabe, der bei Don Tristan geblieben war, stellte sich ebenfalls erfreut, und sagte zu Don Tristan: Jetzt werdet ihr hören, daß es in Quivira Gold giebt, obgleich nicht in so großer Menge, als der Türke gesagt hat. Als der General aber versicherte, daß es keines gäbe, zeigte sich der Indianer traurig und niedergeschlagen, und behauptete so fest, es gäbe dort Gold, daß man auf den Gedanken kam, der General sei nicht weit genug in das Land eingedrungen. Man glaubte, er hätte es zu bevölkert gefunden, und sich nicht stark genug geglaubt, sondern die Armee nachholen wollen, um nach der Regenzeit eine neue Expedition zu unternehmen. Der Regen hatte schon begonnen, denn der August war angebrochen.

Der General brauchte zum Rückmarsche vierzig Tage, obgleich er gute Führer hatte, und durch Gepäck nicht belästigt wurde.

Kaum in Cicuye angelangt, brach der General nach Tiguex auf. Er ließ das Land beruhigt zurück, denn die Indianer waren mit ihm in Unterhandlungen getreten. Er beschloß, den Winter in Tiguex zuzubringen, und dann mit der ganzen Armee tiefer in das Innere des Landes einzudringen, weil man ihm gesagt hatte, daß es sehr reich und sehr bevölkert sei; es sollte sowohl an Clima als Producten Spanien gleichen. Auch glaubte er, daß es dort Gold geben müsse, denn obgleich die Indianer das Gegentheil behaupteten, kannten sie doch dies Metall, das sie acochis nannten.

(Ende des ersten Abschnittes.)

Zweiter Abschnitt.

Beschreibung

der verschiedenen Provinzen, so wie der Religion und der Gebräuche ihrer Bewohner.

Gesammelt

von

Pedro de Castañeda,

Bürger der Stadt Nagera.

Laus Deo.

Erstes Kapitel.

Von der Provinz Culiacan. — Von deren Sitten und Gebräuchen.

Culiacan ist die letzte Stadt des neuen Königreichs Galicien, und die erste, welche Nuño de Guzman in dieser Gegend begründete, als er sie erobert hatte. Sie liegt 200 Stunden westlich von Mexico. Es werden in diesem Lande, die verschiedenen Dialecte abgerechnet, drei Sprachen gesprochen.

Die erste sprechen die Tahus, welche den civilisirtesten Theil bilden, und die größten Fortschritte in unserer Religion machten. Vor der Eroberung beteten sie den Dämon an, und opferten ihm einen Theil ihrer Reichthümer, welche in Stoffen und Türkissen bestehen. Sie essen kein Menschenfleisch und bringen auch keine Menschenopfer. Sie erziehen große Schlangen, für welche sie viel Verehrung hegen. Es giebt unter ihnen Männer, welche Weiberkleider tragen, sich mit andern Männern verheirathen, und diesen als Hausfrauen dienen.

Sie feierten große Feste zu Ehren solcher Frauen, die im ehelosen Stande leben wollten. Die Kaziken einer Provinz versammelten sich, und tanzten, einer

nach dem andern, ganz nackt mit der Frau, welche einen solchen Entschluß gefaßt hatte. Wenn der Tanz beendigt war, führten sie dieselbe in ein kleines Haus, das man zu diesem Zwecke ausgeschmückt hatte, und genossen hier ihre Person, zuerst die Kaziken, und nach ihnen Jeder, wer wollte. Von diesem Augenblicke an konnten sie Keinem, der ihnen den dafür bestimmten Preis zahlte, mehr irgend etwas verweigern. Sie wurden von dieser Verpflichtung nie entbunden, selbst dann nicht, wenn sie sich später noch verheiratheten.

An Markttagen wurden die größten Feste gefeiert.

Die Männer, welche sich verheirathen wollten, mußten ihre Frauen von den Eltern derselben kaufen; sie führten sie dann zu einem Kaziken, den sie als Oberpriester betrachteten, damit dieser ihr die Jungfräulichkeit nehme. Erklärte er, daß sie sie nicht mehr hätte, so waren die Eltern verpflichtet, dem Manne Alles zurückzugeben, was sie von ihm erhalten hatten, und es stand ihm hierauf frei, die Frau zu behalten, oder sie zu zwingen, öffentliche Dirne zu werden. Bei diesen Gelegenheiten feierten sie große Orgien.

Die zweite Sprache reden die Pacasas, welche zwischen der Ebene und den Bergen wohnen. Diese Indianer sind viel roher; zuweilen essen sie Menschenfleisch; sie sind der Fleischessünde sehr ergeben, haben mehrere Frauen, und heirathen zuweilen sogar mehrere Schwestern. Sie beten behauene und bemalte Steine an, und sind große Magier und Hexenmeister.

Die dritte Sprache wird von den Acaxas gesprochen, welche einen großen Theil des Landes und das ganze Gebirge besitzen. Sie essen alle Menschenfleisch,

und gehen auf die Menschenjagd wie wir auf die Hirschjagd. Wer die meisten Menschenschädel und Knochen rings um seine Wohnung aufgehäuft hat, ist am geachtetsten und gefürchtetsten. Sie bewohnen die unzugänglichsten Orte, und bauen ihre Dörfer so, daß eines von dem andern durch Schluchten getrennt ist, die sich nicht übersteigen lassen, obgleich sie darüber hinweg bequem mit einander sprechen können. Bei dem geringsten Lärme versammeln sie sich in großer Menge, und wegen der leichtesten Veranlassung bringen sie sich um und fressen sich auf.

Man hat in diesem Lande mehrere sehr reiche Goldminen gefunden, doch freilich sind sie nicht tief, und daher leicht zu erschöpfen. An der Küste dieses Landes beginnt der Golf, welcher die Südsee bildet. Er erstreckt sich 250 Stunden in das Innere, und endet bei der Mündung des Flusses del Tizon. Diese Provinz liegt auf der östlichen Küste des Golfes; die westliche bildet Californien. Früher glaubte man, daß Californien eine Insel sei. Es ist ein flaches sandiges Land, von Wilden bewohnt, die ganz nackt gehen, und ihren eigenen Koth essen. Die Männer näherten sich den Weibern wie die Thiere, und die Weiber legten sich ganz öffentlich auf alle Viere, um sie zu empfangen.

Zweites Kapitel.

Von der Provinz Petatlan und dem ganzen bewohnten Lande bis Chichilticale.

Die Häuser in Petatlan sind mit Matten, von Schwertlilien geflochten, bedeckt. Die Dörfer liegen längs eines Flusses zwischen den Bergen und dem Meere. Die Einwohner sind den Tahues der Provinz Culiacan ähnlich, und der Fleischessünde sehr ergeben. Ihre Bevölkerung ist zahlreich; sie haben auch Dörfer in dem Gebirge. Sie sprechen nicht dieselbe Sprache, wie die Tahues, aber die beiden Nationen verstehen einander. Man nennt diese Provinz Petatlan, weil die Häuser von petales (Binsenmatten) sind. Diese Bauart bleibt sich 240 Stunden, bis zum Anfange der Wüste von Cibola, gleich. Hier ändert sie sich wahrscheinlich, weil es von hier an keine Bäume ohne Dornen mehr giebt, und man hier keine andern Früchte findet, als Tunas. Es sind zwanzig Stunden von Culiacan bis Petatlan, und von hier 120 bis zu dem Thale von Sonora. Man findet zwischen diesen beiden Provinzen mehrere Dörfer, die am Ufer der Flüsse erbaut sind, und von den Indianern derselben Nation bewohnt werden. Im Thale Sonora liegt das Dorf Corazones, von Spaniern bewohnt.

Sonora ist der Name eines Flusses und eines Thales, dessen Einwohner zahlreich und verständig sind. Die Weiber tragen Unterröcke von gegerbtem Leder, und kleine Ueberwürfe, die ihnen bis zum hal-

den Leibe reichen. Jeden Morgen steigen die Kaziken auf eine kleine Erderhöhung, die zu diesem Zwecke aufgeworfen ist; hier schreien sie eine ganze Stunde wie öffentliche Ausrufer, um Jedem zu sagen, was er zu thun hat. Ihre Tempel sind kleine Häuser, um die sie rings her Pfeile aufstecken, wenn sie Krieg erwarten.

Hinter dieser Provinz, bis zu den Gebirgen, stehen eine Menge Dörfer von Indianern, die besonderen kleinen Stämmen angehören, deren jeder 7, 8, 10 bis 12 Dörfer bewohnt.

Von Sonora sind vierzig Stunden bis zu dem Thale von Suya, wo man die Stadt San-Hieronimo begründete. Dieses Thal umfaßt viele Dörfer; die Einwohner gleichen denen von Sonora. Sie haben dieselbe Sprache, die nämlichen Sitten, Gebräuche und Religion mit allen andern Stämmen, bis zum Eingange der Wüste von Chichilchitale. Die Weiber bemalen sich das Kinn und die Ränder um die Augen. Die Männer sind der Fleischeslust sehr zugethan, und berauschen sich mit Wein von Pitahayas, einer Frucht, die der Distel ähnlich ist. Es giebt in diesem Lande Melonen, welche so groß sind, daß ein Mann sie kaum tragen kann.

Man findet in diesem Lande viele gezähmte Adler. Jeder Kazike rechnet es sich zur Ehre, einen in seinem Hause zu haben. Hühner fanden wir hier nicht, wohl aber in dem Thale von Suya, die ganz denen in Spanien gleichen, und man begreift nicht, wie sie durch feindliche Länder hierher gebracht werden konnten, denn zwischen Suya und Chichilticale sind alle Stämme immerwährend im Kriege gegen einander.

In Chichilticale hört das Land auf, mit dornigen Bäumen bedeckt zu sein, und gewinnt ein ganz anderes Ansehen. Hier endet der Golf, und die Küste wendet sich. Die Berge folgen derselben Richtung, und man muß sie übersteigen, um wieder auf die Ebene zu gelangen.

Drittes Kapitel.

Von Chichilticale und der Wüste von Cibola. — Von den Sitten und Gebräuchen der Einwohner.

Der Name Chichilticale wurde diesem Orte früher gegeben, weil die Mönche in der Gegend ein Haus fanden, welches lange von einem Völkerstamme bewohnt wurde, der aus Cibola gekommen war. Der Boden dieses Landes ist roth. Das Haus war groß, und schien als Festung gedient zu haben. Es wurde von den Einwohnern zerstört, welche die barbarischeste Nation bilden, die man in diesen Gegenden gefunden hat. Diese Indianer wohnen in einzeln liegenden Hütten, und leben nur von der Jagd; der ganze übrige Theil des Landes ist wüst, und mit Fichtenwäldern bedeckt. Auch findet man eine Art Eichel, deren Frucht zuckersüß ist.

In den Flüssen der Wüste findet man Barben, denen in Spanien ähnlich. Bei dem Eingang zur Wüste trifft man eine Art Löwen von fahler Farbe. Bis Cibola steigt das Land fortwährend aufwärts.

Die Provinz Cibola hat sieben Dörfer; das größte

heißt Muzaque, wo die Häuser bis sieben Stockwerke haben. Die Indianer dieses Landes sind sehr einsichtsvoll. Die Männer bedecken die Schaamtheile mit einem Stück Zeug, die Weiber tragen eine Art Mantel, den sie unter dem rechten Arme durch um den Hals befestigen. Cibola ist ein enges Thal zwischen steilen Felsen. Der Mais wächst hier mit der Kolbe fast unmittelbar aus der Wurzel, trägt aber in einer Kolbe bis auf 800 Körner, was man nirgend sonst findet. Es giebt in dieser Provinz eine große Menge Bären, Löwen, wilde Katzen, Luchse und Seeottern mit sehr feinem Fell. Auch sehr große Türkisse fand man hier, doch nicht so häufig, als man gesagt hatte.

Ein Mann nimmt nie mehr, als ein Weib. Sie haben Badstuben auf den Höfen, und an den Orten, wo die Einwohner ihre Rathsversammlungen halten. Regelmäßige Kaziken haben sie eben so wenig, als einen Rath der Alten; ihre Priester sind jedoch sehr alt. Sie halten ihre Predigten um Sonnenaufgang auf einer Erhöhung vor dem Dorfe. Ich habe unter diesen Indianern weder Trunkenheit, noch Fleischeslust bemerkt; sie essen kein Menschenfleisch, sind nicht diebisch, wohl aber sehr arbeitsam. Die Badstuben sind selten. Sie betrachten es als eine Sünde, wenn zwei Weiber zugleich einen Ort betreten. Das Kreuz ist bei ihnen ein Zeichen des Friedens. Sie verbrennen ihre Todten, und mit ihnen die Geräthschaften, deren sich dieselben bedienten.

Zwanzig Stunden nordwestlich von Cibola liegt eine andere Provinz, ebenfalls mit sieben Dörfern. Man rechnet in den vierzehn Dörfer beider Provinzen 3—4000

Einwohner. Tiguex liegt davon ungefähr 40 Stunden nördlich.

Viertes Kapitel.

Sitten und Gebräuche der Einwohner von Tiguex und der Umgegend.

Die Provinz Tiguex zählt zwölf Dörfer, welche an den Ufern eines großen Flusses liegen. Sie bilden ein Thal von zwei Stunden Breite. Vier Dörfer liegen am Fuß so hoher Berge, daß deren Gipfel mit unvergänglichem Schnee bedeckt sind.

Weiter nördlich liegt die Provinz Quirix mit sieben Dörfern. Dann die Provinzen Hemes, Acha, Tuhahaco, nur wenige Stunden von einander entfernt.

Diese alle werden durch einen Rath der Alten regiert. Die Häuser werden gemeinschaftlich erbaut, und die Weiber bereiten dazu den Mörtel, und führen die Mauern auf. Statt des Kalkes bedienen sie sich einer Mischung von Asche und Erde. Die Häuser haben bis zu vier Stockwerken Höhe.

Die jungen Leute, welche noch nicht verheirathet sind, verrichten allgemeine öffentliche Dienste. Sie sammeln das Holz und tragen es in die Häuser, wo die Weiber es ihnen abnehmen. Sie bewohnen die Badestuben, die hier unter der Erde liegen. Sie sind theils rund, theils eckig; die Decke wird von Säulen getragen. Der Fußboden ist mit großen glatten Steinen gepflastert. In der Mitte brennt ein Feuer, welches die Wärme unterhält.

Wenn ein junger Mann sich verheirathet, so geschieht es auf Befehl der Greise. Er muß dann spinnen und einen Mantel weben; hierauf führt man ihm ein junges Mädchen zu, er bedeckt demselben die Schultern mit seinem Mantel, und es wird seine Frau.

Die Häuser gehören den Frauen, und die Badstuben den Männern. Es ist den Frauen verboten, darin zu schlafen, oder sie auch nur zu betreten, ausgenommen, wenn sie ihren Männern oder Söhnen das Essen bringen. Die Männer spinnen und weben; die Weiber sorgen für die Kinder und Speisen. Der Boden ist so fruchtbar, daß er keiner Bebauung bedarf, um reichlich zu tragen. Eine Erndte reichte für die Bedürfnisse von sieben Jahren hin. — Es giebt hier viele Kraniche, Enten, Raben und Rephühner, welche in den Häusern leben.

Die Dörfer sind sehr reinlich. Ihre Bedürfnisse verrichten sie in größerer Entfernung von denselben, und den Urin sammeln sie in großen irdenen Gefäßen, die dann außerhalb des Dorfes ausgegossen werden. In den Häusern ist ein besonderer Raum zur Küche, und ein anderer zum Mahlen des Kornes bestimmt. Die Weiber verrichten dies auf drei Steinen, und während der Arbeit spielt am Eingange ein Mann auf der Sackpfeife, wozu jene dreistimmig singen.

Die Speisen werden mit trockenen Kräutern gekocht, die man zu diesem Zwecke das ganze Jahr hindurch sammelt. Andere Früchte sieht man in dem Lande nicht, als Tannäpfel.

Diese Indianer sündigen nicht gegen die Natur, sind nicht grausam, und bringen keine Menschenopfer.

Von ihren Sitten habe ich etwas von einem un-

ferer Indianer erfahren, der als Gefangener unter ihnen lebte. Er fragte nämlich, weshalb die jungen Mädchen trotz der großen Kälte ganz nackend gingen, und erhielt die Antwort, sie dürften sich erst bedecken, wenn sie verheirathet wären. Die Männer tragen eine Art Beinkleider von gegerbtem Leder, und darüber Pelze.

In der ganzen Gegend findet man glasirtes irdenes Geschirr, und Vasen, deren Arbeit und Form wahrhaft merkwürdig sind.

Fünftes Kapitel.

Von Cicuye und den umliegenden Dörfern. — Wie eine fremde Nation kam, um dies Land zu erobern.

Das Dorf Cicuye kann ungefähr 500 Krieger stellen, die von allen ihren Nachbarn gefürchtet werden. Es ist auf der Höhe eines Felsens erbaut. Es bildet ein Viereck, in dessen Mitte sich die Badstuben befinden. Die Häuser haben vier Stockwerk, terrassenförmige Dächer, und sind alle von gleicher Höhe. Auf denselben kann man durch das ganze Dorf gehen, ohne sich den Weg durch eine Straße abgeschnitten zu sehen. Das erste und zweite Stockwerk haben Gallerien, welche von allen Häusern zusammenhängen, und auf denen man ebenfalls ohne Unterbrechung um das ganze Dorf gehen kann. Die Häuser haben un-

ten keine Thüren. Man gelangt in dieselben auf Leitern, welche weggenommen werden können. Die nach dem innern, allgemeinen Hofe liegenden Häuser sind höher, als die mit der Aussicht auf das Feld. Die Jungfrauen gehen hier ebenfalls nackt, denn sie sagen, so könnte man es gleich sehen, wenn sie sich schlecht aufführten, und zu schämen brauchten sie sich deshalb nicht, denn so wären sie geboren.

Zwischen Cicuye und der Provinz Quirix liegt ein kleines, aber sehr stark befestigtes Dorf, von den Spaniern Ximera genannt, so wie die Ueberbleibsel eines andern, das einst sehr groß gewesen sein muß. Es ist allem Anschein nach gewaltsam zerstört, denn man findet zwischen den Trümmern noch viele steinerne Kugeln, die offenbar mit Maschinen geschleudert worden sind. Die Einwohner sagen, vor fünf bis sechs Jahren wäre eine sehr zahlreiche Nation von Norden hergekommen, und hätte alle Dörfer eingenommen und zerstört. Diese Fremden, die sie Teyas nannten, hatten auch Cicuye belagert, ohne es einnehmen zu können. Vor ihrem Abzuge hatten sie mit den Bewohnern des Landes ein Bündniß. Die Indianer wußten nicht, woher sie gekommen waren, und nannten diese Nation nur deshalb Teyas, weil dies „Tapfere" heißt; so wie die Mexicaner sich Chichimecas oder Brave nannten. Die Teyas, die wir später trafen, sind den Cicuyern wohlbekannt; sie überwintern selbst unter den Mauern ihrer Dörfer, aber die Bewohner wagen es nicht, sie einzulassen, weil sie ihnen nicht trauen dürfen. Sie empfangen sie mit Freundschaft, treiben mit ihnen Handel, gestatten ihnen aber nicht, die Nacht in ihrem Dorfe zuzubringen.

In dem Fichtenwalde, in dessen Mitte Cicuye liegt, findet man sehr große Luchse, Bären und gute Falken.

Sechstes Kapitel.

Von den Bewohnern der Ebenen. — Von Quivira.

Die Ebene wird, wie ich schon früher erwähnte, von einigen nomadisirenden Indianerstämmen bewohnt, welche die Buckelochsen jagen, und das Leder gerben, das sie dann in den Dörfern verkaufen. Im Winter begeben sie sich in Trupps zu den nächsten Dörfern. Man nennt diese Eingeborenen Querechos und Teyas. Sie gaben uns Nachrichten von sehr bevölkerten Ländern, die sie besucht, oder von denen sie sprechen gehört hatten. Sie sind muthiger als die Indianer der Dörfer, auch größer und kriegerischer. Sie leben wie die Araber in Zelten, und haben große Heerden von Hunden, die ihr Gepäck tragen. Geräth das Gepäck in Unordnung, so zeigen die Hunde dies durch lautes Geheul an.

Diese Indianer nähren sich von rohem Fleisch, und trinken Blut, aber sie essen kein Menschenfleisch. Weit entfernt, grausam zu sein, sind sie im Gegentheil sehr sanft, und sehr treu in der Freundschaft.

Sie schneiden das Fleisch in schmale Streifen, und lassen es an der Luft trocknen; dann reiben sie es zu

Pulver, um es aufzubewahren. Eine einzige Hand voll, in einen Topf geworfen, genügt zu einer Mahlzeit, denn es quillt sehr auf. Um den Hals tragen sie einen großen Darm, mit Blut gefüllt, wovon sie trinken, so oft sie Durst haben. Oeffnen sie einen Buckelochsen, so pressen sie die gekauten Kräuter, die sie in seinem Magen finden, und trinken den daraus hervorquellenden Saft. Sie zergliedern die Thiere, indem sie die Gelenke mit einem Kiesel von einander trennen, den sie an ihren Zähnen schärfen; die Schnelligkeit, mit der sie dies thun, ist wahrhaft bewundernswerth.

Auf dieser Ebene giebt es auch eine große Menge von Wölfen, die auf die Buckelochsen Jagd machen; sie sind alle weiß. Die Hirsche sind weißgefleckt. Die Haasen, die man in großer Anzahl sieht, sind so wenig furchtsam, daß unsere Reiter sie mit Lanzenwürfen erlegten; denn die Buckelochsen fürchten sie nicht; vor einem Menschen zu Fuß aber entfliehen sie.

Quivira liegt in einem Lande, welches an die Berge stößt, welche das Meer begränzen. Bis dahin ist das ganze Land nur eine Ebene; bei Quivira sieht man die ersten Berge. Das Land scheint sehr bevölkert zu sein. Pflanzen und Früchte gleichen denen Spaniens sehr. Sitten und Gebräuche sind dieselben, wie in Texas, und die Dörfer gleichen denen Neuspaniens. Die Häuser sind rund, und haben keine Mauern. Die Bewohner schlafen unter den Dächern, wo sie auch Alles aufbewahren, was sie besitzen. Der Mönch, Bruder Juan de Padilla, ein Portugiese, ein Neger und einige Indianer aus Mexico

blieben hier zurück. Die Eingebornen tödteten den Mönch, der Portugiese entfloh nach Neuspanien, und die Mexicaner folgten ihm in einiger Zeit.

In diesem Lande entspringt der Fluß Espiritu-Santo. Er ist so groß, und nimmt während seines Laufes so viele andere Flüsse auf, daß er bei seiner Mündung in das Meer eine sehr beträchtliche Breite erreicht, und das Wasser noch eine ganze Strecke in das Meer hinein süß ist.

(Ende des zweiten Abschnittes.)

Dritter Abschnitt.

Begebenheiten

während der Ueberwinterung

des

Don Francisco Vasquez Coronado.

Erstes Kapitel.

Don Pedro de Tobar kömmt wieder nach Sonora. — Don Garci-Lopez de Cardenas kehrt nach Neuspanien zurück.

Ich erzählte zu Ende des ersten Abschnittes, wie Don Francisco Vasquez Coronado nach seiner Rückkehr von Quivira beschloß, den Winter in Tiguex zu bleiben, und im Frühjahr mit der ganzen Armee einen neuen Entdeckungszug anzutreten. Don Pedro de Tobar, der nach S. Hieronimo geschickt worden war, um Unterstützung herbeizuholen, langte inzwischen mit den frischen Truppen an. Er hatte die besten Soldaten ausgewählt, und in S. Hieronimo nur die Unzufriedenen und die Aufwiegler zurückgelassen. Die, welche ihn begleiteten, waren aber nicht sehr zufrieden, die Armee in Tiguex zu finden, denn sie bildeten sich ein, zur Theilung großer Reichthümer zu kommen. Als sie erfuhren, daß die ganze Armee nach Quivira marschiren würde, trösteten sie sich jedoch.

Don Pedro de Tobar hatte aus Neuspanien mehrere Briefe mitgebracht, und unter andern auch einen für Don Garci-Lopez de Cardenas; dieser erhielt dadurch die Nachricht von dem Tode eines ältern Bruders, dessen Erbe er war. Er bekam den Abschied, um nach Mexico, und von da nach Spanien zu gehen. Ihn begleiteten mehrere Personen, die ebenfalls in ihr Vaterland zurückzukehren wünschten. Noch viele

Andre folgten diesem Beispiele nur aus Furcht, der Feigheit angeklagt zu werden.

Der General trachtete, den Frieden mit den Einwohnern zu befestigen. Auch sammelte er so viel Stoffe, als möglich, denn die Soldaten waren fast ganz nackt, und mit Ungeziefer bedeckt. Nie ist ein spanischer General in Indien beliebter und geachteter gewesen, als der unsrige, gleichwohl entstanden zwischen ihm und seinen Hauptleuten Streitigkeiten. Da die Nothwendigkeit keine Gesetze kennt, behielten sie das Beste für sich und ihre Freunde, und gaben nur den Ausschuß an die Soldaten, worüber diese murrten. Die Unzufriedenheit stieg, als sie sahen, daß die Führer ihre Freunde schonten, und ihnen die am wenigsten angreifenden Posten gaben, so wie den besten Theil der Stoffe oder Lebensmittel. Sie fingen an, von der Rückkehr nach Neuspanien zu sprechen.

Zweites Kapitel.

Der General stürzt, was ihn bestimmt, nach Neuspanien zurückzukehren.

Als der Winter vorüber war, gab der General Befehl, sich zu dem Marsche nach Quivira vorzubereiten. Indeß kam es nicht so, wie die Menschen es angeordnet hatten. Der General ritt an einem Festtage zum Ringelrennen mit Don Pedro Maldonado hinaus. Er ritt ein vortreffliches Pferd, aber sein Knecht hatte einen neuen Bauchgurt eingeschnallt,

der wahrscheinlich verrottet war, denn er riß mitten während des Laufes, und der General fiel zu Boden; das Pferd Don Pedros trat ihm auf den Leib, und schlug ihn in dem Kopf ein Loch, welches ihn zwang, lange das Bett zu hüthen, und ihn dem Tode zwei Fingerbreit nahe brachte.

Während seines Krankenlagers kehrte Don Garci-Lopez de Cardenas von Suya mit der Nachricht zurück, daß die Eingebornen daselbst alle Spanier ermordet hätten. Vasquez Coronado wurde durch diese Kunde so ergriffen, daß er wieder kränker wurde; vielleicht stellte er sich auch nur so, um sein folgendes Benehmen zu rechtfertigen. Man behauptet, ein Mathematiker in Salamanca, der sein Freund war, hätte ihm prophezeiht, er würde in einem weit entfernten Lande allgebietender Herr werden, dort aber einen Fall thun, der seinen Tod herbeiführte. Diese Prophezeihung fiel ihm ein, und erweckte das Verlangen, bei seiner Frau und seinen Kindern zu sterben. Der Chirurg, der ihn verband, benachrichtigte ihn zugleich von der Unzufriedenheit der Soldaten. Der General berieth sich daher mit einigen Führern, die seinen Wunsch theilten, und sie veranlaßten ihre Mannschaften, bei dem General eine Bittschrift einzureichen, ihn zur Rückkehr nach Neuspanien zu bewegen. Der General holte hierüber die Ansicht der Offiziere ein. Die, welche die Rückkehr wünschten, bewogen die Andern, mit ihnen zu stimmen. Sie erklärten daher einmüthig, sie hielten die Rückkehr für besser, da sie kein reiches Land gefunden hätten. Sobald Alle unterzeichnet hatten, erklärte der General, daß der Marsch nach Mexico angetreten werden sollte. Nun began-

nen einige den Entschluß zu bereuen, und baten den General, sie ihres Wortes zu entbinden. Sie [illegible]-teten, sich in dem Lande halten zu wollen, bis aus Neuspanien Verstärkung käme, wenn der General ihnen nur sechzig Mann Elite gäbe, aber die ganze Armee verweigerte ihre Zustimmung, und so wurde denn der Rückzug angetreten, obgleich mehrere Offiziere dem General nur noch gezwungen Gehorsam zu leisten schienen.

Drittes Kapitel.

Von dem Aufstande in Suya, und wie die Colonisten dazu Veranlassung gaben.

In Suya waren nur die schlechtesten Soldaten zurückgelassen worden, unruhige Köpfe, mit Ausnahme einiger achtbaren Männer, denen man die verschiedenen Aemter übertrug. Die Bosheit der Erstern trug über den guten Willen der Letztern den Sieg davon, und sie rotteten sich täglich zusammen, und sagten, sie wären verrathen, man verließe sie. Sie betrachteten ihren Posten als unnütz, denn die Straße nach Neuspanien ging über einen bequemer gelegenen Ort, und ließ Suya rechts liegen. Eine Menge griffen zu den Waffen, und gingen unter Anführung eines gewissen Pedro de Avila nach Culiacan. Sie ließen ihren Capitain, Diego de Alcarraz, und einige Kranke im Stich. Es blieb demselben sogar Niemand, ihnen nachzusenden, um sie zur Rückkehr ermahnen zu

konnten. Auf dem Wege wurden einige dieser Ausreißer von den Indianern getödtet; die andern kamen nach Culiacan, wo Don Hernando Arias de Saavedra sie durch gute Worte zurückhielt. Er erwartete Juan Gallego, welcher Truppen aus Neuspanien brachte. Einige, die fürchteten, was ihnen später widerfahren möchte, entflohen während der Nacht in der Richtung nach Mexico.

Diego de Alcaraz war nicht im Stande, den Feinden die Spitze zu bieten. Die Eingebornen, welche mit vergifteten Pfeilen schossen, wurden täglich verwegener, als sie die Schwäche der Spanier sahen. Die Goldminen, die man entdeckt hatte, konnten nicht ausgebeutet werden, weil sie in feindlichem Lande lagen, und der Unordnung ungeachtet verschaffte man sich durch Tausch schon mehr Gold, als früher.

Die Stadt stand am Ufer eines kleinen Flusses. In einer Nacht entdeckte man ungewöhnliche Feuer, und verdoppelte deshalb die Wachen, doch da sich während der Nacht nichts zeigte, zog man sie gegen Morgen wieder zurück. Die Indianer drangen so leise in die Stadt, daß man ihre Anwesenheit erst bemerkte, als sie schon anfingen, zu morden und zu plündern. Die Spanier suchten hierauf, die Ebene zu gewinnen, wobei ihr Anführer getödtet wurde. Einigen Soldaten gelang es, die Pferde zu besteigen, und sie griffen die Feinde an, um ihre Landsleute zu unterstützen, aber sie konnten nur eine sehr geringe Anzahl befreien. Die Indianer zogen sich, mit Beute beladen und ohne allen Verlust, zurück. Sie hatten viele Christen und über zwanzig Pferde getödtet.

Die Spanier, welche dem Blutbade entgingen,

zogen sich nach Culiacan zurück, wo Saavedra sie sehr gut aufnahm und behandelte, bis Juan Gallegos mit frischen Truppen ankam. Dieser war sehr verwundert, die Armee nicht schon im Besitz der von dem Türken versprochenen Reichthümer zu finden.

Viertes Kapitel.

Bruder Juan de Padilla und Bruder Luis bleiben in dem Lande. — Die Armee setzt sich in Marsch nach Mexico.

Als der General sah, daß ihm Niemand widerstand, und Alles nach seinen Wünschen ging, erklärte er, daß er im April (1543) nach Mexico aufbrechen würde.

Juan de Padilla, von dem Orden des heiligen Franciscus, und ein Laienbruder Namens Luis erklärten, daß sie in dem Lande bleiben wollten; der Erste in Quivira, wo er Proselyten zu machen hoffte, der Andere in Cicuye. Der Franciskaner erklärte seine Absicht in einer Fastenpredigt, Beide wollten diese Völkerschaften der christlichen Religion gewinnen. Der General ertheilte ihnen die Erlaubniß, deren sie gar nicht bedurft hätten. In Quivira wurde dem Bruder Juan, wie eben erwähnt, sehr bald die Märtyrerkrone. Von dem Bruder Luis hat man nichts weiter gehört, als daß er in Begleitung einiger Indianer die umliegenden Dörfer besuchte.

Der General, welcher fürchtete, daß es für die zurückbleibenden Geistlichen gefährlich wäre, wenn er

Eingeborne mit sich nähme, befahl seinen Truppen, alle ihre Diener in Freiheit zu setzen, und sie nach ihren Dörfern zurückkehren zu lassen.

Sehr zufrieden, den Augenblick zum Aufbruche gekommen zu sehen, setzte sich der General in Marsch, indem er Alles mitnahm, was für die Armee erforderlich war.

Zwischen Tiguex und Cibola trug sich ein sehr merkwürdiges Ereigniß zu. Die Pferde, welche der Strapatzen ungeachtet dick und in gutem Zustande waren, fingen an, eines nach dem andern zu krepiren. Man verlor über dreißig; täglich fielen zwei oder drei, ein Fall, der während der ganzen Dauer der Expedition nicht vorgekommen war.

In Cibola ruhte sich die Armee aus, um die Wüste mit vollen Kräften zu betreten.

Man ließ das Land in ganz friedlicher Stimmung hinter sich, und einige Indianer Mexicos, die uns begleitet hatten, nahmen selbst hier ihre Wohnsitze.

Fünftes Kapitel.

Die Armee betritt die Wüste. — Was sich auf dem Marsche zutrug.

Bei Cibola verließ man die neuentdeckten Länder, um die Wüste zu betreten. Zwei oder drei Tage lang folgten die Eingebornen der Armee in der Hoffnung, sich eines Theiles der Bagage oder deren Träger zu bemächtigen; denn obgleich wir als Freunde

von ihnen schieden, hätten sie doch gern einige der Unsern bei sich behalten, da sie sahen, daß wir das Land ganz verließen. Sie hatten jedoch nicht die Absicht, sie zu mißhandeln, wie wir später von Einigen erfuhren, die sie wirklich mit zurücknahmen.

Man kam ohne Unfall durch die Wüste. Seit zwei Tagen war man in Chichilticale, als Juan Gallegos mit der Verstärkung aus Neuspanien anlangte; er war sehr unzufrieden, die Expedition hier zu finden. Als die Edelleute dies sahen, begannen sie auf's Neue, zu widersprechen. Juan Gallegos war nicht ohne Mühe so weit gelangt, denn täglich hatte er die Indianer bekämpfen müssen. Die Offiziere thaten den Vorschlag, irgend wo Halt zu machen, um die Entscheidung des Vicekönigs abzuwarten, aber die Soldaten, welche aus den neuentdeckten Ländern kamen, wollten davon durchaus nichts hören, und so blieb es denn bei dem Marsch nach Mexico.

Während des Weges hatte man verschiedene Scharmützel mit den Indianern, welche uns mehrere Mann und einige Pferde tödteten.

In Batuco kamen die verbündeten Indianer von Coracones uns entgegen, den General zu sehen. Sie hatten sich stets als unsere Freunde gezeigt, und alle Spanier, die durch ihr Gebiet kamen, als solche behandelt. Sie lieferten uns Lebensmittel und Lastträger, deren wir sehr bedurften.

Während dieses Weges machte man die Entdeckung, daß das Quittenwasser ein gutes Mittel gegen die Wunden mit vergifteten Pfeilen sei; denn ein Spanier, Namens Mesa, der mit einem vergifteten Pfeile verwundet worden war, und die Wunde

mit Quittenwasser ausgewaschen hatte, blieb am Leben; das Fleisch rings um die Wunde verfaulte jedoch so, daß Knochen und Nerven ganz blos lagen; dabei verbreitete die Wunde einen unerträglichen Gestank. Sie war am Handgelenk, und die Fäulniß verbreitete sich bis zur Schulter. Dennoch wurde der Kranke durch das erwähnte Mittel gänzlich wieder hergestellt.

Die Armee marschirte, ohne anzuhalten, vorwärts, obgleich die Lebensmittel zu mangeln anfingen, und man sich frische nur mit den Waffen in der Hand zu verschaffen vermochte, denn das ganze Land war in Aufstand. So gelangte man nach Petatlan, wo man einige Tage blieb, um sich zu erholen. Dann legte man die dreißig Stunden, die es noch bis Culiacan waren, schnell zurück.

Sechstes Kapitel.

Der General bricht von Culiacan auf, um über die ihm anvertraute Armee Bericht zu erstatten.

In Culiacan glaubte Jeder, das Ende der Leiden erreicht zu haben, weil man sich hier in christlichem Lande befand, dessen Gouverneur der General war. Die Bande der Disciplin wurden lockerer; die Capitaine wollten dem General nicht mehr gehorchen, und die Soldaten eben so wenig den Capitainen; als daher der General der noch zehn Stunden entfernten Stadt zuzog, blieben die meisten Soldaten zurück, um

auszuruhen. Einige hatten sogar die Absicht, nie wieder zu ihm zu stoßen. Der General fühlte, daß er sich nicht mit Gewalt würde Gehorsam verschaffen können, obgleich seine Autorität dadurch noch vergrößert wurde, daß er auch Gouverneur dieser Provinz war. Er trachtete daher, die Capitaine mit sich auszusöhnen, indem er die Lebensmittel, die sich in einigen Dörfern seines Gouvernements fanden, unter sie vertheilen ließ. Seine Freunde bat er, ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um die Soldaten zu bestimmen, ihn nicht zu verlassen, sondern ihm bis nach Neuspanien zu folgen; er versprach auch, sie sowohl bei dem Vicekönig als in seinem Gouvernement zu beschützen. Als er sich ihrer versichert zu haben glaubte, brach er mit dem Beginn der Regenzeit auf. Es wurde auf diesem Marsche ein Soldat im Angesichte der ganzen Armee von einem Kaiman gefressen, deren es hier sehr viele gab.

Der General wurde täglich von einer großen Menge Soldaten verlassen, die in den Städten, durch welche er kam, zurückblieben; er hatte höchstens noch hundert Mann bei sich, als er in Mexico ankam. Der Vicekönig empfing ihn sehr schlecht, sprach ihn jedoch frei; aber er verlor seinen Ruf, und bald darauf auch sein Gouvernement.

Das war das Ende dieser Expedition.

Anhang.

Erstes Kapitel.

Von dem, was dem Capitain Juan Gallegos widerfuhr.

Man hat wahrscheinlich bemerkt, daß ich das Geschick des Capitain Gallegos und der zwanzig Soldaten, die ihn begleiteten, unerwähnt ließ; unmöglich aber kann ich es mit Stillschweigen übergehn, und ich hole daher hier seine Thaten nach.

Gallegos kam mit sehr wenigen Begleitern nach Culiacan. Er versammelte hier alle die, welche aus Cicuye entronnen waren, im Ganzen zweiundzwanzig Mann, mit denen er in einem empörten Lande unter täglichen Gefechten eine Strecke von mehr als 200 Stunden durchzog. Er ging mit sechs oder sieben Mann bei der Vorhut; die Uebrigen mußten das Gepäck sichern. Sie drangen mit Gewalt in die Dörfer ein, tödteten, plünderten, metzelten Alles nieder, was sie enthielten, und griffen den Feind stets so unerwartet an, daß sie ihm nicht die Zeit ließen, sich zu sammeln. Das machte ihn bald so gefürchtet, daß es keinen Stamm mehr gab, der ihn festen Fußes zu

erwarten wagte, und daß man vor ihm floh, wie vor einer mächtigen Armee. Er ist zehn Tage hindurch nicht eine einzige Stunde ohne Kampf gewesen. — Das Alles vollbrachte er mit seinen sieben Gefährten, und wenn die Andern mit dem Gepäck nachkamen, fanden sie nichts mehr zu thun, als zu plündern und die Todten auszuziehen, denn die Ersten hatten schon Alle die, welche nicht die Flucht ergriffen, getödtet oder gefangen genommen. Besonders verheerte er den Ort, wo die Stadt Darazones gestanden hatte, metzelte eine große Menge Indianer nieder, oder ließ sie aufhängen, und bei alle dem hatte er mit Ausnahme eines einzigen Soldaten keinen Getödteten und keinen Verwundeten. Dieser Mensch wollte einen Indianer ausplündern, der noch nicht ganz todt war, und erhielt von demselben einen Schlag, der ihm ein Auge raubte. Da es mit einer vergifteten Waffe geschah, wäre er daran gestorben, hätte man nicht das Quittenwasser angewendet.

Die, welche diese Thaten gesehen haben, werden sich ihr ganzes Leben lang daran erinnern, und einige verbündete Indianer, die sich bei Caracones anschlossen, sahen sie für übernatürlich an. Hätten sie nicht unsere Armee getroffen, würden sie gesund und wohlbehalten bis zu dem von dem Türken verheißenen Lande gekommen sein, so tapfer und klug benahmen sie sich.

Einige seiner Begleiter blieben in der Stadt Culiacan, wo ich diese Zeilen schreibe, und wo wir fortwährend in dem größten Elend und unter vielfachen Gefahren gelebt haben und noch leben, da das ganze Land rings umher in Aufstand ist.

Zweites Kapitel.

Mehrere merkwürdige Umstände von den Buckelochsen.

Es verdient wohl der Erwähnung, daß tausend Pferde, hundertundfunfzig Kühe, über tausend Hammel und über eintausendfünfhundert Menschen, die Indianer mitgerechnet, in der Wüste nicht die geringste Spur von ihrem Durchzuge zurückließen, so daß es nöthig war, von Strecke zu Strecke Haufen Steine oder Knochen aufzuwerfen, damit die Arrieregarde uns folgen konnte; denn so kurz auch die Kräuter waren, erhoben sie sich doch augenblicklich eben so grade und frisch wieder, als sie zuvor gewesen.

Ein anderer merkwürdiger Umstand war, daß man an dem östlichen Ufer eines der Salzseen einen Ort fand, der ungefähr eine halbe Musketenschuß-Weite lang, und zwei Klafter hoch und dreie breit mit Knochen von Büffelochsen bedeckt war; das ist gewiß überraschend in einem öden Lande, wo Niemand diese Knochen gesammelt haben konnte. Man erklärte sich dies so: Wenn der See durch die heftigen Nordwestwinde aufgeregt wird, wirft er auf der entgegengesetzten Seite die Knochen der Thiere aus, die in dem See ertrunken sind, wenn sie zu saufen kamen. Aber man denke, welche Menge erforderlich war, um einen solchen Beinhaufen zu bilden.

Das erste Mal, als wir Bückelochsen trafen, ergriffen alle Pferde vor ihnen die Flucht, denn ihr Anblick ist wirklich abscheulich. Ihr Gesicht ist breit und

kurz; die Augen stehen zwei Spannen weit auseinander, und so weit auf der Seite vorspringend, daß sie hinter sich sehen können. Auf dem obern Theile des Körpers haben sie krauses Haar, der Wolle der Schaafe ähnlich; auf der Croupe ist es sehr fein und aufstrebend, wie die Mähne des Löwen. Auf dem Rücken erhebt sich ein Buckel, stärker als der des Kameels. Die Hörner sind sehr kurz und dick, so daß man sie durch das dichte Haar kaum sieht. Im Monat Mai wechseln sie das Haar, und um diese Zeit gleichen sie wahrhaft den Löwen. Um es schneller zu verlieren, rollen sie sich in dem Kraut umher, das man in den Schluchten findet. Der Schwanz ist sehr kurz, und endigt in einem großen Büschel. Wenn sie laufen, tragen sie ihn hoch in der Luft. Jung sind sie falb, wenn sie aber älter werden, verändern sie Farbe und Gestalt.

Auffallend war es uns, daß alle alten Ochsen, die wir tödteten, das linke Ohr aufgeschlitzt hatten, während es bei den jungen ganz war; den Grund davon konnten wir niemals entdecken.

Die Wolle ist so fein, daß sie gewiß sehr gutes Tuch geben würde, nur könnte man sie nicht färben, da sie fahl-roth ist.

Wir waren sehr erstaunt, zuweilen unzählbare Heerden von Stieren ohne eine einzige Kuh zu treffen, und dann wieder Heerden von Kühen ohne Stiere. Oft waren vierzig Stunden zwischen einer Heerde und der andern, und das in einem Lande, welches so flach ist, daß man nichts sieht, als Himmel und Kräuter, nach welcher Seite man sich auch wenden möge.

Nicht unerwähnt kann ich es lassen, obgleich es

eigentlich nicht hierher gehört, daß in mehreren Dörfern der Gebirge die Indianer vor dem Kreuze Verehrung zeigen. Bei Acuco fanden wir bei einem Brunnen ein Kreuz von zwei Spannen Höhe und einem Finger Dicke. Das Holz war viereckt, und rings umher standen viele vertrocknete Blumen, und kleine Stäbe mit Federn.

Bei Tutahaco fanden wir auf einem Grabe, das noch frisch war, ein Kreuz, welches aus zwei, mit einem baumwollenen Faden zusammengebundenen Stücken Holz bestand. Dies brachte mich auf die Vermuthung, daß diese Indianer auf einem oder dem andern Wege einige Kenntniß von dem Kreuze Jesu Christi, unseres Heilandes und Erlösers, erlangt haben.

Instruction

für den Bruder Marcus von Niza

durch

Don Antonio de Mendoza,

Vizekönig von Neuspanien.

Bruder Marcus von Niza, hier ist, was Ihr bei der Expedition zu thun habt, die Ihr zur Ehre und zum Ruhm der heiligen Dreieinigkeit und zur Verbreitung unseres heiligen katholischen Glaubens unternehmt.

Sobald Ihr in die Provinz Culiacan kommt, müßt Ihr alle Spanier, welche in der Stadt San-Miguel wohnen, ermahnen und ermuthigen, die Indianer, welche in Frieden mit uns leben, gut zu behandeln und sie nicht zu übermäßigen Arbeiten zu verwenden. Ihr werdet ihnen die Versicherung geben, wenn sie so handelten, dürften sie jeder Art von Gunst gewiß sein, und Sr. Majestät würden ihnen Entschädigungen für die Uebel gewähren, die sie erlitten hätten. Sie würden in mir Jemand finden, der sie dabei mächtig unterstützte; wenn sie sich aber anders betrügen, würden sie ohne Gnade dafür bestraft werden.

Den Indianern theilt Ihr mit, daß ich Euch im Namen Sr. Majestät sende, um befehlen zu lassen, daß man sie gut behandle. Sagt ihnen, der Kaiser sei sehr aufgebracht über die Uebel, die man sie hätte erdulden lassen; in Zukunft aber sollte es nicht mehr so sein, und wer sie mißhandle, bestraft werden.

Gebt ihnen die Versicherung, daß man sie nicht mehr zu Sclaven machen und aus ihrem Lande fortführen wird, sondern daß man sie in Frieden bei sich leben lassen soll, ohne ihnen Schaden oder Unrecht zu thun. Benehmt Euch so, daß die Indianer jede Furcht verbannen, und Gott unsern Herrn, der im Himmel ist, anerkennen, so wie den Kaiser, den dessen Hand auf Erden eingesetzt hat, sie zu regieren und beherrschen.

Da wir wollen, daß Don Francisco Vasquez de Coronado, welcher von Sr. Majestät zum Gouverneur dieser Provinz ernannt ist, Euch bis zu der Stadt San-Miguel in Culiacan begleite, werden wir die Vorkehrungen treffen, diese Stadt mit Allem zu versehen, was zu dem Dienste Gottes, unseres Herrn, so wie zur Bekehrung der Eingeborenen dieser Provinz erforderlich ist.

Wenn Ihr durch die Gnade Gottes und die Gunst des heiligen Geistes eine Straße findet, weiter in das Innere vordringen zu können, werdet Ihr Estevan de Dorantes als Führer mit Euch nehmen. Ich befehle ihm, Euch in Allem zu gehorchen, wie mir selbst. Wenn er es nicht thäte, würde er sich den Strafen aussetzen, welche die Soldaten treffen, die ihren Offizieren nicht gehorchen, welche von Sr. Majestät das Kommando erhielten.

Der genannte Gouverneur Francisco Vasquez wird die Indianer, die mit Dorantes gekommen sind, so wie die andern Eingebornen, die man finden kann, auffördern, damit Ihr sie mit Euch nehmen könnt, wenn Ihr und der Gouverneur dies zum Dienste Gottes ersprießlich finden solltet.

Ihr werdet immer suchen, mit so viel Sicherheit als möglich zu reisen; Ihr erkundigt Euch zuvor, ob die Eingeborenen unter sich im Kriege sind; Ihr werdet es vermeiden, ihnen Gelegenheit zu geben, gegen Eure Person etwas zu unternehmen, was uns dazu zwingen würde, sie zu bestrafen, denn statt ihnen Gutes zu thun und sie aufzuklären, würde in diesem Falle das Gegentheil Statt finden.

Ihr werdet die größte Mühe anwenden, die Stärke der Völkerschaften zu erkunden; ob sie zahlreich sind, oder nicht; ob sie zusammen oder vereinzelt wohnen; das Aussehen und die Fruchtbarkeit des Landes, die Temperatur, die Bäume, die Pflanzen, die wilden Thiere, die sich vorfinden; die Natur des Bodens, ob es Flüsse giebt, ob diese groß oder klein sind; die Steine und Metalle, die sich finden. Könnt ihr Euch von alle dem Proben verschaffen, so überbringt oder überschickt sie, damit Sr. Majestät vollständig unterrichtet werden können.

Unterrichtet Euch fortwährend, ob man Kenntniß von der Nähe des Meeres hat, entweder nördlich oder südlich, denn es könnte sein, daß es einen Golf gäbe, durch den das Meer in das Innere dränge. Gelangt Ihr zur Küste des südlichen Meeres, so vergrabt am Ufer, unter einem hochstehenden und bemerkbaren Baume, Briefe, in denen Ihr über das Nachricht gebt, was Ihr für wichtig haltet. Damit man den Baum

erkennt, macht daran ein Kreuz; dies thut auch an den Mündungen der Flüsse, so wie an den Orten, welche als Hafen dienen können. Werden Schiffe abgesendet, so erhalten sie den Befehl, auf dies Signal zu achten.

Unterlaßt es nicht, fortwährend Indianer abzusenden, um von der Straße, die iht eingeschlagen habt, Kenntniß zu geben, so wie von der Aufnahme, die Euch geworden, und was Ihr Bemerkenswerthes gefunden habt.

Wenn Gott, der Herr, erlaubt, daß Ihr eine große Stadt findet, und wenn Ihr glaubt, daß es passend sei, ein Kloster darin zu errichten, und Geistliche dahin zu senden, so laßt es uns durch Indianer wissen, oder kommt selbst nach Culiacan zurück, und gebt davon so heimlich als möglich Nachricht, damit man die nöthigen Anstalten treffe, ohne Unruhe zu veranlassen; denn bei der Eroberung, die man sich hier zu machen vornimmt, handelt es sich nur um den Dienst Gottes und das Wohl der Eingeborenen.

Obgleich der ganze Erdtheil dem Kaiser gehört, ermächtige ich Euch doch, von dem neuen Lande im Namen Sr. Majestät Besitz zu nehmen; Ihr werdet die Zeichen machen und die Formalitäten erfüllen, die Euch dazu nöthig erscheinen. Ihr werdet dabei den Bewohnern zu verstehen geben, daß ein Gott im Himmel und ein Kaiser auf Erden ist; daß Beide dazu eingesetzt sind, zu herrschen und zu regieren, und daß alle Menschen ihnen gehorsam und unterwürfig sein müssen.

Bericht

des Bruder Marcus von Nizä, über dessen Reise.

Mit der Hülfe und unter Begünstigung der heiligen Jungfrau Maria, und unseres englischen Vaters, des heiligen Franciscus, bin ich, Bruder Marcus von Niza, und geschworner Mönch des Ordens vom heiligen Franciskus, in Folge der Instruction des erlauchten Herrn, Don Antonio de Mendoza, Sr. Majestät Vicekönig und Gouverneur von Neuspanien, von der Stadt San-Miguel in der Provinz Culiacan, am Freitag, dem siebenten Tage des Monat März 1539 abgereist. Ich nahm als Gefährten den Bruder Onorato mit, und als Führer den Neger Estevan Dorantes, und außerdem mehrere Indianer, die der Vicekönig zu dieser Expedition kaufte und freiließ. Sie wurden mir durch Francisco Vasquez de Coronado übergeben, mit vielen andern Indianern aus Petatnan (Petatlan) und aus der Stadt del Cuchillo, welche funfzig Stunden von der erstern liegen kann. Sie kamen bis nach Culiacan, und bezeugten viel Freude, denn die Indianer, welche der Gouverneur vorausschickte, hatten ihnen gesagt, daß sie frei wären, und daß man wieder käme, sie zu Sclaven zu machen,

noch sie zu bekriegen oder sonst schlecht zu behandeln: das sei der Wille und das Verlangen Sr. Majestät.

Von dieser Escorte gefolgt setzte ich mich in Marsch, und kam nach dem Dorfe Pitatlan. Auf dem Wege wurde mir jede Art von freundlicher Behandlung zu Theil; man schenkte mir Lebensmittel, Rosen und andere Gegenstände der Art; man erbaute für mich Hütten aus Matten und Zweigen an allen nicht bewohnten Orten. Ich ruhte in dem Dorfe Pitatlan drei Tage aus, da mein Gefährte Oronato krank geworden war; ich war selbst gezwungen, ihn dort zurückzulassen, und setzte meine Reise fort, der erhaltenen Instruction folgend, und in der Richtung, welche der heilige Geist mich führte, obgleich ich dessen unwürdig bin.

Ueberall, wohin ich kam, bereitete man mir einen vortrefflichen Empfang; die Einwohner überließen sich Festen, errichteten Triumphbogen, theilten mit mir ihre Lebensmittel, obgleich sie selbst sehr wenig hatten, weil, wie sie sagten, es seit drei Jahren nicht regnete, und die Indianer der Umgegend weit eher daran dachten, sich zu verbergen, als das Land zu bebauen, so sehr waren sie durch die Christen aus San-Miguel in Schreck gesetzt, welche bis dahin die Gewohnheit hatten, die Indianer zu bekriegen, und sie in die Sclaverei zu schleppen. Während des Weges bis dreißig Stunden hinter Pitatlan habe ich nichts gesehen, was der Erwähnung werth wäre, ausgenommen etwa, daß die Indianer der Insel, auf welche sich der Marquis del Valle begeben hatte, kamen, um mich zu besuchen. Ich erfuhr von ihnen mit Bestimmtheit, daß es eine Insel sei, und nicht, wie bisher Viele geglaubt hatten,

ein Theil des Festlandes. Die Meerenge, die sie vom festen Lande trennt, ist ungefähr eine halbe Stunde breit.

Indianer von einer andern Insel, die größer ist und entfernter liegt, kamen ebenfalls, um mich zu sehen. Ich erfuhr von ihnen, daß es noch dreißig andre kleine Inseln gäbe, welche von Leuten bewohnt würden, denen es sehr an Lebensmitteln mangele, ausgenommen auf zwei Inseln, wo Mais wächst. Diese Indianer trugen um den Hals viele Perlen, welche Muscheln enthielten; ich zeigte ihnen eine, die ich als Probe bei mir trug, und sie sagten mir, es gäbe deren auf der Insel; gleichwohl fand ich keine.

Ich setzte meinen Weg vier Tage lang durch eine Wüste fort. Ich war von Indianern der erwähnten Inseln begleitet, so wie von den Einwohnern der Dörfer, die hinter mir lagen. An der Grenze der Wüste fand ich andere Indianer, welche überrascht waren, mich zu sehen, denn sie hatten keine Nachricht von den Christen, da sie mit den Stämmen, die weiter her wohnten, in keinem Verkehre standen. Sie empfingen mich sehr gut, und gaben mir viele Lebensmittel. Sie drängten sich herzu, meine Kleider zu berühren, und nannten mich Sayota, was in ihrer Sprache „Mann des Himmels" bedeutet. Durch Hülfe meiner Dolmetscher ließ ich sie, so gut es gehen wollte, mit dem Inhalt meiner Instruction bekannt machen, das heißt, ich unterrichtete sie von Gott, der im Himmel, und von dem Kaiser, der auf Erden ist.

Ich wendete alle Mittel an, um zu erfahren, ob es hier Länder gäbe, die von einer zahlreichen und

besser civilisirten Bevölkerung bewohnt würden. Die Eingeborenen, mit denen ich in Berührung kam, sagten mir nur, daß es im Innern, vier bis fünf Tagereisen hinter dem Orte, wo die Bergketten sich zu senken beginnen, eine Ebene von sehr großer Ausdehnung gäbe, in der eine Menge Städte lägen, mit Einwohnern, die sich in Baumwolle kleideten. Ich zeigte ihnen einige Metalle, die ich bei mir trug, um die der verschiedenen Länder kennen zu lernen, und fragte sie, ob es dort dergleichen gäbe. Sie nahmen Gold, und sagten, die Einwohner jener Städte hätten Becken von dieser Masse, und trügen in der Nase und in den Ohren runde Gegenstände von demselben Metall. Auch hätten sie davon kleine Schaufeln, womit sie sich die Haut rieben, um sie von dem Schweiße zu befreien.

Da aber diese Ebene sich von der Küste entfernt, und ich diese nicht verlassen wollte, beschloß ich, sie zu besserer Beobachtung erst bei meiner Rückkehr zu besuchen.

Drei Tage kam ich durch ein Land, welches von den nämlichen Indianern bewohnt war, die mich eben so gut aufnahmen, und gelangte zu einer Stadt mittlerer Größe, welche sie Vacapa nannten. Die Einwohner empfingen mich sehr freundlich, und gaben mir eine große Menge Lebensmittel, die sie im Ueberfluß besaßen, denn das Land ist sehr fruchtbar. Diese Stadt liegt vierzig Stunden von dem Meere; da ich so weit davon entfernt war, und wir den Sonnabend vor dem Palmsonntag hatten, beschloß ich, bis nach Ostern hier zu bleiben, um hinlängliche Erkundigungen über die Inseln einzuziehen, von denen man

mir gesagt hatte. Ich schickte daher indische Boten ab, um sich auf drei verschiedenen Wegen zu dem Meere zu begeben. Ich beauftragte sie, mir Bewohner von der Küste einiger dieser Inseln zuzuführen, um bei ihnen selbst Erkundigungen einziehen zu können. Den Neger Estevan schickte ich ab, funfzig bis sechzig Stunden gegen Norden vorzudringen, und zu sehen, ob er in dieser Richtung nicht etwas Wichtiges von dem, wonach wir suchten, fände. Ich kam mit ihm überein, wenn er erführe, daß es bevölkerte, reiche und beträchtliche Länder gäbe, sollte er nicht weiter gehen, sondern entweder selbst zurückkehren, oder Indianer mit einem verabredeten Zeichen an mich abschicken. War es ein Land von gewöhnlicher Größe, sollte er mir ein weißes, eine Spanne langes Kreuz schicken; war es wichtiger, sollte das Kreuz zwei Spannen lang sein; war es aber noch größer, als Neuspanien, so sollte das Zeichen ein ganz großes Kreuz sein.

Der Neger Estevan brach am Nachmittage des Palmsonntages auf. Ich blieb in Vacapa. Vier Tage darauf trafen die Boten Estevans mit einem Kreuze ein, das so groß war, wie ein Mensch. Sie sagten mir in seinem Auftrage, daß ich sogleich aufbrechen und seiner Spur folgen möchte; daß er Menschen gefunden hätte, die von einem Reiche sprächen, welches das größte in der ganzen Welt wäre, und daß er Indianer bei sich hätte, die selbst dort gewesen; er schickte mir einen davon. Er ließ mir so überraschende Sachen über seine Entdeckung sagen, daß ich ihnen den Glauben verweigerte, ehe ich selbst gesehen und mich überzeugt hätte. Der Indianer

sagte mir, es wären dreißig Tagereisen von dem Orte, wo sich Estevan befände, bis zu der ersten Stadt des Landes, welches man Cibola nennt. Da ich das mittheilungswerth halte, was mir der Indianer sagte, den Estevan an mich abgesendet hatte, will ich es hier thun. Er bestätigt und versichert, daß es in dieser ersten Provinz sieben große Städte giebt, die einem Herrscher gehören. Man sieht dort große Häuser von Stein und Kalk; die kleinsten haben eine Etage mit einer Terrasse darüber; es giebt welche von zwei bis drei Stockwerken. Die Wohnung des Herrschers hat vier sehr gut erbaute Stockwerke. Man sieht an der Thür der vorzüglichsten Häuser viele Verzierungen in Türkissen, Steinen, die in dem Lande sehr gemein sind. Die Bewohner dieser Städte sind sehr gut gekleidet. Er nannte mir viele andere Umstände über die sieben Städte, und über andere Provinzen, die entfernter und beträchtlicher waren, als die der sieben Städte. Um zu wissen, wie er davon Kenntniß erlangt hätte, hatte ich mit ihm lange Unterredungen; ich fand ihn sehr verständig und dankte dem Herrn.

Ich zögerte, Estevan Dorantez nachzureisen, da ich glaubte, daß er mich, wie wir übereingekommen waren, erwarten würde, und da ich den Eingebornen, die ich nach dem Meere gesendet, versprochen hatte, sie mitzunehmen; denn ich wollte aufrichtig gegen die Leute handeln, die mit mir zu thun hatten. Die Boten kamen am Palmsonntag an. Sie hatten Bewohner der Küste der beiden Inseln, von denen die Rede war, bei sich. Diese Inseln sind arm, wie ich schon erfahren hatte, und von Leuten bewohnt, die

auf der Stirn Muscheln tragen, welche Perlen enthalten. Sie versicherten mich, daß es vierunddreißig Inseln gäbe, die nahe bei einander liegen. Die Einwohner der Küste sagten, daß sie, eben so wie die Insulaner, wenig Lebensmittel haben und durch Flüsse mit jenen in Verbindung stehen. Diese Küste läuft so grade als möglich gegen Norden. Die Einwohner brachten mir Schilder von Kuhleder, gut gearbeitet und groß genug, um von Fuß bis zum Kopf zu bedecken; es sind darin über dem Orte, wo die Faust ruht, Löcher angebracht, um, wenn man dahinter steht, hindurchsehen zu können. Sie sind so stark, daß ich glaube, eine Musketenkugel dringt nicht hindurch. An demselben Tage besuchten mich drei Indianer von dem Stamme, welchen man Pintados (Gemalte) nennt. Ihr Gesicht, ihre Brust, ihre Arme waren gemalt, und sie wohnen in der Richtung nach Osten. Eine gewisse Anzahl wohnt in der Nachbarschaft der sieben Städte. Sie sagten, sie wären gekommen, mich zu sehen, weil man ihnen von mir erzählt hätte. Unter andern Dingen, die sie mir berichteten, sprachen sie auch viel von den sieben Städten und den Provinzen, von denen mich der Neger Estevan unterhalten hatte; sie sprachen sich fast in denselben Ausdrücken aus, wie dieser Mensch. Ich schickte die Bewohner der Küste zurück. Zwei Indianer der Inseln sagten, daß sie mich sieben bis acht Tage weit begleiten wollten.

Ich verließ Vacapa mit ihnen und den drei gemalten Indianern. Zwei Tage nach Palmsonntag schlug ich den Weg ein, dem Estevan gefolgt war. Ich hatte von ihm noch andere Boten mit einem zwei-

ten Kreuze erhalten, so groß wie das erste, und er ließ mir dabei sagen, daß ich meine Abreise beschleunigen möchte. Er bestätigte, daß das Land, wohin er sich begebe, vortrefflich und das wundervollste sei, von dem man je sprechen gehört. Die Abgeordneten einzeln sagten einer genau das aus, was der andere mir mitgetheilt hatte; sie erzählten mir viele nähere Umstände und drückten sich sehr deutlich aus.

Diesen Tag, den Tag nach Ostern und zwei Tage später folgte ich derselben Richtung wie Estevan, und kam zu den Indianern, die ihm von den sieben Städten und dem Lande jenseits erzählt hatten. Sie sagten mir, daß man sich von diesem Orte aus in dreißig Tagen nach der Stadt Cibola begeben könnte, der ersten von den sieben. Viele beschrieben mir ganz genau die Größe der Häuser, ihre Bauart und Alles, was die Ersten erzählt hatten. Sie fügten hinzu, daß es außer den sieben Städten noch drei andere Königreiche gäbe, Marata, Acus und Totonteac. Ich wollte wissen, weshalb sie sich so weit von ihren Wohnungen entfernten; sie sagten mir, es geschehe, um Türkisse und andere Gegenstände zu suchen, welche jenes Volk in Ueberfluß besitze. Ich fragte sie, wogegen sie diese Waaren eintauschten, und sie antworteten mir, gegen ihren Schweiß und die Arbeit ihrer Hände; sie wären nach der ersten Stadt, Namens Cibola, gegangen, und man hätte sie dort beschäftigt, die Erde zu graben und andere Arbeiten zu verrichten; die Einwohner gäben ihnen Kuhleder und Türkisse als Bezahlung; alle Einwohner dieser Stadt trügen in den Ohren und in der Nase feine und schöne Türkisse. Sie erzählten mir, daß an den Haupt-

thoren von Cibola Verzierungen mit diesen Steinen angebracht wären; die Kleidung der Eingeborenen wären große baumwollene Hemden, die bis auf die Füße herabgingen, und die am Halse durch einen Knopf und eine lang herabhängende Schnur befestigt wären; die Aermel wären oben eben so weit als unten. Meiner Meinung nach war diese Tracht der der Zigeuner ähnlich. Sie sagten, daß sie um den Leib Gürtel von Türkissen tragen, und über diesen Hemden tragen die Einen vortreffliche Mäntel und Andere sehr gut gearbeitete Kuhhäute, welche sie als die beste und bequemste Kleidung betrachten. Die Weiber sind eben so gekleidet.

Diese Indianer nahmen mich sehr gut auf; sie erkundigten sich mit der größten Sorgfalt nach dem Tage meiner Abreise von Vacapa, damit ich auf dem Wege Lebensmittel und Unterkommen finden sollte. Sie brachten mir ihre Kranken, um sie zu heilen, und suchten meine Kleider zu berühren; ich sprach das Evangelium über die Kranken, und sie gaben mir Leder, welches so gut gegerbt und bearbeitet war, daß es von sehr civilisirten Menschen zubereitet schien. Sie sagten Alle, daß dieses Leder aus Cibola käme.

Am nächsten Tage setzte ich meine Reise fort, indem ich meine gemalten Indianer, die mich nicht verlassen wollten, mitnahm. Ich kam in ein anderes Dorf, wo ich von den Einwohnern ebenfalls sehr gut aufgenommen wurde. Sie suchten gleich den Andern meine Kleider zu berühren. Sie gaben mir über die Länder, nach denen ich wollte, eben so genaue Nachrichten, als die Erstern. Sie sagten mir, daß mehrere Bewohner Estevan Dorantez vier bis fünf Tage

weit gefolgt wären. Ich fand in diesem Dorfe ein großes Kreuz, welches Dorantez mir zurückgelassen hatte, um mir dadurch anzudeuten, daß die Nachrichten von dem guten Lande immer gewisser würden. Er hatte die Einwohner beauftragt, mir zu sagen, daß ich mich so viel als möglich beeilen möchte, und daß er mich am Ende der ersten Wüste erwarten würde. Ich errichtete zwei Kreuze an diesem Orte, und nahm ihn meiner Instruction zufolge in Besitz, weil ich glaubte, daß dies Land besser sei, als das, welches ich hinter mir gelassen hatte, und weil ich es für zweckmäßig hielt, die Handlung der Besitznahme zu vollziehen.

Ich reiste so fünf Tage weiter, fand stets Dörfer, eine sehr gute Aufnahme, viele Türkisse, Leder, und das Land änderte das Ansehen nicht. Alle sprachen von Cibola und der Provinz dieses Namens wie Leute, welche wußten, daß ich mich dahin begäbe. Sie sagten mir, daß der Neger voraus gehe. Er schickte mir als Boten Einwohner jener Stadt, die ihn begleitet hatten. Sie steigerten stets die Größe des Landes, und drängten mich, meine Ankunft zu beschleunigen. Ich erfuhr an diesem Orte, daß ich auf eine Wüste von vier Tagemärschen stoßen würde, in der ich keine Lebensmittel fände; man hätte aber schon vorbereitet, was nothwendig wäre, mir Hütten zu errichten und Lebensmittel zuzuführen. Ich beeilte mich, indem ich Estevan am Ende dieser Wüste zu treffen hoffte, wie er mir hatte sagen lassen.

Ich gelangte zu einem Dorfe, welches durch Bäche erfrischt wurde. Hier empfingen mich eine Menge Männer und Frauen, in Baumwollenstoffe gekleidet;

einige trugen lederne Kleider, die im Allgemeinen den Baumwollengeweben vorgezogen werden. Alle Leute dieses Dorfes waren Encaconados mit den Türkissen, die ihnen aus Nase und Ohren herabhängen und die sie Cacona nennen. An ihrer Spitze standen der Häuptling dieses Dorfes und zwei seiner Brüder, die in Baumwolle sehr gut gekleidet und mit Caconas und Halsbändern von Türkissen geschmückt waren. Sie brachten mir eine Menge Wild, Hirsche, Kaninchen, Wachteln, Tauben, Mais, und Alles in großem Ueberflusse. Sie boten mir viele Türkisse, Leder von Tikaraskühen und viele andere Dinge, die ich nicht annahm, wie ich dies zu thun pflegte, seitdem ich das Land betreten hatte, in dem wir nicht gekannt sind.

Ich sammelte an diesem Orte über die sieben Städte, Königreiche und Provinzen Berichte, welche mit den Führern übereinstimmten. Ich trug eine Kleidung von graulichem Tuche, das man Zaragoza nennt und welches Francisco Vasquez de Coronado, Gouverneur von Neucastilien, mir geschickt hatte. Der Häuptling und andere Indianer berührten meine Kleider, und sagten, daß es viele ähnliche Stoffe in Totonteac gäbe, und daß die Bewohner dieses Landes solche Kleider trügen. Ich sagte ihnen lächelnd, das sei nicht möglich, und es müßten Stoffe sein, ihren baumwollenen Mänteln ähnlich; aber sie antworteten mir: Glaubst du, wir wüßten nicht, daß dieses Gewebe von dem abweicht, welches wir tragen? Du mußt wissen, daß in Cibola alle Häuser mit ähnlichen Stoffen wie die unsrigen angefüllt sind; aber in Totonteac giebt es kleine Thiere, welche das Material liefern, diese Gewebe zu verfertigen. — Ich war da-

von sehr überrascht, da ich dieses Umstandes noch nicht hatte erwähnen hören, ehe ich in dieses Dorf kam. Ich wollte nähere Erkundigungen einziehen, und sie sagten, die Thiere wären so groß, wie die beiden Windhunde, welche Estevan mit sich führte. Sie behaupteten, es gäbe davon in Totonteac eine große Menge, aber ich konnte nicht erfahren, was für ein Thier es sei.

Am nächsten Tage betrat ich die Wüste. An dem Orte, wo ich zum Mittagsessen Halt machen mußte, fand ich bei dem Bache Hütten und Lebensmittel in reichlicher Menge. Abends kam ich zu Häusern, wo ich wieder Lebensmittel fand, und so war es immer während der vier Tage, die ich in der Wüste zubrachte; dann kam ich in ein zahlreich bewohntes Thal. Die Einwohner des ersten Dorfes kamen mir entgegen. Die Männer und die Weiber trugen viele Türkisse, die ihnen von den Händen und aus den Ohren herabhingen; Mehrere hatten Halsbänder von Türkissen, denen ähnlich, wie der Häuptling des Dorfes vor der Wüste und dessen Brüder trugen; nur hatten die erstern nur eine Schnur, und diese drei bis vier. Sie trugen sehr gute Ledermäntel. Die Frauen hatten ebenfalls Türkisse in der Nase und in den Ohren, vortreffliche Unterröcke und Hemden. Diese Eingebornen kannten Cibola sehr gut, wie man in Neuspanien Mexico und in Peru Cuzco kennt. Sie gaben mir alle mögliche näheren Nachrichten über den Bau der Häuser, über die Bevölkerung, die Straßen, die Plätze, wie Menschen, die oft dort gewesen waren, und die sich dort, wie die Indianer der andern, entfernter liegenden Provinzen, die Pro-

ducte der Civilisation verschafften. Da ich ihnen sagte, es sei nicht möglich, daß die Häuser so erbaut wären, wie sie mir erzählten, nahmen sie Asche und Erde, machten sie naß und zeigten mir, wie sie die Steine anfertigten, dann wie sie das Gebäude aufführten, indem sie wechselsweise Steine und Mörtel auf einander legten, bis das Ganze die gehörige Höhe erreicht hätte. Ich fragte, ob die Leute dieses Landes Flügel hätten, um sich zu den obern Stockwerken zu erheben; sie lachten und beschrieben mir eine Treppe, wie ich es nur immer gekonnt hätte. Sie nahmen eine Stange, setzten sie auf den Kopf und deuteten mir an, daß die Stockwerke diese Höhe hätten. Auch hier erhielt ich Nachricht über das Tuch von Totonteac, wo, wie sie sagten, die Häuser wie in Cibola wären, und selbst noch besser erbaut und zahlreicher. Es ist ihrer Angabe nach eine sehr große und unbegrenzte Stadt.

Man hat mir in diesem Lande auch gesagt, daß die Küste sich ganz grade gegen Norden erstreckt. Bis zu dem Eintritt der ersten Wüste, die ich durchzogen war, nahm sie stets die nördliche Richtung. Da es sehr wichtig war, mich davon zu überzeugen, wollte ich dies mit eigenen Augen thun. Ich brach daher auf, sie zu suchen, und sah deutlich, daß sie sich auf der Höhe von 35 Grad westlich wendet. Ich war damit nicht minder zufrieden, als mit den guten Nachrichten, die ich von dem Lande erhalten hatte.

Ich setzte meine Reise fort, und blieb fünf Tage in diesem Thale. Es wird von Leuten bewohnt, die sehr reinlich und mit Lebensmitteln so reichlich versehen sind, daß sie dreihundert Pferde und mehr ernäh-

ren können. Es ist gut bewässert und gleicht einem Baumgarten. Die Dörfer liegen eine halbe Stunde oder eine Viertelstunde aus einander. In allen gab man mir Nachrichten über Cibola, und die Menschen sprachen davon wie von einem Orte, an den sie sich alljährlich begeben, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen.

Ich fand an diesem Orte einen Menschen, der aus dieser Stadt gebürtig war. Er sagte mir, daß er eine Person verlassen hätte, welche von dem Herrscher nach Cibola geschickt sei. Dieser Häuptling der sieben Städte hat seinen Sitz in einer derselben, die Acus heißt. In den andern Städten hat er Leute, die in seinem Namen regieren. Der Eingeborne von Cibola war ein Mann von schönem Aeußern, sehr bejahrt und viel verständiger, als die des Thales und der Umgegend. Er sagte mir, er wolle mich begleiten, damit ich ihm Verzeihung erwirke. Ich zog bei ihm sorgfältige Erkundigungen ein, und hier ist, was er mir sagte: Cibola ist eine große Stadt, sehr volkreich, Straßen und Plätze sind in großer Menge vorhanden; in einigen Stadtvierteln giebt es Häuser, die sehr groß sind und zehn Stockwerke haben; die Häuptlinge versammeln sich hier zu gewissen Zeiten des Jahres. Die Häuser sind von Steinen und Kalk aufgeführt, so wie die ersten Indianer es mir erzählt hatten; die Eingangsthüren und Façaden mit Türkissen verziert, und die sieben andern Städte eben so erbaut. Es giebt darunter noch größere und die beträchtlichste ist Ahacus.

Er erzählte mir, daß gegen Süden ein Königreich besteht, welches Marata heißt und sehr bevölkert

ist; daß alle Häuser von Stein sind und mehrere Stockwerke haben; daß sie im Kriege mit dem Herrscher der sieben Städte waren und noch sind. Nach seiner Schilderung hatte dieser Krieg die Streitkräfte des Königreichs Marata bedeutend vermindert; gleichwohl ist es noch sehr mächtig, und fährt fort sich zu vertheidigen. Er erzählte mir, daß in der westlichen Richtung ein Königreich Totonteac läge, daß dieses einer der wichtigsten Staaten der Welt sei, durchaus bevölkert und sehr reich; die Einwohner seien in ein ähnliches Tuch gekleidet, wie das, welches ich trug, und hätten selbst noch schöneres; der erste Stoff würde von Thieren genommen, denen ähnlich, wie man sie mir geschildert. Diese Leute, sagte er, wären sehr civilisirt, und ganz verschieden von allen denen, die ich früher gesehen. Es gibt auch nach dem Berichte dieses Indianers ein anderes sehr umfangreiches Königreich, Namens Acus; denn es giebt ein Ahacus und ein Acus; Ahacus, ist eine der sieben Städte und die Hauptstadt, Acus ist ein eignes Königreich. Der Greis erzählte mir, daß in Cibola die Kleider ganz so wären, wie man sie mir früher beschrieben. Die Bewohner dieser Stadt schlafen in Betten, die über dem Boden erhaben und aus Stoffen bereitet sind; Zelte bedecken diese Betten. Er machte mir den Vorschlag, mich bis Cibola und weiter zu begleiten, wenn ich ihn mitnehmen wollte. Viele andere Einwohner der Dörfer machten mir ähnliche Vorschläge, doch minder dringend.

Ich reiste drei Tage lang in diesem Thale, und die Eingebornen nahmen mich so gut auf, als sie vermochten. Ich habe mehr als zwei tausend Rinds-

häute gesehen, die sehr gut zubereitet waren, und viel mehr Türkisse und Halsbänder aus diesen Steinen, als in dem Lande, welches ich hinter mir ließ. Alle sagten mir, daß sie von Cibola kämen, welches sie so genau kennten, wie was sie in der Hand hielten. Sie kennen die Königreiche Acus, Marata und Totonteac eben so genau.

In diesem Thale brachte man mir ein Fell, welches ein und ein halb Mal so groß war, als ein Rindsfell; sie sagten mir, daß es von einem Thiere komme, welches nur ein Horn auf der Stirn habe; dieses Horn beuge sich dann zur Brust herab, und laufe von hier wieder in einer graden Spitze vor, was dem Thiere so viel Kraft verleihe, daß es keinen Gegenstand gebe, so hart er auch sei, den es nicht zertrümmern könne. Sie behaupten, diese Thiere seien in jenem Lande sehr häufig. Die Farbe gleicht der des Ziegenleders, und das Haar ist einen Finger lang.

Ich empfing noch Boten von Estevan, welche mir sagten, daß dieser in der letzten Wüste vordringe, und sehr zufrieden und überzeugt sei, daß das Land sehr groß wäre. Er gab mir zu wissen, daß er die Indianer, so lange er mich verlassen, noch auf keiner Lüge ertappt hätte; daß er bisher überall, wohin er gekommen, die Gegend so gefunden, wie man sie ihm beschrieben; es würde gewiß auch in der Folge so sein. Ich glaube auch, daß es so sein wird, und seit den ersten Tagen, als ich von der Stadt Cibola hörte, haben mir bis jetzt die Indianer noch nichts gesagt, was ich nicht nach eigenen Beobachtungen für wahr erkannt hätte. Sie bezeichneten mir beständig die

Dörfer, die ich auf der Straße finden würde, deren Namen und die öden Steppen; sie sagten mir, wo ich übernachten könnte, ohne mich je im geringsten zu täuschen. Seit dem Orte, wo ich die ersten Nachrichten von dem Lande empfing, bis zu dem Dorfe, wo ich mich an diesem Tage befand, waren 112 Stunden. Es scheint mir nicht gleichgültig, von der Wahrheitsliebe der Eingebornen zu sprechen. Ich habe in diesem Thale, so wie in den Dörfern, durch die ich früher kam, Kreuze errichtet. Ich habe die Formalitäten erfüllt, welche mir durch meine Instructionen vorgeschrieben sind. Die Bewohner des Thales baten mich, bei ihnen drei bis vier Tage auszuruhen, weil die Wüste eine Stunde von dort entfernt war. Von dem Anfange derselben bis zur Stadt Cibola sind vierzehn starke Tagereisen. Die Indianer machten den Vorschlag, mir Lebensmittel zu liefern, was für die Reise sehr nöthig war. Sie sagten mir, daß Estevan der Neger von ihnen, von mehr als dreihundert Männern, die ihm als Escorte dienten oder Lebensmittel trugen, begleitet, aufgebrochen sei, und daß eine Menge der Ihrigen mich ebenfalls begleiten wollten, um mir zu dienen, weil sie glaubten, reich zurückzukehren. Ich nahm ihr Anerbieten an, und sagte ihnen, sie möchten die Vorbereitungen betreiben, denn jeder Tag schien mir ein Jahr lang, so ungeduldig verlangte mir danach, Cibola zu sehen. Ich blieb drei Tage, während welcher ich nicht aufhörte, Erkundigungen über diese Stadt und über die andern einzuziehen; ich nahm fortwährend die Indianer bei Seite und fragte jeden einzeln, aber alle stimmten in ihren Aussagen überein. Sie sprachen von der Menge

der Einwohner, der Ordnung und Größe der Häuser, eben so wie alle frühern. Die drei Tage waren verflossen, und eine große Menge Eingeborner versammelten sich, um mich zu begleiten; ich wählte dreißig der vorzüglichsten, die sehr gut gekleidet und mit Türkißhalsbändern, deren Einige fünf bis sechs hatten, geschmückt waren. Ich nahm auch die nöthigen Mannschaften mit, für sie und mich die nöthigen Lebensmittel zu tragen, und brach auf. Ich betrat die Wüste am 9. Mai. Am ersten Tage reisten wir auf einer breiten und sehr betretenen Straße. Zur Mittagsmahlzeit gelangten wir an den Ort, den die Indianer mir bezeichnet hatten, an das Ufer eines Flusses, und übernachteten in der Nähe eines andern in einem Hause, das für mich erbaut worden war, so wie in einem andern, welches bei dem Durchzuge Estevans für diesen aufgeführt wurde. Ich sah auch alte Hütten und viele Spuren von Feuern, welche die Begleiter Estevans auf der Reise nach Cibola angezündet hatten. Auf diese Weise reiste ich zwölf Tage hintereinander, stets reichlich versorgt mit Lebensmitteln, mit Hirschen, Haasen, Rephühnern, welche an Farbe und Geschmack denen in Spanien ähnlich, aber viel kleiner sind. Es kam mir ein Indianer entgegen, welches der Sohn einer der Häuptlinge war, die mich begleiteten, und der mit Estevan gezogen war. Sein Gesicht war ganz entstellt und sein Körper mit Schweiß bedeckt; sein ganzes Aeußere verrieth viel Traurigkeit. Er erzählte mir, was folgt: Eines Tages, ehe sie nach Cibola kamen, schickte Estevan durch zwei Boten seinen Flaschenkürbiß voraus, wie es seine Gewohnheit war, um seine Ankunft

melden zu lassen. An dem Kürbiß war ein Rosenkranz und zwei Federn befestigt, die eine weiß, die andere roth. Als die Boten zu dem Häuptlinge kamen, der in dem Dorfe im Namen des Herrschers regiert, gaben sie ihm den Kürbiß. Der Mann nahm ihn, und als er die Perlen des Rosenkranzes sah, gerieth er in Wuth, warf den Flaschenkürbiß zu Boden, und sagte zu den Boten, sie sollten sich entfernen; er kenne diese Fremden, und ließe ihnen rathen, nicht in die Stadt zu kommen, sonst würde er sie alle tödten. Die Boten kehrten zurück, und sagten Estevan, wie sie aufgenommen worden. Dieser antwortete, das sei nichts; die, welche solchen Unwillen über seine Ankunft bezeigten, empfingen ihn stets besser, als die Andern. Er setzte daher seine Reise fort, bis er nach Cibola kam. In dem Augenblick, als er es betreten wollte, fand er Indianer, die sich widersetzten. Sie führten ihn in ein großes Haus, welches außerhalb der Stadt lag, und nahmen ihm hier im Nu Alles, was er besaß, Tauschgegenstände, Kürbisse und viele andere Gegenstände, welche er während der Reise empfangen hatte. Er brachte die Nacht in diesem Hause zu, ohne daß man ihm oder den Leuten, welche ihn begleiteten, zu essen und zu trinken gab. Am nächsten Morgen verließ dieser Indianer, weil er Durst hatte, das Haus, um an einem unfernen Flusse zu trinken. Bald darauf sah er Estevan entfliehen, verfolgt von den Bewohnern der Stadt, welche die Eingebornen seiner Begleitung tödteten. Sobald der Indianer das bemerkte, folgte er dem Laufe des Flusses, verbarg sich, und schlug dann den Weg nach der Wüste ein.

Mehrere Indianer, die mich begleiteten, fingen an zu weinen, als sie diesen Bericht hörten. Diese bösen Nachrichten ließen mich für mein Leben fürchten; indeß zitterte ich weniger deshalb, als weil ich besorgte, nicht zurückkehren zu können, um Nachricht von einem so wichtigen Lande zu geben, wo Gott unserm Herrn vielleicht so gut gedient werden kann, wo man seinen heiligen Cultus einführen, und durch welches man die Besitzungen Sr. k. Maj. vergrößern kann. Ich versuchte daher, die Indianer zu trösten, so gut ich konnte, und sagte ihnen, daß sie den Berichten dieses Indianers keinen völligen Glauben schenken müßten. Aber sie antworteten mir, indem sie viele Thränen vergossen, daß dieser Mensch nur sagte, was er gesehen hätte. Ich entfernte mich hierauf von den Indianern, um mich dem Herrn zu empfehlen, ihn zu bitten, mich in dieser Lage zu leiten, wie er es für gut erachten würde, und meinen Geist aufzuklären. Als ich das Gebet geendigt hatte, kehrte ich zu den Indianern zurück, und schnitt mit meinem Messer die Stricke an den Kasten der Tauschgegenstände durch, die ich bei mir führte; ich hatte sie noch nicht berührt und Niemand etwas davon geschenkt. Ich vertheilte diese Gegenstände unter alle Häuptlinge, und sagte ihnen, sie sollten nichts fürchten und mich begleiten, was sie denn auch thaten.

Wir setzten unsern Weg fort, und gelangten bis auf eine Tagereise von Cibola. Hier fanden wir zwei andere von den Indianern, welche Estevan begleitet hatten; sie waren ganz mit Blut und Wunden bedeckt. Sobald sie uns erreicht hatten, brachen die, welche mich begleiteten, in Thränen aus, und ihr Jam-

mer entriß auch mir Thränen. Sie schrien so laut, daß ich nicht nach Estevan, noch was aus ihm geworden sei, fragen konnte. Ich bat sie, zu schweigen, damit ich von dem Vorgegangenen Nachricht erhalten könnte. „Wie sollten wir schweigen," antworteten sie mir, „da wir wissen, daß unsre Väter, unsre Söhne, unsre Brüder, die bis zur Zahl von dreihundert mit Estevan gegangen waren, getödtet worden sind?" Sie fügten hinzu, daß sie nicht mehr wagen würden, nach Cibola zu gehen, wie sie sonst gewohnt gewesen wären. Ich that Alles, was ich vermochte, sie zu trösten und zu beruhigen, obgleich ich selbst der Beruhigung sehr bedurfte. Ich fragte die Indianer Estevans, weshalb sie verwundet wären und was vorgegangen sei? Längere Zeit sprachen sie kein Wort, sondern weinten nur mit denen aus ihrem Dorfe. Endlich sagten sie mir, daß Estevan, bis auf eine Tagereise von Cibola gelangt, nach dieser Stadt Abgeordnete mit seinem Flaschenkürbiß geschickt hätte, um den Häuptling wissen zu lassen, daß er käme, mit ihm Frieden zu unterhandeln und die Kranken zu heilen. Sobald sie dem Häuptlinge den Flaschenkürbiß übergeben und dieser die Perlen des Rosenkranzes gesehen hatte, gerieth er in Wuth, warf den Flaschenkürbiß zur Erde und rief aus: Ich erkenne diese Leute an Euern Kugeln. Sie gehören nicht zu unsern Freunden. Sagt ihnen, daß sie augenblicklich umkehren; wo nicht, so sollte kein Einziger von ihnen am Leben bleiben. — Er zeigte sich fortwährend sehr zornig. Betrübt kehrten die Abgeordneten zurück, und wagten nicht, Estevan zu sagen, was ihnen widerfahren war; dennoch entschlossen sie sich dazu. Dieser antwortete

ihnen, sie möchten nichts fürchten, er wollte sich nach der Stadt begeben; hätte man zu ihnen bös gesprochen, würde man ihn doch gut aufnehmen. Er brach also auf, und kam gegen Sonnenuntergang nach Cibola, begleitet von seinem ganzen Gefolge, welches aus ungefähr dreihundert Männern bestand, die Weiber noch ungezählt. Man erlaubte ihm nicht, die Stadt zu betreten, sondern wies ihm als Wohnung ein großes Haus und sehr gute Gemächer an, die vor der Stadt lagen. Die Indianer von Cibola nahmen sogleich Alles, was er bei sich führte, indem sie sagten, daß es auf Befehl ihres Häuptlings geschehe, und gaben unsern Indianern die ganze Nacht weder zu essen noch zu trinken. Am nächsten Morgen mit den ersten Strahlen der Sonne verließ Estevan das Haus, begleitet von einigen der Häuptlinge, die mit ihm gekommen waren. Sogleich erschienen eine Menge Bewohner der Stadt; sobald er sie erblickte, ergriff er mit den verbündeten Indianern die Flucht. Sie schickten uns einen Hagel von Pfeilen nach, sagte der Indianer Estevan's, stießen gewaltiges Geschrei aus, wir fielen nieder, sie stürzten sich auf uns, und wir blieben so bis zum Abend liegen, ohne uns zu regen. Wir hörten in der Stadt gewaltiges Geschrei, und sahen auf den Wällen eine große Menge von Männern und Weibern, die herab schauten. Estevan sahen wir nicht mehr; wir glauben, daß er mit Pfeilschüssen getödtet worden ist, wie alle die, welche ihn begleiteten; wir allein sind entronnen.

Indem ich den Bericht dieser Indianer in Erwägung zog und nicht die nothwendigen Gegenstände hatte, meine Reise fortzusetzen, wie ich wollte, fühlte

ich seinen Verlust und fürchtete für mein Leben. Der Herr ist mein Zeuge, wie lebhaft ich mich danach sehnte, von irgend Jemandem Rath erbitten zu können, denn ich gestehe, daß ich nicht wußte, was ich thun sollte. Ich sagte ihnen, Gott würde Cibola bestrafen, und sobald der Kaiser das Vorgefallene erführe, würde er viele Christen schicken, die Einwohner zu züchtigen. Sie glaubten mir nicht, denn es gäbe, sagten sie mir, keine Macht, welche der von Cibola zu widerstehen vermöchte. Ich forderte sie auf, sich zu trösten, ihre Thränen zu trocknen, und ermuthigte sie durch Reden, die zu lang sind, um sie hier anführen zu können. Ich verließ sie, und entfernte mich einen oder zwei Steinwürfe weit, um mich Gott zu empfehlen. Ungefähr eine und eine halbe Stunde blieb ich im Gebete. Als ich zu ihnen zurückgekehrt war, sah ich einen meiner Indianer, den ich aus Mexico mitgenommen hatte, Namens Marcos, heftig weinen. Er sagte mir: „Vater, diese Leute haben beschlossen, dich zu tödten, weil sie behaupten, daß deinetwegen und wegen Estevans ihre Verwandten niedergemetzelt sind, und daß man Alle, Männer und Weiber, bis auf den Letzten umbringen würde.“ Ich vertheilte unter sie Alles, was mir noch von Stoffen und Tauschgegenständen blieb, um sie zu beruhigen. Ich sagte ihnen, sie sollten wohl Acht geben, denn wenn sie mich tödteten, thäten sie mir nichts zu Leide, weil die Christen nicht sterben, sondern gerade in den Himmel eingingen; die Andern würden aber für meinen Tod bestraft werden, denn die Christen würden kommen, mich zu suchen, und meines Wunsches ungeachtet sie Alle tödten. Diese Worte und einige

andere, welche ich zu ihnen sprach, beruhigten sie ein wenig; gleichwohl waren sie aber noch sehr traurig über den Tod ihrer Angehörigen. Ich bat sie, Einige der Ihrigen nach Cibola zu senden, um zu sehen, ob noch andere Indianer entkommen wären, und um Nachrichten über Estevan einzuziehen; aber es wollte mir nicht gelingen. Ich sagte ihnen, daß ich auf jeden Fall die Stadt Cibola sehen müßte, und sie antworteten mir, Niemand würde mich begleiten. Als sie mich aber entschlossen sahen, gingen zwei Häuptlinge mit mir.

Ich setzte also meinen Weg mit ihnen fort, und gelangte mit meinen Indianern und den Dolmetschern ins Angesicht der Stadt. Sie ist in der Ebene am Abhange eines runden Hügels erbaut und scheint sehr hübsch zu sein. Es ist die hübscheste Stadt, die ich in diesen Gegenden gesehen habe. Da ich eine Höhe erstiegen hatte, von der ich sie überblicken konnte, bemerkte ich, daß die Häuser so erbaut waren, wie die Indianer es mir beschrieben hatten, alle von Steinen, mehrere Stockwerke hoch und mit Terrassen bedeckt. Diese Stadt ist beträchtlicher als Mexico. Mehrmals war ich versucht, hineinzugehen, denn ich wußte, daß ich nur mein Leben wagte, und das hatte ich Gott an dem Tage dargebracht, an welchem ich meine Reise antrat. Endlich die Gefahr erwägend, fürchtete ich, wenn man mich tödtete, möchte die Kenntniß des Landes verloren gehen. Meiner Meinung nach ist es das beste und größte von allen, die man bis jetzt noch entdeckt hat. Als ich den Häuptlingen, welche mich begleiteten, sagte, daß ich diese Stadt sehr schön fände, versicherten sie mir, es sei die kleinste von den

sieben Städten. Totonteac sei die größte und schönste, sie habe so viele Häuser und die Bevölkerung sei so zahlreich, daß sie keine Grenzen habe. Ich hielt es für passend, der Gegend den Namen Neues Königreich des heil. Franciscus zu geben. Mit Hülfe der Indianer erreichte ich an dieser Stelle einen großen Steinhaufen, und stellte auf die Spitze desselben ein kleines Kreuz, da ich nicht die erforderlichen Werkzeuge besaß, um ein größeres zu errichten; ich errichtete diesen Steinhaufen und dieses Kreuz im Namen des Don Antonio de Mendoza, Vicekönigs und Gouverneurs von Neuspanien, für den Kaiser unsern Herrn, als ein Zeichen der Besitznahme und in Folge meiner Instructionen. Ich nahm auch an diesem Orte Besitz von allen sieben Städten, von dem Königreiche Totonteac, Acus und Marata, und ging nicht hin, da ich von dem, was ich gethan und gesehen, Bericht erstatten wollte.

Hierauf kehrte ich mit mehr Angst als Lebensmitteln zurück; die Eingebornen, welche meine Freunde geblieben waren, gingen eiligst wieder nach Topar, und nach zwei Tagemärschen kam ich zu ihnen. Ich durchzog mit ihnen wieder die Wüste; allein man nahm mich dort nicht so gut auf, wie das erste Mal, denn alle Männer und Weiber waren wegen ihrer Verwandten, die man in Cibola getödtet hatte, in Thränen. Das setzte mich in Schrecken, und ich verließ ohne Säumen die Bewohner dieses Thales. Den ersten Tag legte ich zehn Stunden zurück, dann acht, dann wieder zehn, ohne anzuhalten, bis ich durch die zweite Wüste war. Obgleich von gewaltigem Schrecken ergriffen, beschloß ich doch, in die Ebene zu ge-

hen, von der ich bereits sprach und welche am Fuße der Berge liegt. Ich erfuhr hier, daß sie mehrere Tagemärsche weit östlicher bewohnt ist; allein ich wagte nicht, dahin zu gehen, weil ich glaubte, wenn man das Land der sieben Städte und die weiter oben erwähnten Königreiche erobere und colonisire, könne man diese Ebene erforschen; ich hielt es für unnütz, mein Leben zu wagen, weil ich dann nicht von dem Gesehenen Bericht erstatten könnte. Ich begnügte mich damit, am Eingange sieben Dörfer von ansehnlicher Größe zu betrachten; ein schönes Thal, und eine sehr hübsche Stadt, aus welcher viel Rauch aufstieg Ich erfuhr, daß es dort Gold in Menge gebe. Die Eingebornen gestatten nicht, daß die Fremden außerhalb der Ebene mit ihnen Handel treiben; weshalb, konnte man mir nicht sagen. Ich pflanzte an diesem Orte zwei Kreuze auf, und nahm mit denselben Formalitäten, wie bei den andern Ländern, und zufolge meiner Instructionen, von dieser ganzen Ebene und dem Thale Besitz.

Von hier aus setzte ich meine Reise fort, indem ich so schnell als möglich umkehrte und kam zur Stadt San Miguel, der Hauptstadt der Provinz Culiacan. Ich glaubte dort Francisco Vasquez de Coronado, Gouverneur von Neugalizien, zu finden, allein er war nicht da und ich traf ihn erst in Compostella. Ich meldete meine Ankunft in dieser Stadt sogleich dem Vicekönig von Neuspanien und unserm Pater Provinzial, Bruder Antonio de Ciudad Rodrigo, indem ich um seine Befehle bat. Ich erzähle hier nur, was ich in den Ländern, durch welche ich zog, gesehen und erfahren habe, um unserm Pater Provinzial davon

Bericht zu erstatten, damit dieser es den Vätern unsers Ordens mittheile und ihre Meinung erfahre, oder auch dem Rathe des Ordens, damit man es nach seiner Entscheidung dem Herrn Vicekönig von Neuspanien berichten könnte, auf dessen Fürsprache man mich diese Reise unternehmen ließ.

Bruder Marcos von Niza,
Vicecommissair.

Briefe

des Don Antonio de Mendoza an Kaiser Karl V.

Erster Brief.

Ueber die Edelleute, welche ein Opfer ihrer Anstrengungen wurden, das Cap der Terra Firma auf der Nordküste von Neuspanien zu entdecken. — Ankunft des Vasquez und des Bruder Marcos in San Miguel de Culiacan mit dem Befehle, die Indianer zum Frieden zu bringen und ihnen die Versicherung zu geben, daß sie künftig nicht mehr in Sclaverei gebracht werden sollten.

Sire!

Durch die letzten Schiffe, auf welchen Miguel Usrave abgesegelt ist, schrieb ich Ew. Majestät, daß ich zwei Mönche vom Orden des heil. Franciscus abgesendet hätte, um das Cap der Terra Firma in nördlicher Richtung zu entdecken. Da diese Reise alle Hoffnungen übertroffen hat, will ich damit beginnen, Ew. Majestät davon zu unterhalten. Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen oft geschrieben, wie sehr ich es wünschte, die Grenzen des Landes kennen zu

lernen, welches Neuspanien genannt wird, und dessen Oberfläche so groß ist, daß man die Grenzen noch nicht kennt. Ich bin nicht der Einzige, welcher dieses Verlangen hegte; Nuño de Guzman ist aus dieser Stadt mit 400 Reitern und 14000 Indianern aufgebrochen, sämmtlich auserlesene Leute und die bestorganisirten, die man je in diesem Lande gesehen hat. Diese Unternehmung gelang ihm so schlecht, daß fast alle seine Truppen dabei umkamen. Er konnte nicht in das Innere dringen, noch irgend etwas Neues erfahren. Nach diesem ersten Versuche sendete er als Gouverneur von Neugalizien mehrmals Capitaine und Reiter ab, die aber keine glücklichern Resultate erlangten, als er. Fernand Cortez Marquis del Valla sendete einen Capitain und zwei Fahrzeuge ab, um die Küste zu erforschen; der Offizier und die Fahrzeuge gingen verloren. Cortez sendete aufs neue zwei andere Fahrzeuge ab; eines derselben wurde von dem andern getrennt. Der Steuermann bemächtigte sich an der Spitze einiger Matrosen des Fahrzeuges, und tödtete den Capitain. Nach diesem Ereignisse landeten der Steuermann und seine Leute auf einer Insel; die Indianer schlugen ihn und mehrere seiner Leute todt; die anderen bestiegen die Schaluppe, und das Schiff kehrte mit den übrigen Leuten und dem Rest der Equipage, die es nicht verlassen hatte, nach den Küsten von Neugalizien zurück, wo es scheiterte. Der Marquis empfing durch diese Leute einige Nachrichten von dem Lande, welches sie entdeckt hatten. Sei es nun, daß er Mißvergnügen gegen den Bischof von San Domingo empfand, sei es, weil er bei allen seinen frühern Unternehmungen glücklich gewesen war,

genug, er suchte nicht, sich weitere Nachrichten über diese Insel zu verschaffen, sondern brach mit drei Schiffen, einer Anzahl Fußvolk und einer kleinen Menge von Reitern, die mit den nothwendigen Gegenständen ziemlich schlecht versehen waren, auf, um sich dort festzusetzen. Aber diese Unternehmung fiel ganz anders aus, als er gehofft hatte: die meisten seiner Begleiter starben vor Hunger, obgleich er Schiffe bei sich hatte und das nahe Festland reich mit Lebensmitteln versehen war. Er konnte daher die Eroberung desselben nie machen; es schien selbst, als wolle Gott ihn wunderbar davon entfernen, und er kehrte in den Hafen zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Alle diese Ereignisse hatten Statt gefunden, als Andreas Dorantez, einer von denen, welche bei der Armee des Pamphilo Narvaez gewesen waren, zu mir kam. Ich hatte häufige Unterredungen mit ihm, denn ich glaubte, daß er dem Dienste Ew. Majestät einen großen Nutzen bringen könnte, wenn ich ihn mit 40 bis 50 Pferden und allen nothwendigen Gegenständen zur Entdeckung jenes Landes absendete. Ich gab viel Geld für die Expedition aus, allein ich weiß nicht, wie es kam, daß die Sache keinen Fortgang hatte. Von allen Vorbereitungen, die ich gemacht hatte, blieb mir nur ein Neger, der mit Dorantez gekommen war, einige Sclaven, die ich gekauft hatte, und eingeborne Indianer, die durch mich versammelt waren. Ich schickte sie mit dem Bruder Marcus von Niza und einem andern Mönche vom Orden des heil. Franciscus ab. Diese Mönche hatten lange Zeit in benachbarten Ländern gewohnt; sie waren durch Mühseligkeiten abgehärtet, mit den Angelegenheiten in In-

dien bekannt, gewissenhaft und sittlich. Ich bát ihren Provinzial, sie mir zu dieser Unternehmung zu bewilligen. Sie brachen mit Francisco Vasquez de Coronado, dem Gouverneur von Neugalizien, auf, und begaben sich nach San Miguel de Culiacan, der letzten Stadt dieses Gouvernements, von Spaniern bewohnt und von Mexico zweihundert Stunden entfernt. Als der Gouverneur mit den Mönchen in diese Stadt kam, befahl er Indianern, die ich ihm gegeben hatte, den Geistlichen zu Führern zu dienen, und den Eingebornen zu sagen, daß Ew. Majestát verboten hätte, sie zu Sclaven zu machen. Ich forderte sie auf, sich nicht mehr zu fürchten, ihre Wohnungen wieder zu erreichen und ruhig zu leben. Sie sind in der That sehr schlecht behandelt worden. Er sagte ihnen im Namen Ew. Majestät, daß Sie die Schuldigen bestraft hätten. Zehn Tage darauf kehrten diese Indianer, ungefähr 400 an der Zahl, zurück; sie stellten sich dem Gouverneur vor, und sagten ihm, sie kämen im Namen aller Einwohner, die zu sehen und kennen zu lernen, die ihnen so viel Gutes thäten, und ihnen erlaubten, nach Hause zurückzukehren und Mais zu säen; denn seit langer Zeit flohen sie in die Gebirge, und verbargen sich wie wilde Thiere in der Furcht, daß man sie zu Sclaven machen würde. Sie fügten hinzu, daß sie und alle ihre Landsleute bereit wären, den Befehlen zu gehorchen, die man ihnen geben würde. Der Gouverneur tröstete sie, ließ Lebensmittel unter sie vertheilen und behielt drei oder vier bei sich. Die Mönche lehrten sie das Zeichen des Kreuzes schlagen, den Namen unseres Heilandes Jesu Christi aussprechen, und die Leute zeigten viel gu-

ten Willen, sich zu unterrichten. Einige Tage darauf schickte man sie nach Haus, indem man ihnen sagte, daß sie sich beruhigen möchten. Man gab ihnen Kleider, agnus dei, Messer, und andere Gegenstände, die ich in dieser Absicht gesendet hatte. Die Indianer gingen sehr befriedigt, und sagten, so oft man sie rufen ließe, würden sie kommen, um den ertheilten Befehlen zu gehorchen.

Als die Entdeckungsreise so gesichert war, brachen Bruder Marcus, sein Freund der Neger, Sclaven und Indianer, die ich ihnen gegeben hatte, auf, nachdem sie zwölf Tage auf ihre Vorbereitungen verwendet hatten. Auch von einer Provinz, Namens Topira, die südlich der Gebirge gelegen sein sollte, hatte ich gehört, und dem Gouverneur Befehl gegeben, Erkundigungen über dieses Land einzuziehen. In Erwägung, daß dies eine sehr wichtige Sache sei, beschloß ich, in Person zu der Besichtigung aufzubrechen. Ich hatte mit dem Mönche verabredet, in dem Gebirge in einer Stadt, Namens Loscarozones, 120 Stunden von Culiacan entfernt, mit ihm zusammenzutreffen. Als er in dieser Provinz angekommen war, sah er sogleich, daß es an Lebensmitteln mangele. Die Berge waren so steil, daß er keinen Weg fand, sie zu überschreiten, und gezwungen war, nach San Miguel zurückzukehren. Es scheint daher, als ob Gott, sei es durch die Wahl des Weges, den man einschlug, sei es durch die Schwierigkeit, einen Weg zu finden, alle denen, welche durch menschliche Kräfte dieser Unternehmung ein Ende zu machen suchten, sich widersetzen wollte, und als ob sein Verlangen gewesen sei, daß ein demüthiger Barfüßler den Zweck erreichen

dien bekannt, gewissenhaft und sittlich. Ich bát ihren Provinzial, sie mir zu dieser Unternehmung zu bewilligen. Sie brachen mit Francisco Vasquez de Coronado, dem Gouverneur von Neugalizien, auf, und begaben sich nach San Miguel de Culiacan, der letzten Stadt dieses Gouvernements, von Spaniern bewohnt und von Mexico zweihundert Stunden entfernt. Als der Gouverneur mit den Mönchen in diese Stadt kam, befahl er Indianern, die ich ihm gegeben hatte, den Geistlichen zu Führern zu dienen, und den Eingebornen zu sagen, daß Ew. Majestät verboten hätte, sie zu Sclaven zu machen. Ich forderte sie auf, sich nicht mehr zu fürchten, ihre Wohnungen wieder zu erreichen und ruhig zu leben. Sie sind in der That sehr schlecht behandelt worden. Er sagte ihnen im Namen Ew. Majestät, daß Sie die Schuldigen bestraft hätten. Zehn Tage darauf kehrten diese Indianer, ungefähr 400 an der Zahl, zurück; sie stellten sich dem Gouverneur vor, und sagten ihm, sie kämen im Namen aller Einwohner, die zu sehen und kennen zu lernen, die ihnen so viel Gutes thäten, und ihnen erlaubten, nach Hause zurückzukehren und Mais zu säen; denn seit langer Zeit flohen sie in die Gebirge, und verbargen sich wie wilde Thiere in der Furcht, daß man sie zu Sclaven machen würde. Sie fügten hinzu, daß sie und alle ihre Landsleute bereit wären, den Befehlen zu gehorchen, die man ihnen geben würde. Der Gouverneur tröstete sie, ließ Lebensmittel unter sie vertheilen und behielt drei oder vier bei sich. Die Mönche lehrten sie das Zeichen des Kreuzes schlagen, den Namen unseres Heilandes Jesu Christi aussprechen, und die Leute zeigten viel gu-

ten Willen, sich zu unterrichten. Einige Tage darauf schickte man sie nach Haus, indem man ihnen sagte, daß sie sich beruhigen möchten. Man gab ihnen Kleider, agnus dei, Messer, und andere Gegenstände, die ich in dieser Absicht gesendet hatte. Die Indianer gingen sehr befriedigt, und sagten, so oft man sie rufen ließe, würden sie kommen, um den ertheilten Befehlen zu gehorchen.

Als die Entdeckungsreise so gesichert war, brachen Bruder Marcus, sein Freund der Neger, Sclaven und Indianer, die ich ihnen gegeben hatte, auf, nachdem sie zwölf Tage auf ihre Vorbereitungen verwendet hatten. Auch von einer Provinz, Namens Topira, die südlich der Gebirge gelegen sein sollte, hatte ich gehört, und dem Gouverneur Befehl gegeben, Erkundigungen über dieses Land einzuziehen. In Erwägung, daß dies eine sehr wichtige Sache sei, beschloß ich, in Person zu der Besichtigung aufzubrechen. Ich hatte mit dem Mönche verabredet, in dem Gebirge in einer Stadt, Namens Loscarozones, 120 Stunden von Culiacan entfernt, mit ihm zusammenzutreffen. Als er in dieser Provinz angekommen war, sah er sogleich, daß es an Lebensmitteln mangele. Die Berge waren so steil, daß er keinen Weg fand, sie zu überschreiten, und gezwungen war, nach San Miguel zurückzukehren. Es scheint daher, als ob Gott, sei es durch die Wahl des Weges, den man einschlug, sei es durch die Schwierigkeit, einen Weg zu finden, alle denen, welche durch menschliche Kräfte dieser Unternehmung ein Ende zu machen suchten, sich widersetzen wollte, und als ob sein Verlangen gewesen sei, daß ein demüthiger Barfüßler den Zweck erreichen

solle. Er begann damit, in das Innere des
des einzudringen; er wurde vollkommen gut a
nommen, wie er dies mit Allem, was ihm auf
Reise widerfuhr, auf die ihm ertheilte Instru
geschrieben hat. Ich werde mich über diesen Ge
stand nicht weiter auslassen, sondern lege Ew.
jestät hier den Bericht des Bruder Marcus selbst

Zweiter Brief.

Sire!

Am vergangenen letzten Februar habe ich von Compostella aus an Ew. Majestät geschrieben, um Ihnen Rechenschaft von meiner Ankunft in dieser Stadt und dem Aufbruche des Francisco Vasquez mit der Expedition abzulegen, welche im Namen Ew. Majestät abgesendet worden ist, das neuentdeckte Land zu erobern und zu colonisiren.

Ich ließ Ew. Majestät wissen, daß der Alcalde Lope de Samaniego als Meister des Lagers aufgebrochen sei. Er verdiente alles Vertrauen, war ein guter Christ, und verstand sich vortrefflich auf dergleichen Angelegenheiten, wie Ew. Majestät es befohlen hatten. Hier, was seitdem sich zugetragen hat: — Als die Armee die Wüste von Culiacan durchzogen hatte und bei Chiametla war, brach der Alcalde mit hundert Reitern auf, um Lebensmittel zu suchen. Einer der Soldaten, die ihn begleiteten, und der sich eine Strecke entfernt hatte, schrie, daß man ihn ermorde. Der Alcalde eilte zu seinem Beistande, und bekam einen Pfeilschuß in das Auge, der ihn todt zu Boden streckte.

Was die Festung betrifft, so ist sie schlecht ausgerüstet und alt; es scheint mir daher, daß weitere Ausgaben für dieselbe unnütz sind, und daß Ew. Ma-

beiden Seiten derselben befinden sich Zimmer von zwanzig Quadratfuß, durch besondere Wände von einander getrennt. Die Decken sind durch Balken gestützt. Um in diese Häuser zu gelangen, ersteigt man durch Treppen, die auf die Straße gehen, eine Terrasse; die Häuser haben drei bis vier Stockwerke, und man sagte mir, die wenigsten hätten zwei. Diese Stockwerke sind über neun Fuß hoch, ausgenommen das erste, welches nicht über eine Klafter hat. Zehn bis zwölf Häuser haben eine einzige Treppe. Die Erdgeschosse sind für den Dienst bestimmt, und man bewohnt die obern Stockwerke. In den Erdgeschossen sind schräge Oeffnungen angebracht, wie bei uns in den Festungen. Die Indianer sagen, wenn sie gegen die von Cibola Krieg führen, schließen diese sich in ihre Häuser ein, von wo sie sich vertheidigen. Wenn diese Letztern zu einer Expedition aufbrechen, tragen sie runde Schilder und Kleider von gefärbtem Rindsleder. Sie kämpfen mit Pfeilen und steinernen Keulen, so wie einigen andern hölzernen Waffen, die man mir nicht beschreiben konnte. Sie sind Menschenfresser und machen die Gefangenen zu Sclaven. Sie haben viele Hühner, Bohnen, Mais und Melonen. In ihren Häusern erziehen sie rauche Thiere, die so groß sind, wie die Hunde in Spanien. Sie scheeren diese, und machen daraus farbige Perücken, ähnlich der, welche ich Ew. Herrlichkeit geschickt habe. Sie machen daraus auch Stoffe. Die Männer sind klein, die Weiber weiß, und haben ein sehr anmuthiges Benehmen. Ihre Kleidung besteht aus einem Hemd, welches bis auf die Füße herabgeht. Sie theilen die Haare zu beiden Seiten, so daß die Ohren unbedeckt

bleiben. Sie bringen viele Türkisse darin an, und eben so auch um den Hals und um die Handgelenke. Die Männer tragen Mäntel und darüber Kuhhäute, denen ähnlich, welche Ew. Herrlichkeit bei Cabezà de Vaca und bei Dorantez gesehen haben. Sie haben auch eine Art von Mützen. Im Winter wie im Sommer tragen sie Schuhe von bemaltem oder farbigem Leder.

Ueber kein Metall konnte ich mir Nachrichten verschaffen; sie sagen nicht, daß es dergleichen giebt. Sie besitzen viele Türkisse, aber nicht so viel, als der Pater Provinzial sagt. Sie haben kleine Crystalle, denen ähnlich, welche ich Ew. Hoheit geschickt habe, und wie Sie schon in Ihrem Gouvernement Neuspanien sehen. Die Erde bebauen sie wie in Neuspanien und tragen Lasten auf dem Kopfe wie in Mexico. Die Männer weben die Stoffe und spinnen die Baumwolle. Sie essen Salz, welches sie aus einem See gewinnen, der zwei Tagereisen tief in der Provinz Cibola liegt. Die Indianer begleiten ihre Tänze und Gesänge mit Flöten, in denen die Stellen bemerkt sind, auf welche man die Finger legen muß. Sie machen viel Musik, und singen in Begleitung derer, welche die Instrumente spielen. Die Sänger schlagen den Takt wie bei uns.

Ich habe einen Indianer gesehen, den Estevan, der Neger, der in diesem Lande gefangen gewesen war, die Flöte spielen gelehrt hatte, wie er es selbst bei jenen Eingebornen lernte.

Andere sangen auch so, wie ich erwähnte, aber sie waren nicht sehr geschickt. Sie sagen, diese Leute versammeln sich fünf oder sechs Tage, um die Flöte zu spielen, und ihre Instrumente sind von ungleicher

Größe. Der Boden ist gut für Mais, Bohnen und andere Früchte. Seefische kennen sie nicht. Sie haben keine Kühe, aber sie wissen, daß es deren giebt. Weiterhin findet man in der Provinz Cibola viele wilde Ziegen von hellgrauer Farbe. In dem Lande, in welchem ich mich befinde, giebt es deren in sehr großer Menge; ich habe die Indianer gefragt, ob die Thiere, von denen sie mir sagten, ähnlich wären, und sie antworteten mir: Nein. Sie sagen, daß von den sieben Städten drei sehr groß und die andern vier kleiner wären. Nach dem, was ich von ihren Zeichen verstehen konnte, hat jede dieser Städte drei Armbrustschüsse im Quadrat. Nach der Größe der Häuser, der Menge derselben, so wie derer, die sie bewohnen, muß die Einwohnerzahl sehr groß sein.

Der Neger Estevan ist auf die Weise gestorben, wie der Pater Marcus es Ew. Herrlichkeit erzählt hat; deshalb spreche ich hier nicht weiter davon, sondern erwähne nur, daß die Bewohner von Cibola denen dieses Dorfes und der Umgegend haben sagen lassen, wenn Christen kämen, sollten sie dieselben nicht aufnehmen, sondern sie umbringen; sie wüßten gewiß, daß die Christen ebenfalls sterblich wären, und sie besäßen die Gebeine dessen, der zu ihnen gekommen. Wenn sie sie nicht umzubringen wagten, sollten sie nur zu ihnen schicken, und sie würden dann kommen. Ich glaube, daß dies wahr ist, und daß sie sich mit einander verbündet haben, wenn ich nach der Kälte urtheile, mit der sie mich empfingen, und nach den verdrießlichen Gesichtern, die sie uns machten."

Melchior Diaz fügt hinzu, daß die Eingebornen, auf die er traf, keine festen Wohnsitze hätten, ausge-

nommen in einem Thale, welches 150 Stunden von Culiacan entfernt und sehr bevölkert wäre. Man findet dort Häuser von Erde, und auf der Straße dahin viele Eingeborne, aus denen man aber keinen andern Vortheil ziehen könne, als sie zu Christen zu machen, wie wenn das wenig wäre.

Ew. Majestät wollen geruhen, daran zu denken, was für den Dienst Gottes zu thun ist, und sich der Männer erinnern, die gestorben sind, der Nationen, die ausgerottet wurden, der Bevölkerungen, welche in Indien existiren, und in welchem Zustande sich dieses Land jetzt befindet. Alles Dinge, die Ew. Majestät nicht befohlen haben. Es ist eine sehr heilige und sehr gute Idee, Geistliche ebensowohl in diese neuen Länder, als in die früher entdeckten zu senden, denn ich betheure Ew. Majestät, daß an den Orten, wohin sie nicht gedrungen sind, nicht die geringste Spur vom Christenthum zu finden ist. Diese armen Eingebornen sind sehr geneigt, die Mönche aufzunehmen, während sie uns fliehen wie die Hirsche den Jäger. Ich spreche davon als Augenzeuge, denn ich habe es auf der so eben zurückgelegten Reise deutlich gesehen. Ich habe Ew. Majestät schon damit belästigt, Geistliche zu fordern, aber ich kann mich nicht enthalten, dies aufs neue und noch viel dringender zu wiederholen. Ich würde meine Pflicht verletzen, wenn ich es nicht thäte.

Bei meiner Ankunft in Mexico werde ich Ew. Majestät einen allgemeinen Bericht über diese Provinzen senden, denn jetzt könnte ich es nicht, wenn ich es selbst wollte, da ich an einem Fieber, von welchem ich in Colima befallen wurde, sehr krank bin.

Obgleich es erst seit sieben Tagen anhält, hat es mich doch schon sehr geschwächt; Gott sei Dank, besserte ich mich aber bereits etwas, so daß ich mich nach Jacona begeben konnte, wo ich mich jetzt befinde.

Unser Heiland bewahre und erhalte die geheiligte katholische und kaiserliche Person Ew. Majestät; er gewähre Ihnen Herrschaften und Königreiche, noch größer, als die, welche Sie schon besitzen; so wünschen es Ihre treuen Diener.

Ew. katholischen und kaiserlichen Majestät demüthigster Diener, der Ihnen die königlichen Hände und Füße küßt.

Jacona den 17. April 1540.

Don Antonio de Mendoza.

I.

Bericht von der Seefahrt und der Entdeckung des Capitain Fernando Alarcon auf Befehl des erlauchtesten Herrn Don Antonio de Mendoza. Gegeben in Colima, Hafen von Neuspanien.

Fernando Alarcon langt mit der Flotte in dem Hafen von Santiago an, nachdem er einen Sturm überstanden hat; von dort kömmt er nach dem Hafen Aguaival. — Er kommt in große Gefahr, indem er einen Golf besichtigen will. — Er entreißt sich dieser Gefahr, und entdeckt einen sehr schnellen Strom, in den er einläuft. — Er bemerkt eine Menge bewaffneter Indianer und tritt durch Zeichen in Verkehr mit ihnen. — Er fürchtet Gefahr, und kehrt auf sein Schiff zurück.

Sonntag den 9. Mai 1540 ging ich mit beiden Schiffen St. Peter und St. Catharine unter Segel. Wir unternahmen die Aufsuchung des Hafens St. Jago von der guten Hoffnung, aber ehe wir ihn erreichten, wurden wir von einem heftigen Sturme befallen. Die Equipage der Catharine warf im ersten Schrecken neun Geschütze, zwei Anker und eine Menge anderer Gegenstände über Bord, welche für das Unternehmen eben so nothwendig waren, als das Schiff selbst. Im Hafen von St. Jago ergänzte ich die erlittenen Verluste und nahm die dort auf mich war-

tende Mannschaft an Bord. Ich steuerte in der Richtung auf den Hafen von Aguaiavale. Hier erfuhr ich, daß der General Francisco Vasquez Coronado mit seiner ganzen Mannschaft aufgebrochen sei, und nahm das Schiff St. Gabriel, welches Lebensmittel für die Armee am Bord hatte, unter meinen Befehl.

Ich setzte meinen Weg längs der Küste fort, und fand dabei einige sehr gute Häfen, welche die Schiffe unter dem Capitain Francisco de Ulloa nicht entdeckt hatten. Als ich die Untiefen erreichte, bei denen jene Schiffe umgekehrt waren, glaubte ich, eben so wie die andern Offiziere, daß ich mich dem Festlande gegenüber befände. Diese Untiefen sind so gefährlich, daß es verwegen gewesen wäre, sie nur mit Schaluppen befahren zu wollen. Die Piloten wollten, daß wir ebenfalls umkehren sollten, allein nach den Befehlen Ew. Herrlichkeit faßte ich den Vorsatz, den Golf zu recognosciren. Ich befahl Nicolas Zamorano, dem ersten Piloten, und Domingo de Castillo, Jeder eine Schaluppe zu nehmen und mit dem Senkblei in der Hand eine Durchfahrt für die Schiffe zu suchen. Sie waren der Meinung, daß die Schiffe vordringen könnten, obgleich nur mit Mühe und großer Gefahr. Ich folgte ihnen, und bald darauf liefen alle drei Schiffe auf den Sand. Die Strömung war so stark, daß die Barken ihnen keine Hülfe leisten konnten. Wir waren in so großer Gefahr, daß der Bord des Hauptschiffes öfter unter Wasser kam; zum Glück richtete ein Stoß das Schiff wieder auf, und machte es wie durch ein Wunder flott. Die beiden andern Schiffe befanden sich ebenfalls in sehr schwieriger Lage, doch da sie nicht so groß waren, als das

meinige, liefen sie auch geringere Gefahr. Mit Gottes Hülfe wurden wir durch die wachsende Fluth wieder völlig flott, und setzten unsere Reise fort. Obgleich meine ganze Mannschaft zurückkehren wollte, gab ich doch Befehl, vorwärts zu dringen. Dies geschah mit Mühe, und wir mußten bald rechts bald links manövriren, um den Kanal zu finden. So gelangten wir in den Golf, und fanden hier einen sehr großen Fluß, dessen Strömung so reißend war, daß wir uns kaum darin erhalten konnten. Ich faßte den Entschluß, ihn mit jenen Schaluppen so gut als möglich aufwärts zu fahren, und bestieg eines dieser Boote mit Rodrigo Maldonado, Schatzmeister der Flotte und Gaspar del Castillo. Ich ließ einige leichte Geschütze hineinschaffen und fuhr den Fluß aufwärts. Ich verbot Jedermann, sich zu rühren oder auch nur ein Zeichen zu geben, selbst wenn wir Indianer sehen sollten.

An demselben Tage, d. h. am 26. August, legten wir sechs Stunden zurück. Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch erblickten wir Indianer, die auf einige Hütten am Ufer des Flusses zugingen. Sobald sie uns gewahrten, brachen sie in lautes Geschrei aus. Andere Eingeborne, ungefähr bis zu funfzig an der Zahl, kamen herbei, und nun trugen sie Alles, was sie in ihren Hütten hatten, in ein nahe liegendes Gehölz. Dann lief eine Menge nach dem Orte, dem wir zusteuerten, und gaben uns durch Zeichen zu verstehen, daß wir umkehren sollten. Sie drohten uns auf sehr wilde Weise. Als ich sie zornig sah, ließ ich zu ihrer Beruhigung die Barken in die Mitte des Flusses fahren, warf den Anker, und ordnete meine Mannschaft. Ich gebot, jede Feindseligkeit zu unter-

lassen, was auch die Indianer unternehmen möchten. In Folge dieser Anordnung näherten die Eingebornen sich allmählig dem Flusse. Es hatten sich jetzt mehr als 250 Eingeborne versammelt; sie trugen Bogen, Pfeile und kriegerische Fahnen, die entfaltet waren, wie bei den Eingebornen von Neuspanien. Als sie sahen, daß wir uns langsam dem Lande näherten, stießen sie lautes Geschrei aus und legten ihre Pfeile auf die Bogen. Ich trat mit dem Dolmetscher, den ich mitgebracht, an das Vordertheil der Barke, und gebot ihm, die Indianer anzureden, aber sie verstanden ihn nicht. Da sie aber sahen, daß er ihnen glich, entfernten sie sich nicht. Ich näherte mich hierauf noch mehr, aber indem ihre Anzahl sich mit jedem Augenblicke vermehrte, deuteten sie mir an, daß ich nicht weiter vordringen sollte. Ich begann nun, ihnen Zeichen des Friedens zu machen: ich warf meinen Degen auf die Barke und setzte den Fuß darauf, ergriff eine Fahne, senkte sie, und gebot meinen Leuten, sich ebenfalls zu neigen. Ich nahm dann Tauschgegenstände hervor, die ich mitgebracht hatte, und zeigte sie ihnen, um sie ihnen zu geben. Alles dessen ungeachtet kam aber Keiner, sie zu holen, im Gegentheil traten sie zusammen, und fingen an, mit einander sehr laut und heftig zu sprechen. Dann trat Einer aus ihrer Mitte hervor; er trug einen Stab, auf welchem ein Ring befestigt war; er ging in das Wasser, um mir diesen zu geben, ich nahm ihn, und gab ihm ein Zeichen, sich mir zu nähern, was er auch that. Ich umarmte ihn und gab im Tausch einige Agnus und andere Gegenstände. Er kehrte zu den Seinigen zurück, und diese betrachteten, was ich ihm gege-

den hatte. Sie sprachen unter einander, und dann kamen Einige auf mich zu. Ich gab ihnen ein Zeichen, ihre Waffen niederzulegen, und sie thaten es augenblicklich; dann gab ich ihnen ein Zeichen, alle an einem Orte zusammenzutreten, und sich zu entfernen; sie gehorchten mir. Wenn neue Indianer kamen, ließ ich sie die Waffen niederlegen und zu den andern treten. Ich rief sie dann zu mir und gab Allen, die sich mir näherten, Tauschgegenstände und behandelte sie mit Güte. Es kamen aber so viele Indianer, daß ich mich nicht mehr in Sicherheit glaubte. Ich gab ihnen Zeichen, sich zurückzuziehen und alle auf einen Hügel zu gehen, der in einiger Entfernung von dem Flusse lag, und nicht über zehn auf einmal zu mir kommen. Die Aeltesten unter ihnen riefen ihnen mit lauter Stimme etwas zu, und sie gehorchten. Zehn bis zwölf kamen zu mir, und als ich mich in Sicherheit sah, beschloß ich zu landen, um sie noch mehr zu beruhigen; um aber auch selbst ruhiger zu sein, befahl ich ihnen, sich niederzusetzen, und sie thaten es. Als sie aber sahen, daß 10 — 12 meiner Leute zu mir kamen, geriethen sie in Furcht. Ich sagte ihnen durch Zeichen, daß wir in Frieden bleiben wollten, umarmte sie und schenkte ihnen einige Kleinigkeiten. Da ich dann auch zu wissen wünschte, worin ihre Nahrungsmittel bestanden, machte ich Zeichen, daß wir hungrig wären. Sie brachten mir Maiskörner und Mizquiquibrod. Sie verlangten eine Musquete abschießen zu sehen. Ich befriedigte ihr Verlangen durch eine allgemeine Salve, und alle erschraken gewaltig, ausgenommen zwei bis drei Greise, die keine Furcht verriethen und sogar noch die Uebrigen

über ihre Furcht ausschalten. Einer dieser Greise sprach zu ihnen, und sie fingen hierauf an, aufzustehen und ihre Waffen wieder zu nehmen. Da ich diesen Menschen zu beruhigen wünschte, bot ich ihm eine mehrfarbige seidne Schnur an, allein er gerieth in Wuth, versetzte mir mit dem Ellenbogen einen Stoß auf die Brust, biß sich gewaltig auf die Unterlippe und redete dann noch zorniger als vorher zu den Indianern. Als ich sah, daß sie ihre Banner wieder aufhoben, kehrte ich ruhig zu meiner Schaluppe zurück; es erhob sich etwas Wind, so daß ich die Segel aufziehen konnte. Meine Leute waren nicht sehr zufrieden darüber, daß ich noch weiter vordrang. Die Indianer folgten uns längs des Flusses, und gaben mir durch Zeichen zu verstehen, wenn ich landete, sollte ich Lebensmittel bekommen. Einige saugten sich am Daumen, andere sprangen in das Wasser und schwammen bis zu der Schaluppe, um mir Mais zu bringen.

II.

Von der Kleidung, dem Wuchse, den Waffen der Indianer. — Nachrichten über die Eingebornen, mit denen der Capitain durch Zeichen verkehrte und Lebensmittel eintauschte. — Er wird freundlich empfangen.

Wir legten auf diese Weise zwei Stunden zurück, und gelangten zu einem Hügel. Auf dem Gipfel desselben stand eine aus Zweigen kürzlich aufgeführte Hütte. Die Indianer forderten mich mit lautem Geschrei auf, nach der Hütte zu kommen, um Lebensmittel zu erhalten. Da der Ort zu einem Hin-

terhalte günstig lag, weigerte ich mich, dahin zu gehen, und setzte meine Reise fort. Sogleich traten an tausend Bewaffnete, begleitet von vielen Weibern und Kindern, hervor. Ich wollte mich ihnen nicht nähern, und da die Sonne eben unterging, erreichte ich die Mitte des Flusses. Die Indianer waren auf verschiedene Weise geschmückt; einige hatten sich das ganze Gesicht bemalt, andere nur die Hälfte; mehrere trugen Schürzen von derselben Farbe wie die Malerei im Gesicht. Auf dem Kopfe hatten sie ein Stück Hirschleder, zwei Spannen hoch, und darüber kleine Stückchen mit Federn. Ihre Waffen waren Pfeile und Bogen von hartem Holz und verschiedene Arten Keulen. Sie waren groß und wohlgebaut. Die Nase war unten durchbohrt, und sie hingen in das Loch allerhand Gegenstände und Ringe. Ihre Ohren haben viele Löcher, durch welche sie Angelus oder Ringe stecken. Alle, Große wie Kleine, tragen am Gürtel eine mehrfarbige Schnur; an der Mitte ist ein Päckt-chen runder Federn befestigt, die ihnen hinten wie ein Schwanz herabfallen. An einem Arme befestigen sie kleine Stückchen Hirschknochen, deren sie sich bedienen, um ihren Schweiß abzureiben. Am linken Arme tragen sie auch kleine Säckchen von der Länge einer Hand; in diesen Säckchen befindet sich eine Art von Korn, woraus sie Getränke bereiten. Am Körper brennen sie sich Zeichen mit Feuer ein. Vorn schneiden sie die Haare ab, hinten aber lassen sie sie wachsen, daß sie bis zum Gürtel herabfallen. Die Weiber gehen nackt; hinten tragen sie einen großen Büschel und vorn einen zweiten, der zusammengeklebt und bemalt ist. Die Haare tragen sie wie die Män-

ner; unter diesen Indianern waren drei bis vier Männer so gekleidet wie die Weiber.

Am nächsten Tage setzte ich meine Reise stromaufwärts fort; ich hatte aus jeder Schaluppe zwei Mann ans Land setzen lassen, um die Barken zu ziehen. Mit Sonnenaufgang hörten wir Indianer auf beiden Ufern lautes Geschrei ausstoßen; sie waren bewaffnet, hatten aber keine Fahnen. Ich glaubte wohl daran zu thun, sie zu erwarten, sowohl um zu sehen, was sie wollten, als auch um zu wissen, ob unser Dolmetscher sie verstehen könnte. Als sie auf unserer Höhe angelangt waren, stürzten sie sich von beiden Ufern mit ihren Bogen und Pfeilen in den Fluß. Der Dolmetscher sprach zu ihnen, ohne verstanden zu werden; ich gab ihnen nun ein Zeichen, ihre Waffen zurückzulassen; Einige thaten dies, Andere nicht. Den Erstern erlaubte ich, sich mir zu nähern, und gab ihnen einige Tauschgegenstände. Als die Andern dies bemerkten, legten sie ihre Waffen ebenfalls ab, ein Geschenk zu erhalten. Ich glaubte in Sicherheit zu sein, sprang an das Ufer und trat in ihre Mitte. Da sie sahen, daß ich sie nicht bekriegen wollte, schenkten sie mir Muscheln und andere Gegenstände. Die Einen brachten mir Körbe, Andere Mais oder Maiskuchen. Ehe sie mir die Sachen gaben, schrieen sie in einiger Entfernung von mir sehr laut, und traten dann erst näher. Als die Sonne untergegangen war, steuerte ich bis in die Mitte des Flusses. Am nächsten Morgen war der Tag noch nicht angebrochen, als schon an beiden Ufern lautes Geschrei ertönte. Die Indianer waren zahlreicher, und brachten schwimmend einige Maiskörner und Ku-

chen. Ich zeigte ihnen Korn, Bohnen und andere Sämereien, und fragte sie, ob sie solche Früchte kennten, aber sie waren sehr erstaunt darüber. Durch Zeichen gelang es mir, zu erfahren, daß sie der Sonne die höchste Verehrung widmeten. Ich gab ihnen zu verstehen, daß ich von der Sonne käme, was sie sehr überraschte. Sie betrachteten mich hierauf vom Kopf bis zu den Füßen, und bewiesen mir mehr Freundschaft, als anfangs. Als ich Lebensmittel von ihnen forderte, brachten sie mir so viele, daß ich unsere Barken zweimal davon erleichtern mußte. So oft sie seit diesem Augenblicke etwas brachten, legten sie einen Theil für die Sonne zurück, und gaben mir den andern. Durch dieses Mittel wurde ich beständig von diesen Leuten geehrt und bedient, und sie machten sich mir nützlich, indem sie entweder die Barken zogen oder mir Lebensmittel brachten. Sie bewiesen mir so viele Freundschaft, daß sie mich auf den Händen in ihre Hütten tragen wollten, so oft ich Halt machte; nie waren sie mir ungehorsam. Ich verbot ihnen, zu meiner Sicherheit, in meiner Nähe Waffen zu tragen. Sie waren darauf so aufmerksam, daß wenn Einer, der mich nicht kannte, bewaffnet kam, sie ihm entgegen gingen, um ihn zum Ablegen seiner Waffen zu bestimmen. Den Häuptlingen gab ich kleine Mäntel und andere Kleinigkeiten. Hätte ich Jedem geben wollen, würden alle Stoffe von Neuspanien nicht hingereicht haben. Meine Barken zogen sie mit so viel Eifer und gutem Willen, daß sie darin wetteiferten, ohne den Befehl dazu erhalten zu haben. Da die Strömung sehr stark war, und meine Leute die Anstrengungen nicht ertragen konnten, wäre es mir ohne diese

Hülfe unmöglich gewesen, den Fluß wieder hinaufzukommen.

Als ich mich überzeugt hatte, daß sie mich verständen, und sah, daß ich sie ebenfalls verstehen konnte, begann ich an die Mittel zur Ausführung meiner Pläne zu denken. Ich ließ von kleinen Stäbchen und Papier einige Kreuze machen, und gab ihnen diese Dinge als Gegenstände von höchstem Werthe; sie küßten sie. Ich sagte ihnen, sie sollten sie ehren, den höchsten Werth darauf legen, und sie am Halse tragen, indem ich ihnen zu verstehen gab, dies Zeichen käme vom Himmel. Sie nahmen sie, küßten sie, erhoben sie zum Himmel und schienen viel Freude zu empfinden, indem sie dies thaten. Zuweilen nahm ich Einige in meine Barke, und bewies ihnen viel Freundschaft, vertheilte auch Gegenstände von geringem Werthe unter sie. Die Sache kam so weit, daß es nicht mehr Stäbchen und Papier genug gab, um sie weiter zu vertheilen. Als die Nacht anbrach, ließ ich die Schaluppe in die Mitte des Flusses steuern und den Anker werfen. Die Indianer baten mich, nach Hause gehen zu dürfen, indem sie versprachen, mir am nächsten Tage Lebensmittel zu bringen. Es blieben nur funfzig zurück, welche uns gegenüber Feuer anzündeten. Kaum brach der Tag an, als sie die Taue verlangten, uns zu ziehen, und wir dankten Gott für diesen Beistand.

III.

Einer der Indianer, welcher den Dolmetscher verstanden hat, richtet an ihn mehre Fragen über den Ursprung der Spanier. — Dieser antwortet: Ihr Oberhaupt sei der Sohn der Sonne, und Gott gebiete, ihn als ihren Herrn anzuerkennen. — Man nimmt einen Indianer, der viele Nachrichten über das Land giebt, an Bord. —

Am Donnerstag endlich traf ich zufällig einen Indianer, der meinen Dolmetscher verstand. Ich ließ daher die Schaluppe halten, und rief den Menschen näher. Dem Dolmetscher befahl ich, nur das zu fragen und zu antworten, was ich ihm sagen würde. Während dies geschah, sah ich, daß der Indianer zu den Eingebornen sehr zornig sprach und Alle in Masse zusammentraten. Mein Dolmetscher verstand, daß der, welcher in der Barke war, sagte, sie wollten wissen, wer wir wären, und ob wir von unter dem Wasser, von unter der Erde kämen oder vom Himmel herabgefallen wären. Bald versammelte sich eine immer größere Menge Indianer, welche das größte Staunen zeigten, mich sprechen zu sehen. Von Zeit zu Zeit kehrte der Erste zu seinen Landsleuten zurück, um mit ihnen in einer Sprache zu sprechen, die mein Dolmetscher nicht verstand. Ich antwortete dem, der uns gefragt hatte, wer wir wären, wir wären Christen, kämen von weit her, sie zu sehen, und wären von der Sonne gesendet. Er fragte mich, wie die Sonne, die am Himmel wäre und nie anhielte, mich abgeschickt haben könnte. Er fügte hinzu, seit vielen Jahren hätten weder er noch die Greise Menschen gesehen, die uns

ähnlich wären, und sie hätten auch nie davon sprechen hören, denn bis jetzt hätte die Sonne noch Niemand zu ihnen gesendet. Ich antwortete ihm, es sei wahr, daß die Sonne sich stets bewege, und doch könnten sie sehen, daß sie sich Abends, wenn sie unterginge, und Morgens, wenn sie aufstünde, der Erde nähere; an diesem Orte wohne sie; sie hätte mich dort geschaffen und außer mir noch viele Andere, die sie in verschiedene Gegenden der Welt gesendet; ich hätte den Befehl, mit ihnen zu sprechen, ihre Freundschaft zu suchen und ihnen zu geben, was sie nicht hätten; endlich sollte ich sie noch ermahnen, nicht unter einander Krieg zu führen. Der Mensch wollte wissen, weshalb die Sonne mich nicht früher geschickt hätte, um den Kriegen ein Ende zu machen, die schon seit langer Zeit geführt würden und in denen eine große Menge Menschen umkäme. Ich sagte ihm, ich sei damals nicht gekommen, weil ich noch ein Kind gewesen wäre. Er fragte, ob der Dolmetscher kriegsgefangen sei oder ob er uns aus freiem Antriebe begleite. Ich antwortete, er reise mit uns, weil er es wolle; er sei sehr zufrieden mit uns. Der Indianer fragte uns, wie es käme, daß wir nicht alle Völker verständen, da wir doch Kinder der Sonne wären. Ich sagte ihm, der Dolmetscher sei auch ein Sohn der Sonne, und diese hätte ihn die Sprache gelehrt, weil sie wüßte, daß sie diese Gegend bewohnten. Er fragte mich weiter, ob ich gekommen sei, ihr Herr zu sein, und da ich glaubte, daß ihnen die Beziehung dieser Frage nicht angenehm sein würde, sagte ich nein, sondern nur um ihr Bruder zu sein, und ihnen zu geben, was sie nicht besäßen.

Endlich rief er mit lauter Stimme: Da du so viel Gutes thust, und nicht willst, daß wir uns bekriegen sollen, bist du wirklich der Sohn der Sonne; wir wollen Alle, daß du unser Herr sein sollst und werden dir immer dienen. Wir bitten dich, uns nicht zu verlassen.

Hierauf wendete er sich zu den andern Eingebornen, erklärte ihnen, daß ich ein Sohn der Sonne sei, und Alle wählten mich zu ihrem Häuptlinge.

Als die Nacht sich näherte, wendete ich alle Mittel an, um den Menschen, mit dem wir gesprochen hatten, in meine Schaluppe zu ziehen. Er weigerte sich anfangs, willigte aber ein, als der Dolmetscher ihm sagte, daß er an das andere Ufer gebracht werden sollte. Ich behandelte ihn so gut als möglich, und es gelang mir, ihn vollkommen zu beruhigen. Hierauf fragte ich ihn, ob er schon solche Menschen, wie wir wären, gesehen oder davon sprechen gehört hätte. Er sagte, er hätte nur von einigen Greisen gehört, daß es in einem sehr weit entfernten Lande weiße bärtige Menschen geben sollte, daß er aber davon nichts weiter wüßte. Auf meine Fragen nach Cibola und Totonteac wußte er ebenfalls nicht zu antworten. Als ich ihn nach diesem Lande und dessen Einwohnern befragte, sagte er mir, sie verehrten die Sonne über Alles. Einen Herrscher hätten sie nicht, aber er sagte, sie wüßten, daß es einen sehr großen Prinzen gäbe, wüßten aber nicht, wo er sei. Ich antwortete ihm, er habe seinen Sitz im Himmel und heiße Jesus Christus. Weiter wollte ich mich bei ihm auf die Theologie nicht einlassen. Ich befragte ihn über ihre Kriege. Er antwortete mir, sie wären

sehr ernst und entständen aus sehr kleinen Beweggründen; wenn es keinen Grund gäbe, so versammelten sie sich Alle, und Einer sagte, laßt uns nach dieser oder jener Richtung den Krieg bringen, und sie zögen dann zu dieser Unternehmung aus. Ich fragte ihn, wer im Kriege das Commando führte, und er sagte mir, die Aeltesten und die Tapfersten; wenn diese sagten, daß die Feindseligkeiten beendigt werden müßten, hörte der Krieg sogleich auf. Ich wollte wissen, was sie mit den Leuten machten, die sie im Kriege gefangen nähmen. Er sagte mir, Einigen rissen sie das Herz aus und äßen es, Andere verbrennten sie und fügte hinzu, ohne meine Ankunft würden sie schon im Kriege sein, aber da ich ihnen verboten hätte, sich zu schlagen, hätten sie die Waffen nicht ergriffen, und würden andere Nationen nicht eher angreifen, bis ich ihnen die Befehle dazu ertheile. Sie beklagten sich über gewisse Eingeborne, die hinter einem Berge wohnten, einen grausamen Krieg gegen sie führten und ihnen viele Menschen tödteten. Ich forderte sie auf, für die Folge nichts mehr zu fürchten, da ich den Leuten befohlen hätte, im Frieden zu bleiben, und gedroht, sie zu bestrafen, wenn sie es nicht thäten. Sie fragten mich, wie wir, die wir so Wenige wären, die Vielen züchtigen könnten.

Als es spät wurde, entließ ich den Indianer sehr zufrieden.

IV.

Naguachato und andere indianische Häuptlinge geben den Christen Lebensmittel. — Diese Letztern errichten Kreuze, und lehren die Eingebornen, sie verehren. — Die Spanier erlangen Nachrichten über viele Völkerschaften und einige Sprachen der Eingebornen. — Heirathsceremonien. — Strafe des Ehebruches. — Meinung der Eingebornen über die Todten. — Krankheiten, denen sie ausgesetzt sind.

Am nächsten Tage forderte mich der Häuptling Naguachato auf, an das Land zu kommen, und da ich mich in sicherer Lage sah, that ich es ohne Zögern. Sogleich brachte mir ein Greis Kuchen von Mais, machte mir mit den Armen und dem ganzen Körper viele Zeichen, wendete mich gegen die Indianer und sagte: Sigunyca, worauf alle mit lauter Stimme, „hu" antworteten.

Sie brachten der Sonne von Allem, was sie besaßen, einen Theil dar, und gaben dann mir und meinen Begleitern auch etwas. Ich ließ durch meinen Dolmetscher danken, und ihnen sagen, da meine Barken so klein wären, hätte ich nicht viele Geschenke für sie mitbringen können. Durch den Dolmetscher ließ ich ihnen das Zeichen des Kreuzes erklären, indem ich unsern Heiland bat, daß alle diese Menschen die heilige katholische Religion annehmen möchten. Ich ließ ein Kreuz errichten und ihnen dann durch den Dolmetscher sagen, daß ich ihnen dies Zeichen zum Beweise der Brüderschaft hinterließe, und sie möchten es bis zu meiner Rückkehr sorgfältig aufbewahren. Sogleich nahmen sie das Kreuz, und pflanzten es

in der Mitte ihrer Häuser auf, wo Alle es sehen konnten. Ich gebot ihnen, es zu verehren, weil es sie vor dem Uebel bewahren würde. Eine große Menge Indianer folgten denen, die das Kreuz trugen. Die Zurückbleibenden fragten mich, wie sie die Hände falten und niederknieen müßten, um es anzubeten. Sie bewiesen eine große Lust zu lernen.

Als ich meine Reise fortsetzte, nahm ich den Häuptling dieser Gegend mit in meine Barke. Alle Eingebornen begleiteten mich auf beiden Ufern unter häufigen Beweisen der Freundschaft. Sie zogen das Seil und machten uns vom Kiessande los, welcher uns oft aufhielt, denn wir fanden den Fluß häufig so seicht, daß die Schaluppen nicht genug Wasser hatten. Während wir so reisten, baten mich Indianer, sie darin zu unterrichten, wie sie bei Anbetung des Kreuzes die Hände falten müßten. Auf dem andern Ufer hatte sich eine Menge Eingeborner versammelt, welche mich eilig zu sich riefen, Lebensmitel zu empfangen, welche sie mir gebracht hatten. Da ich bemerkte, daß sie auf einander eifersüchtig waren, und sie nicht unzufrieden machen wollte, suchte ich die Lebensmittel auf. Zuerst erschien ein Greis, welcher mir mit denselben Cermonien Speisen darbot; ich wollte von ihm Erkundigungen einziehn, wie ich es bei dem andern gethan hatte. Dieser Mensch sagte zu seinen Leuten: Das ist unser Herr; Ihr wißt, daß wir vor langer Zeit unsere Vorfahren sagen hörten, es gebe in der Welt bärtige und weiße Leute; gleichwohl spotteten wir darüber. Ich bei meinem Alter und viele andere von den hier Anwesenden haben nie solche Menschen gesehen, wie diese; wenn Ihr

nicht glaubt, so betrachtet die, welche an dem Flusse sind. Laßt uns ihnen zu essen geben, da sie ihre Speise mit uns theilen; laßt uns dem Herrn gern dienen, welcher so gute Gesinnungen zeigt. Er verbietet uns, Krieg zu führen, und umarmt uns Alle. Sie haben einen Mund, Hände, Augen wie wir, und reden wie wir. — Ich gab ihnen ein Kreuz und hielt dieselben Reden an sie, wie an die Ersten. Sie hörten mir mit der größten Aufmerksamkeit zu, und bezeigten großes Verlangen, sich zu unterrichten. Weiterhin fand ich andere Eingeborne, welche der Dolmetscher durchaus nicht verstand. Ich gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, wie sie das Kreuz anbeten müßten. Der Häuptling, den ich mit mir genommen, sagte, ich würde weiterhin Indianer treffen, die meinen Dolmetscher verständen. Es war schon spät; einige Männer riefen mich, um mir Lebensmittel zu geben. Sie veranstalteten Feste und Spiele, um mich zu unterhalten. Ich wollte wissen, welches Volk am Ufer dieses Flusses wohne. Dieser Mensch sagte, er kenne an seinen Ufern dreiundzwanzig Sprachen, es gäbe aber noch andere, die ihm unbekannt seien. Ich fragte ihn, ob jede Völkerschaft an demselben Orte wohne. Er antwortete, nein; es gebe viele auf dem Lande zerstreute Häuser; jene haben ihr besonderes Gebiet, und eine große Menge Einwohner lebe in jedem Hause. Er zeigte mir eins auf einem Berge gelegene Stadt, wo, wie er sagte, eine große Anzahl bösartiger Eingeborner wären, die in beständigem Kriege mit einander lebten; sie haben keine Häuptlinge; sie bewohnen diesen einsamen Ort, erbauen wenig Mais, und gehen in die Ebene hinab, um gegen

denselben Leder auszutauschen. Sie sind in Hirschleder gekleidet, und tragen lange Röcke, die sie mit Scheermessern schneiden und mit Nadeln von Hirschknochen nähen; sie haben große steinerne Häuser. Ich fragte ihn, ob die Leute, welche an den Ufern des Flusses wohnten, beständig dort wären, oder ob sie sich in den andern Jahreszeiten anderswo niederließen; ich erfuhr, daß sie sich nur den Sommer dort aufhielten, daß sie das Land besäeten und nach der Ernte in andere Häuser zögen, welche fern vom Flusse am Abhange eines Berges erbaut wären. Er sagte, diese Häuser wären von Holz, hätten die Form eines runden Saales, und Männer und Weiber lebten zusammen darin. Als ich ihn fragte, ob sie Weiber gemeinschaftlich hätten, antwortete er mir, nein; wer sich verheirathe, könne nur eine Frau haben. Ich wünschte zu wissen, welche Ceremonien sie bei ihren Verheirathungen beobachten; er antwortete mir, wenn ein Mann eine Tochter habe, so trete er öffentlich auf und sage: Ich habe eine Tochter zu verheirathen; wünscht sie Jemand? Finde sich nun Einer, so erwidere er, daß er sie zur Frau wolle, und die Heirath werde geschlossen. Der Vater des Bräutigams bringe einige Geschenke für das Mädchen, und die Ehe gelte für geschlossen. Sie sängen, tanzten, und wenn der Abend angebrochen sei, führten die Eltern sie allein an einen Ort, wo Niemand sie sehen könne. Ich erfuhr, daß Brüder ihre Schwestern nicht heiratheten, noch Kinder die, welche ihnen das Leben gaben; daß die Frauen vor ihrer Verheirathung keine Verbindung mit den Männern hätten und nicht mit ihnen sprächen; sie blieben zu Hause, um zu arbeiten; habe zufällig Eine vor ih-

rer Heirath Umgang mit einem Manne gehabt, so verlasse ihr Mann sie und gehe aus dem Lande. Ein beim Ehebruch ergriffener verheiratheter Mann würde mit dem Tode bestraft. Es sei verboten, öffentlich mehr als eine Frau zu haben. Sie verbrennen die Todten, und die Witwen bleiben ein halbes oder ein ganzes Jahr unverheirathet. Da ich ihre Meinung über die Todten zu erfahren wünschte, antwortete mir dieser Indianer, sie kämen in eine andere Welt, würden aber weder bestraft noch belohnt. Die Krankheit, an der sie gewöhnlich sterben, ist Blutspeien; sie haben Aerzte, welche sie heilen, indem sie Worte aussprechen und auf sie blasen. Diese Indianer sind gekleidet wie die Ersten, die wir sahen. Ich wollte wissen, ob sie einen Häuptling hätten, und erfuhr, daß dies nicht der Fall sei; Jeder sei Herr in seinem Hause. Außer dem Mais erbauen sie Kürbisse und einen Samen von Hirsenart; sie haben Mühlsteine zum Mahlen, und irdene Gefäße, in denen sie ihre Kürbisse und das Flußwasser, welches vortrefflich ist, kochen lassen. Der Dolmetscher konnte nicht weiter mit kommen; er sagte, die Eingebornen, welche man treffen würde, wären seine Feinde; ich schickte ihn daher sehr zufrieden gestellt zurück. Kurze Zeit darauf sah ich eine beträchtliche Menge Indianer kommen, welche lautes Geschrei erhoben und hinter mir herliefen; ich hielt an, um zu erfahren, was sie wollten. Sie sagten mir, sie hätten das große Kreuz, welches ich ihnen gegeben, mitten in ihrem Dorfe aufgestellt, wie ich es befohlen hätte; wenn aber der Fluß übertrete, dringe das Wasser bis dahin; ich möchte ihnen daher erlauben, den Platz zu verändern und es an

einem Orte aufzustellen, wohin der Fluß nicht komme. Ich gab ihnen die Erlaubniß dazu.

V.

Die Spanier erfahren durch einen Indianer nähere Umstände über den Staat Cevola, über den Charakter und die Kleidung der Einwohner, über ihren Herrscher und über die benachbarten Länder, Namens Quicama und Coana. — Die Eingebornen von Quicama und andere Indianer nehmen die Leute von der Expedition gut auf.

Ich gelangte an einen Ort, wo viele Indianer versammelt waren. Sie hatten einen Dolmetscher, den ich an den Bord nahm. Da es kalt war, und die Leute naß waren, bestieg ich das Land, und gebot, Feuer anzuzünden. Während wir uns wärmten, kam ein Indianer, klopfte mir auf den Arm und zeigte mir einen Wald, aus dem zwei Kriegerhaufen hervorkamen. Da ich mich mit Niemand entzweien mochte, ließ ich meine Leute einschiffen; die Indier, die bei mir waren, schwammen an das entgegengesetzte Ufer. Ich fragte einen Indianer, wer die Bewaffneten wären, und erhielt die Antwort, es seien ihre Feinde; sie wollten nun nur ihre Waffen holen, um wieder zurückzukehren. Ich richtete an diesen Dolmetscher dieselben Fragen, wie an den ersten. Ich hatte von einigen Völkerschaften sprechen hören, bei denen ein Mann mehrere Weiber haben dürfe. Ich erfuhr von ihm, daß er in Cevola gewesen sei, welches ein merkwürdiges Land wäre. Es giebt dort,

wie er mir sagte, sehr hohe steinerne Häuser mit Fenstern nach allen Seiten; sie sind mit einer Mauer von anderthalb Mannshöhe umgeben; die Bewohner bedienten sich derselben Waffen, die wir schon gesehen hätten. Sie haben ein Oberhaupt, tragen Mäntel von Rindsleder mit einem gemalten Saume. Ihr Oberhaupt trägt ein langes feines Hemd, mit einem Gürtel zusammengehalten. Die Weiber tragen lange weiße Gewänder, von denen sie ganz bedeckt sind. Täglich begiebt sich eine große Menge Indianer nach dem Hause des Herrn, um ihn zu bedienen; sie tragen viele blaue Steine, die in einem Felsen gefunden werden. Nach dem Berichte dieses Indianers haben die Eingebornen von Cevola nur eine Frau, die sie heirathen. Stirbt das Oberhaupt, so begräbt man mit ihm Alles, was er besessen hat. Während seiner Mahlzeit stehen viele Indianer um seine Tafel und machen ihm den Hof. Er ißt mit Servietten, und es giebt in diesem Lande Bäder. Am nächsten Tage zeigten sich andere Indianer unter demselben Geschrei am Ufer; sie bewiesen mir noch bessern Willen, und eine eben so gute Aufnahme. Sie hatten erfahren, wer ich sei, und ich schenkte ihnen Kreuze. Indem ich stets stromaufwärts fuhr, gelangte ich in ein Land, in dem ich eine bessere Civilisation fand. Die Einwohner gehorchten hier vollkommen einem einzigen Oberhaupte. Ein Indianer sagte mir hier, das Oberhaupt von Cevola hätte einen Hund, dem ähnlich, den ich bei mir führte. Bei dem Anblick meiner Schüsseln sagten sie mir, das Oberhaupt von Cevola hätte ähnliche, aber sie wären grün, und in seinem Lande bediente sich außer ihm keiner derselben. Ich fragte, ob sie ein be-

nachbartes Land kennten, und erhielt die Antwort, oberhalb des Flusses gebe es ein anderes Land, Namens Quicama, und einen Ort, den man Coana nenne; die Häuptlinge beider hätten viele Unterthanen.

Am nächsten Tage kam ich in ein verlassenes Dorf. Fünfhundert Indianer ungefähr kamen mit Pfeilen und Bogen bewaffnet an. Sie hatten den Häuptling Naguachato bei sich, der früher zurückgeblieben war. Sie brachten mir Kaninchen und Yucas. Als ich weiter kam und ein ödes Land hinter mir hatte, traten aus mehrern Hütten viele Eingebornen, mit einem Greise an ihrer Spitze. Sie stießen Geschrei in einer Sprache aus, die mein Dolmetscher nicht recht verstand. Er sagte zu diesen Menschen: Meine Brüder, das ist unser Herr; laßt uns ihm geben, was wir besitzen, denn er thut uns Gutes, und ist durch eine Menge boshafter Völker gereist, um uns zu sehen. — Nach diesen Worten brachte er der Sonne und mir selbst Opfer, wie früher die Andern gethan hatten. Ich erfuhr, daß dieses Land dem Herrscher von Quicama gehörte, und daß die Indianer nur im Sommer zur Ernte hieher kämen. Ich fand unter ihnen einen Mann, der meinen Dolmetscher ganz gut verstand. Es war mir daher leicht, ihnen Kreuze zu geben, wie den andern Indianern. Die letzten hatten Baumwolle, aber sie cultivirten sie nicht sorgfältig, denn es giebt unter ihnen Keinen, der sie zu Kleidungsstücken zu weben versteht. Sie fragten mich, wie sie das Kreuz aufpflanzen müßten, wenn sie in ihre Berge zurückkehrten; ob es nicht gut wäre, ein Haus darüber zu erbauen, um es vor der Nässe zu bewahren. Ich sagte

ihnen, sie sollten es nur an einem Orte aufpflanzen, wo bis zu meiner Rückkehr es Jedermann sehen könne. Sie erboten sich, mir eine größere Begleitung mitzugeben, auf den Fall, daß Krieger sich zeigen möchten, denn sie behaupteten, daß die Eingebornen, die ich weiter oben finden würde, sehr boshaft wären; ich wollte aber ihren Vorschlag nicht annehmen. Dennoch begleiteten uns zwanzig der Ihrigen, und als wir uns ihren Feinden näherten, machten sie mich darauf aufmerksam. Ich fand an den Grenzen Schildwachen aufgestellt; am nächsten Tage sah ich einen beträchtlichen Haufen bewaffneter Indianer, die sich unter einer Laubhütte versammelt hatten; rings umher standen auch noch viele. Ich setzte meine Reise fort, und als dies ein Greis sah, rief er: Herr, weshalb willst du von uns nicht Lebensmitttel annehmen, da du sie von den Andern angenommen hast?

Ich sagte ihm, ich nähme nur, was man mir gäbe, und ginge nur zu denen, die mich zu sehen verlangten. Zugleich brachten sie mir viele Lebensmittel, und sagten, da wir Tag und Nacht auf dem Flusse blieben und ich der Sohn der Sonne sei, müßten sie Alle mich als ihren Herrn anerkennen. Ich rief den Greis zu mir, der meinen Dolmetscher verstand; ich fragte ihn, wem das Land gehöre, und ob der Herrscher zugegen sei. Er sagte, Ja, und ließ den Häuptling rufen. Als er kam, umarmte ich ihn, schenkte ihm ein Hemd und andere Kleinigkeiten, und Alle waren über meine Freundschaftsbezeigungen sehr erfreut. Ich gebot meinem Dolmetscher, diesem Häuptling zu wiederholen, was er den andern gesagt hatte,

und schenkte ihm ein Kreuz, das er mit vieler Freude annahm. Dieser Häuptling begleitete mich lange Zeit.

Meinen Weg fortsetzend, traf ich eine Menge anderer Indianer, die mit dem Greise gekommen waren, der meinen Dolmetscher verstand. Der Häuptling kam zu mir, und ich bat ihn, in die Barke zu steigen; er that dies bereitwillig, und ich fuhr stromaufwärts weiter. Ueberall wurde ich mit größter Freude und Freundschaft empfangen. Ueberall fand ich eben so viel guten Willen, mich zu unterrichten, als ich hatte, mich unterrichten zu lassen. Ich fragte nach Cevola, und erhielt wieder die Antwort, daß es ein prächtiges Land sei, daß man dem Herrscher unbedingt gehorche, und daß er mit seinen Nachbarn in beständigem Kriege lebe. Ich fragte, ob diese Eingebornen Gold und Silber hätten. Man zeigte auf einige Glöckchen, die ich hatte, und sagte, sie besäßen Metall von dieser Farbe. Ich wollte wissen, ob auch in dem Lande, in welchem ich mich befand, welches verarbeitet würde, aber man antwortete mir Nein, sondern es käme von einem Berge, wo ein altes Weib wäre. Ich fragte, ob sie einen Fluß Totonteac kennten; man antwortete mir Nein, aber es gäbe einen andern großen Fluß, in welchem man gewaltig große Eidechsen fände, deren Haut zu Schildern benutzt würde. Die Indianer dieses Landes opferten der Sonne, die sie sehr liebten, weil sie von ihr Wärme empfingen, und es kalt war, wenn sie sich nicht zeigte. Indem ich mit den Indianern sprach, beklagten sie sich, und sagten: Wir wissen nicht, weshalb die Sonne so gegen uns handelt; sie sendet uns keine Stoffe, keine Menschen,

die sie spinnen und weben, und viele andere Gegenstände nicht, die sie andern schickt.

Diese Indianer beklagten sich auch, daß die aus dem Innern des Landes ihnen nicht gestatteten, dort einzudringen, und ihnen auch den Saamen nicht lieferten, den sie besäßen. Ich sagte ihnen, ich würde dem Uebel abhelfen, und das erfreute sie sehr.

VI.

Die Spanier erfahren durch die Indianer, weshalb der Häuptling von Cevola den Neger tödten ließ, welcher den Bruder Marcus begleitete. — Die Eingebornen geben ihnen viele Nachrichten über eine Alte, Namens Quatazoga, die einen See bewohnt und keine Nahrung zu sich nimmt. — Beschreibung eines Thieres, dessen Haut zu Schildern benutzt wird. — Die Indianer gerathen auf den Verdacht, daß die Spanier der Expedition von demselben Stamme sind, wie die Christen, die sich in Cevola zeigten. — Alarcon und seine Leute retten sich geschickt.

Am nächsten Tage, einem Sonntage, ertönte, wie gewöhnlich, vor Tagesanbruch Geschrei; es kam von drei bis vier Völkerstämmen, welche die Nacht am Ufer des Flusses zugebracht hatten. Die Eingebornen nahmen Mais und andern Saamen in den Mund und warfen ihn mir zu, indem sie sagten, daß sie so der Sonne opferten. Sie brachten mir hierauf viele Lebensmittel. Ich gab ihnen ein Kreuz, und der Greis, den ich bei mir hatte, erzählte ihnen von mir viele Dinge, die sie in Erstaunen setzten. Ich flößte ihnen ein so großes Vertrauen ein, daß sie mir Alles erzählten, was sich zugetragen hatte, ihre eignen

Angelegenheiten, und die guten und schlechten Eigenschaften eines Jeden. Ich wollte wissen, weshalb sie mir so von Allem sagten, und der Greis antwortete mir: Du bist unser Häuptling, und dem Häuptlinge darf man nichts verbergen.

Ich setzte meinen Weg fort, und befragte den alten Indianer nach Cevola. Ich fragte ihn, ob die Bewohner jemals Menschen gesehen hätten, die uns glichen, und er antwortete mir, nein, ausgenommen einen Neger, der an den Aermen und Füßen etwas Klingendes getragen hätte. Ew. Herrlichkeit werden sich erinnern, daß der Neger, welcher den Bruder Marcus begleitete, an den Aermen und Beinen Glöckchen und Federn trug. Ich fragte, weshalb man ihn umgebracht hätte, und erhielt die Antwort, der Häuptling von Cevola hätte ihn gefragt, ob er noch andere Brüder hätte, und darauf von dem Neger die Antwort erhalten, die Menge seiner Brüder sei unzählig; sie trügen viele Waffen bei sich, und wären nicht weit hinter ihm. Auf diese Nachricht versammelten sich eine Menge Häuptlinge zum Kriegsrathe, und beschlossen, den Neger zu tödten, damit er seinen Brüdern keine Nachricht von dem Lande Cevola bringen könne. Man hatte ihn in viele Stücke geschnitten, und jedem der Häuptlinge davon eines gegeben, damit er sich von dessen Tode überzeuge. Er nannte mir 14 oder 15 Häuptlinge, welche gegen Cevola Krieg führten. Wenn man den Fluß aufwärts stiege, sagte er mir, fände man Leute, die mit ihnen und den Andern nie im Kriege lebten. Er sagte mir, sie hätten drei oder vier Arten Bäume, welche sehr gute Früchte trügen; in einem See wohne eine alte Frau, der sie viel Ehr-

furcht bewiesen; sie bewohne dort ein kleines Haus, und äße nie etwas; hier würden die Dinge gemacht, die klängen; man gebe dieser Alten viele Mäntel, Federn und Mais. Ich fragte nach ihrem Namen, und er nannte sie Quatazaga.

Die Sommerwohnungen dieses Völkerstammes bestehen aus gemalten Mänteln; im Winter bewohnen sie hölzerne Häuser von zwei bis drei Stockwerken Höhe. Das Alles hatte er selbst gesehen, ausgenommen die Alte. Ich richtete noch mehrere Fragen an ihn, aber er wollte mir nicht mehr antworten, indem er sagte, daß ich ihn ermüde.

Viele Indianer stellten sich um mich her, und sagten unter einander: Wir müssen ihn genau betrachten, damit wir ihn wiedererkennen, wenn er zurückkehrt.

Am nächsten Montag waren die beiden Ufer des Flusses von Eingebornen desselben Volks angefüllt. Viele trugen sehr große Schilde von Leder, welches über zwei Zoll dick war. Ich wollte wissen, von welchem Thiere sie sie machten, und sie sagten mir, von sehr großen Thieren, welche den Kühen glichen, aber über eine Spanne höher wären; sie hätten Füße, so dick wie der Schenkel eines Mannes; sieben Spannen lange Köpfe mit drei Spannen breiter Stirn; die Augen größer wie eine Faust, die Hörner von der Länge eines Schincho, mit scharfen, eine Palme langen Spitzen; die Vorder- und Hinterfüße über sieben Palmen lang, mit einem gewundenen, aber sehr dicken Schwanze. Dann erhob er seinen Arm über den Kopf und sagte, dieses Thier sei noch größer. Er sprach hierauf von einer andern alten Frau, welche

am Meere wohnte. Ich gab den Eingebornen Kreuze. Mein alter Indianer stieg ans Land, und begann mit einem Andern zu plaudern, der ihn den Tag über mehrmals gerufen hatte. Während Beide mit einander sprachen, machten sie viele Bewegungen mit den Aermen und zeigten auf mich. Ich ließ meinen Dolmetscher landen, damit er sich ihnen nähere und sie höre. Einige Augenblicke darauf rief ich ihn zurück, und fragte, wovon sie sprächen. Er erwiderte, der, welcher die Bewegungen machte, erzählte dem Andern, daß es in Cevola uns ähnliche Leute gebe, daß sie einen Bart trügen und sagten, sie wären Christen; Beide glaubten, wir müßten von demselben Volke sein, und es wäre gut, uns zu tödten, damit die Andern nicht Nachricht von uns erhielten, und kämen, uns Böses zuzufügen. Der Greis habe geantwortet: Dies ist der Sohn der Sonne; er ist unser Oberhaupt und erzeigt uns Gutes; er hat noch nicht verlangt, zu uns zu kommen, obgleich wir ihn darum baten; er nimmt uns nichts und verlangt nicht unsre Weiber. Er habe zuletzt noch Vieles zu meinen Gunsten und meinem Lobe hinzugefügt. Da der Andere dennoch fortwährend behauptete, wir müßten von demselben Volke sein, wie diese Fremden, hatte der Greis ihm geantwortet: Laßt uns zu ihm gehen und ihn fragen, ob er ein Christ ist, wie die Andern, oder ein Sohn der Sonne. Er kam zu mir zurück und sagte: In dem Lande Cevola, von dem Ihr mir sagtet, giebt es Menschen, die Euch gleichen. Ich war überrascht, und sagte, das ist nicht möglich. Sie aber versicherten, sie hätten zwei Menschen gesehen, welche aus jenen Gegenden kämen und erzählten, jene Leute

hätten wie wir Schießgewehre und Degen. Ich fragte ihn, ob sie sie selbst gesehen hätten; er antwortete, nein, aber mehrere seiner Kameraden hätten sie gesehen. Er fragte mich, ob ich ein Sohn der Sonne sei; ich sagte, ja, und sie versicherten mir, daß die Christen von Cevola dasselbe sagten. Ich erwiderte, das könne wohl sein. Er wollte wissen, was ich thun würde, wenn die Christen von Cevola zu mir kämen. Ich erwiderte, sie hätten nichts zu fürchten; denn wären diese Fremden Kinder der Sonne, so wären sie meine Brüder und würden gegen Jedermann so handeln wie ich. Ich glaubte zu bemerken, daß diese Antwort sie einigermaßen beruhigte.

VII.

Man sagt Alarcon, er sei zehn Tagereisen von Cevola, wo es Christen gebe, welche mit den Häuptlingen dieses Landes Krieg führten. — Von der Sünde gegen die Natur, welcher sich die Indianer mit vier diesem Laster geweihten jungen Leuten, die Frauenkleider tragen, schuldig machen. — Da die Spanier den Christen in Cevola keine Nachricht von sich geben können, kehren sie zurück.

Ich bat die Indianer, mir zu sagen, wie viele Tage man brauche, um nach dem Königreiche Cevola zu gelangen. Jener Mensch antwortete mir, man müsse einen Raum von zehn Tagereisen zurücklegen, wo es keine Häuser gebe. Ich wünschte, dem Capitain Nachricht von mir zu geben. Ich theilte meine Absicht meinen Soldaten mit, allein trotz der glänzenden Belohnungen, die ich ihnen von Seiten Ew. Herrlichkeit

versprach, wollte keiner sich dahin begeben. Ein einziger Negersclave erbot sich zur Reise, und noch ziemlich ungern. Anderseits erwartete ich, daß die Indianer kämen, von denen man mir gesagt hatte. Wir fuhren also stromaufwärts. Der Greis zeigte mir als eine Merkwürdigkeit einen seiner Söhne, welcher als Frau gekleidet war und den Dienst einer solchen versah. Ich fragte, wie viele junge Leute der Art es unter ihnen gebe. Er sagte, vier, und wenn einer von ihnen sterbe, besichtige man alle schwangern Weiber des Landes, und welche zuerst einen Knaben zur Welt bringe, müsse ihn hergeben, damit er den Dienst einer Frau versehe. Die Weiber kleideten ihn auf ihre Weise und sagten, da er thun müsse, was sie thäten, müsse er auch wie sie gekleidet sein. Diese Menschen dürfen keinen fleischlichen Umgang mit Frauen haben, dagegen aber mit allen jungen unverheiratheten Männern. Sie bekommen von den Einwohnern des Landes nichts für diese abscheulichen Handlungen, sondern haben blos das Recht, Alles, was sie bei den Andern finden, zum Lebensunterhalt zu nehmen. Ich sah auch einige Indianerinnen, welche einen schändlichen Umgang hatten. Ich fragte den Greis, ob sie verheirathet wären, und er antwortete: Nein; es wären öffentliche Frauenzimmer, und sie lebten nicht bei den verheiratheten. Ich brachte in diesen Gesprächen die Zeit hin, und erwartete die Ankunft der Indianer, welche in Cevola gewesen waren. Sie sagten, sie wären acht Tagereisen von diesem Orte, und es sei einer ihrer Freunde bei ihnen, welcher mit ihnen gesprochen habe, als er die getroffen, welche nach dem Königreiche Cevola gingen. Sie hatten zu diesem

Menschen gesagt, es sei ihre Absicht, weiter zu ziehen, allein sie hätten in diesem Lande ein tapferes Volk wie wir gefunden, das uns im Aeußern gliche; die Letztern hätten sich mit den Einwohnern von Cevola ernstlich geschlagen, weil diese einen ihrer Freunde, welcher schwarz sei, getödtet hätten; sie hätten zu den Eingebornen von Cevola gesagt: Warum habt Ihr ihn getödtet? Was hat er Euch gethan? Hat er Eure Lebensmittel genommen? Hat er Euch ein Unrecht zugefügt? und andere ähnliche Fragen. Sie fügten hinzu, diese Fremden nennten sich Christen, wohnten in einem großen Gebäude und hätten Kühe wie die Einwohner von Cevola, und kleine schwarze Thiere, mit Wolle bedeckt, und mit Hörnern versehen; sie führten andere mit sich, auf denen sie ritten und die sehr schnell liefen; einen Tag vor ihrer Abreise wären von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang unabläßsig Christen gekommen, und alle hätten da angehalten, wo die andern wohnten. Diese Indianer hatten zwei Christen getroffen, welche sie fragten, wo sie her wären, und ob sie besäetes Land hätten; die Christen antworteten ihnen, sie wären aus fernen Ländern, besäßen bebautes Land, und gaben Jedem von ihnen einen kleinen Mantel und einen dritten, den sie ihren Freunden bringen sollten, was sie auch versprachen, worauf sie sogleich abreisten. Nach diesen Nachrichten besprach ich mich mit meinen Gefährten, um zu sehen, ob einer von ihnen nach Cevola gehen wolle, allein ich fand sie bei denselben Gesinnungen, und sie machten mir noch heftigere Einwürfe, wie das erste Mal. Ich ließ den alten Indianer rufen, um zu erfahren, ob er mir Leute zur Begleitung und Lebens-

mittel zur Reise durch die Wüste geben wolle. Er brachte viele Entschuldigungen vor, und setzte alle Gefahren aus einander, welche diese Reise mit sich bringe; er forderte mich auf, die schwierigen Umstände zu erwägen, in denen ich mich wegen eines Häuptlings von Cumana befinden würde, welcher sie mit Krieg bedrohe, weil sie in sein Gebiet gedrungen wären, um einen Hirsch zu fangen, und daß ich das Land nicht verlassen dürfe, ohne ihn zu strafen. Ich erwiderte, daß ich durchaus gezwungen sei, nach Cevola zu gehen. Er bat mich, ich möchte es nicht thun, sondern warten; es sei gewiß, daß der Häuptling ihnen Böses zufügen würde, sie könnten mich deshalb nicht begleiten, es sei besser, ich machte dem Kriege, der sie bedrohe, ein Ende, und sie könnten mich dann nach Cevola begleiten. Unser Streit hierüber wurde so lebhaft, daß er in Zorn gerieth und aus der Barke wollte; doch ich hielt ihn zurück, und suchte ihn durch freundliche Worte zu beruhigen, da ich bedachte, wie wichtig es sei, seine Freundschaft zu erhalten. Trotz aller Schmeicheleien aber konnte ich seinen Widerstand nicht besiegen, und er blieb hartnäckig bei seinem Vorsatze. Inzwischen hatte ich Jemand zu den Schiffen geschickt, um von der Reise Nachricht zu geben, die ich zu unternehmen beabsichtigte. Ich bat den Greis, ihn zurückzuschicken, denn da ich kein Mittel fand, mich nach Cevola zu begeben, hatte ich beschlossen, mich nicht länger bei diesen Indianern aufzuhalten, aus Furcht, sie möchten entdecken, wer ich wäre. Ich wollte selbst zu den Schiffen zurückkehren, um ein andermal den Fluß hinaufzufahren, andere Leute mit mir zu nehmen, und die zurückzuführen, welche krank

geworden waren. Ich sagte zu dem alten Indianer und zu den Andern, ich würde wiederkommen, und verließ sie sehr zufrieden. Gleichwohl wiederholten sie beständig, ich gehe fort, weil ich Furcht hege. Ich kehrte auf dem Flusse nach Cevola;*) ich legte in dritthalb Tagen den Raum zurück, zu dem ich funfzehn und einen halben Tag gebraucht hatte, als ich den Strom hinauffuhr, denn er ist ungemein reißend. Während ich so den Fluß hinab fuhr, kamen eine Menge Eingeborner an das Ufer und sagten: Herr, warum verlässest du uns? Was hat man dir zugefügt? Hast du uns nicht versprochen, immer bei uns zu bleiben und unser Herrscher zu sein? Kehre wieder um, und wenn Jemand oben am Flusse dich beleidigt hat, so wollen wir bewaffnet mit dir zurückkehren, um ihn zu tödten.

VIII.

Als der Capitain bei seinen Schiffen anlangte, nennt er diese Küste das Land des Kreuzes. — Er läßt eine Kapelle erbauen, welche er Unsrer lieben Frau weiht. — Er giebt dem Flusse den Namen Guter Führer. — Er fährt ihn abermals hinauf, kehrt nach Quicama und Coana zurück, wo er von den Häuptlingen gut aufgenommen wird.

Sobald ich bei dem Schiffe angelangt war, fand ich alle meine Leute in gutem Zustande, wegen meiner langen Abwesenheit aber sehr besorgt. Sie wa-

*) Dies ist wieder ein Irrthum des italienischen Uebersetzers; der Verfasser kann nicht nach Cibola, wo er nicht gewesen ist, zurückkehren, sondern zu seinen Schiffen.

ren auch sehr betrübt, denn sie hatten zwei zerschnittene Kabeltaue gehabt und zwei Anker verloren, welche man später wieder fand. Als alle Fahrzeuge versammelt waren, ließ ich sie an einen gegen Wind und Wetter geschützten Ort bringen, und befahl, den heiligen Petrus zu kielholen und alle nöthigen Ausbesserungen vorzunehmen. Ich versammelte die ganze Schiffsmannschaft, und benachrichtigte sie von dem Vorgefallenen; ich theilte ihr die Nachrichten mit, die ich von Francisco Vasquez erhalten hatte, und sagte, es sei möglich, daß er während der sechzehn Tage, die ich auf dem Flusse geschifft hatte, meine Ankunft erfahren hätte. Ich setzte sie von meiner Absicht in Kenntniß, ihn ein ander Mal hinauf zu fahren, um zu versuchen, ob ich meine Vereinigung mit Vasquez bewirken könnte. Ich fand dabei Widerstand; indeß ließ ich alle Schaluppen vorbereiten. Eine derselben ließ ich mit Tauschgegenständen, Getreide, Samen, Hühnern beladen, und fuhr den Fluß hinauf. Ich gab Befehl, an der Küste eine Kapelle unter Anrufung Unsrer lieben Frau des guten Führers zu erbauen, ein Name, den ich diesem Flusse ertheilte, weil dies der Wahlspruch Ew. Herrlichkeit ist. Ich nahm den Obersteuermann Nicolaus Camorano mit, und fuhr Dienstags am 14. September ab. Am Mittwoch kam ich zu den ersten Indianern. Sie eilten herbei, um uns den Weg zu versperren, weil sie glaubten, wir wären andere Fremde, denn wir hatten eine Pfeife und eine Trommel bei uns; auch trug ich andere Kleider, als das erste Mal. Als sie mich erkannten, machten sie Halt; doch konnte ich mir nicht ihre Freundschaft völlig erwerben. Ich gab ihnen Samen, den

ich mitgebracht hatte, und zeigte ihnen die Benutzung desselben. Nachdem ich drei Tage lang geschifft war, kam der erste Dolmetscher, mit dem ich gesprochen, mir bis zu meiner Schaluppe entgegen. Ich nahm ihn gut auf, und suchte ihn dazu zu bringen, mich zu begleiten, denn ich erkannte, wie wichtig dies sei. Er erwiderte aber, er könne nicht, und sei an diesem Orte geblieben, um mir einige Papagaienfedern zu geben, die er mir anbot. Ich zog über diese Indianer Erkundigungen ein, und fragte, ob sie Häuptlinge hätten. Er antwortete: Ja, und nannte mir drei bis vier derselben, so wie vier bis fünfundzwanzig Völkerschaften, die er kannte, und deren Häuser im Innern gemalt wären. Er sagte mir, diese letztern Indianern ständen mit Cevola in Verbindung, und gingen in zwei Monaten dahin. Er sprach auch von einer großen Menge Häuptlinge und andern Völkerschaften, die ich in einem Buche angeführt habe, welches ich selbst Ew. Herrlichkeit überbringen werde. In Quicama empfingen mich die Indianer mit großer Freude; sie veranstalteten Feste und sagten, ihr Häuptling erwarte mich. Als ich ankam, sah ich, daß er fünf bis sechs tausend unbewaffnete Menschen bei sich hatte. Er entfernte sich von ihnen, blos von zweihundert begleitet, welche Lebensmittel trugen, und kam mir entgegen; er ging den übrigen voraus, und schien eine große Gewalt über sie auszuüben. In geringer Entfernung vor ihm gingen einige Indianer, welche ihm Platz machten. Er hatte ein Kleid, welches vorn und hinten zu, an beiden Seiten offen war, durch Knöpfe befestigt und schwarz und weiß gewürfelt gestickt; es war aus sehr feiner und gut gewebter Lianenrinde ver-

fertigt. Sobald ich am Ufer war, nahmen seine Diener ihn in ihre Arme und schifften ihn ein, ich umarmte ihn und bezeigte ihm viel Freundschaft, was seinen Unterthanen außerordentlich gefiel. Er wendete sich zu ihnen und sagte, sie möchten auf meine Güte wohl Acht haben; da er sich so den Fremden anvertraut habe, könnten sie sehen, daß ich gut sei; sie möchten bemerken, daß ich ihn freundschaftlich behandle, daß ich sein Herr sei, und daß folglich alle mir dienen und thun müßten, was ich ihnen befehlen würde. Ich lud ihn ein, sich zu setzen, gab ihm einiges überzuckertes Backwerk und gebot meinem Dolmetscher, ihm in meinem Namen für die Gunst zu danken, die er mir durch seinen Besuch erwiesen. Ich empfahl ihm die Anbetung des Kreuzes, und wiederholte ihm Alles, was ich den Andern gesagt hatte, nämlich, daß er in Frieden leben, nicht mehr Krieg führen und beständige Freundschaft bewahren sollte. Er erwiderte, sie lebten seit langer Zeit im Kriege mit ihren Nachbarn, allein künftig werde er Befehl geben, Allen, welche in sein Reich kämen, Lebensmittel zu reichen und ihnen kein Leid zuzufügen; wenn eine Völkerschaft ihn bekriegen wollte, würde er, wie ich ihm befohlen, sagen, man müsse im Frieden leben; wenn sie sich weigere, werde er sich vertheidigen, doch versprach er mir, die Feindseligkeiten nie zu beginnen, wofern man ihn nicht beunruhige. Ich gab ihm einige Kleinigkeiten, Samen und spanische Hühner, worüber er sich sehr freute. Bei meiner Abreise nahm ich einige seiner Unterthanen mit, um sie mit den Eingebornen, welche weiter oben wohnten, Freundschaft schließen zu lassen. Der Dolmetscher bat mich, zu ihm

zurückzukehren; ich machte ihm noch einige Geschenke, und er entfernte sich sehr zufrieden. Am folgenden Tage langte ich in Coana an. Viele Eingeborne erkannten mich nicht, als sie mich in andern Kleidern sahen; der Greis aber erkannte mich sogleich wieder. Er rief mir zu: Herr, hier ist der Mensch, den du mir gelassen hast. In der That eilte der Spanier fröhlich herbei, und erzählte mir, was für Liebkosungen diese Indianer ihm erwiesen hätten; wie eifrig sie bei Sonnenaufgang die Hände zum Himmel erhöben und vor dem Kreuze knieten. Ich dankte ihnen für die gute Behandlung, die sie meinem Spanier hatten widerfahren lassen, und da sie mich baten, ich möchte ihn bei ihnen lassen, erlaubte ich ihm, bis zu meiner Rückkehr zu bleiben. Ich fuhr den Fluß hinauf, und nahm den Greis mit. Er erzählte mir, zwei Indianer wären von Cumana gekommen, und hätten die Christen verlangt; sie hätten aber geantwortet, sie wüßten nicht, was sie wollten, sie kennten blos den Sohn der Sonne. Diese Eingebornen hätten sie aufgefordert, sich mit ihnen zu verbünden, um mich und meine Gefährten zu tödten. Ich bat ihn, mir zwei Indianer zu geben, um diesen Leuten sagen zu lassen, daß ich sie besuchen würde, daß ich mit ihnen Freundschaft schließen wollte, daß ich aber, wenn sie mich zu bekriegen beabsichtigten, gegen sie so Krieg führen würde, daß es sie reuen sollte. So reiste ich mitten unter diesen Völkerschaften; einige fragten mich, weshalb ich nicht ihnen Kreuze gebe, wie den Andern, und ich gab ihnen solche.

IV.

Alarcon landet. — Er sieht, wie die Indianer das Kreuz anbeten, das er ihnen gegeben. — Er läßt das Land durch einen Indianer zeichnen. — Er schickt an den Häuptling von Cumana ein Kreuz. — Er fährt wieder den Fluß hinab und gelangt zu seinen Fahrzeugen. — Ueber die Irrthümer, welche die Steuermänner des Cortez begingen, als sie die Lage der Küste bestimmten.

Am nächsten Tage landete ich. Ich fand eine Menge Weiber und Kinder, welche mit gefaltenen Händen vor einem Kreuze knieten, das ich ihnen gegeben hatte. Ich that sogleich dasselbe, und sprach mit dem Greise, welcher mir über neue Länder und Völkerschaften, die er kannte, Auskunft gab. Als der Abend angebrochen war, rief ich den Greis und forderte ihn auf, am Bord meiner Schaluppe zu schlafen. Er erwiderte mir, er wolle nicht, ich würde ihn mit meinen Fragen ermüden; ich versicherte ihm, ich hätte ihn nur um Eines zu bitten, nämlich mir auf einem Papiere anzugeben, was er von diesem Flusse und von den Bewohnern der beiden Ufer wisse. Er that es gern, und bat mich, ihm mein Vaterland eben so zu zeichnen, wie er das seinige gezeichnet habe. Ich that es, und drang, als der Tag angebrochen war, zwischen sehr hohen Bergen, zwischen welchen der Fluß ging, vorwärts. Die Schaluppen kamen unter großen Schwierigkeiten hindurch, weil Niemand da war, der das Seil zog. Als ich angelangt war, sagten mir einige Indianer, es wären Leute von Cumana gekommen, und unter andern ein

Zauberer, welcher sich erkundigt habe, durch welche Orte wir müßten, da er erfahren habe, es geschehe auf dem Flusse. Er hatte an beiden Ufern Rohre aufgepflanzt, allein wir kamen hindurch, ohne das Böse zu empfinden, das er uns zufügen wollte. Als ich meine Reise fortsetzte, kam ich zu dem Greise, welcher mit mir kam; ich ließ daselbst ein großes Kreuz aufrichten, und befahl, Briefe niederzulegen, um meine Ankunft zu melden; ich traf diese Maßregel für den Fall, daß Leute des Generals Nachricht von mir einziehen wollten, und als ich endlich sah, daß ich die Auskunft, welche ich wünschte, nicht erhalten könnte, faßte ich den Entschluß, wieder zu meinen Schiffen zu gehen. Als ich eben abreisen wollte, kamen zwei Indianer; sie ließen mir durch den Greis sagen, sie kehrten von Cumana zurück, wo sie meinen Befehlen zufolge gewesen wären; der Häuptling dieses Landes, welches sehr entfernt sei, könne nicht kommen, und wünsche zu wissen, was ich von ihm wolle. Ich erwiderte ihnen, ich wolle ihm anempfehlen, nie Krieg zu führen; meine Absicht sei, das Land zu untersuchen, da ich aber gezwungen sei, den Fluß wieder hinabzufahren, könne ich es nicht; ich würde jedoch wiederkehren. Sie gaben mir Aufschluß über eine Menge von Völkerschaften am Flusse, und sagten, er gehe viel weiter, als ich gesehen hätte, und nehme viele andere Flüsse auf, seine Quelle aber kennten sie nicht. Am nächsten Morgen fuhr ich fort. Am folgenden Tage kam ich da an, wo ich den Spanier zurückgelassen hatte; ich sagte ihm, die Sachen ständen gut, auf dieser und der frühern Reise hätte ich über dreißig Stunden im Innern gemacht. Die

